

HELLMUT G. HAASIS

Den Hitler
jag ich in die Luft
DER ATTENTÄTER GEORG ELSER

NAUTILUS



»Die seit 1933 in der Arbeiterschaft von mir beobachtete Unzufriedenheit und der von mir seit Herbst 1938 vermutete unvermeidliche Krieg beschäftigten stets meine Gedankengänge. Ich stellte allein Betrachtungen an, wie man die Verhältnisse der Arbeiterschaft bessern und einen Krieg vermeiden könnte. Die von mir angestellten Betrachtungen zeitigten das Ergebnis, dass die Verhältnisse in Deutschland nur durch eine Beseitigung der augenblicklichen Führung geändert werden könnten.«

Georg Elser, nach dem Verhörprotokoll der Gestapo Berlin



München, 8. November 1939: Alles war sorgfältig vorbereitet. In dreissig Nächten hatte Georg Elser im Pfeiler hinter dem Rednerpult eine Bombe installiert. Doch kurz bevor sie explodierte, hatte Hitler, früher als sonst, den Bürgerbräukeller verlassen. Zum gleichen Zeitpunkt war der Attentäter bereits verhaftet. Noch während Hitler seine Zuhörer gegen England aufstachelte, hatte Elser bei Konstanz versucht, unbemerkt in die Schweiz zu gelangen. In seiner Jackentasche fanden die Zöllner eine Postkarte des Bürgerbräukellers, die den «illegalen Grenzgänger» zum Verdächtigen machte. Er wurde an die Gestapo nach München ausgeliefert und dort nach schweren Folterungen zu einem Geständnis gezwungen. Am 9. April 1945 wurde der schwäbische Widerstandskämpfer im KZ Dachau ermordet. Bis dahin suchte die Gestapo in endlosen Verhören nach den «Hintermännern». Hitler und Himmler wollten nicht glauben, dass Elser allein gehandelt hatte; es musste Drahtzieher geben. Es gab sie aber nicht – ein Umstand, der später auch die Historiker verwirrte: Ein Handwerker, der keiner politischen Gruppe angehörte, ein Einzelner, der früh erkannte, dass der Kriegstreiber Hitler nur mit Gewalt gestoppt werden kann, passte in keine ideologische Schublade.



Hellmut G. Haasis, geboren

1942 in Mühlacker, studierte
Theologie, Geschichte, Sozio-
logie und Politik. Publizist,
Verleger und Rundfunkautor.

Veröffentlichungen u.a.: *Spuren
der Besiegten* (1984), *Gebt der*

Freiheit Flügel (1988), *Edelweisspiraten* (1996), *Joseph
Süss Oppenheimer, genannt Jud Süss* (1998). Er erhielt den
Thaddäus-Troll-Preis, Schubart-Preis, Civis-Preis.

Vollständig neu vom Autor überarbeitete Ausgabe auf der Grundlage der Buchausgabe von 1999 bei Rowohlt Berlin.

Edition Nautilus

Verlag Lutz Schulenburg Schützenstrasse 49 a,
D-22761 Hamburg www.edition-nautilus.de

Alle Rechte vorbehalten

© Edition Nautilus 2009

Umschlaggestaltung: Maja Bechert, Hamburg www.majabechert.de

Titelmotiv: «Zerstörter Bürgerbräukeller nach den Aufräumarbeiten», Süddeutscher Verlag – Bilderdienst.

Erstausgabe August 2009

Druck und Bindung: Fuldaer Verlagsanstalt 1. Auflage

ISBN 978-3-89401-606-7

Eingescannt mit [ABBY Fine Reader](#)

1 ER WAR JA NUR EIN EINFACHER SCHREINER

Elser hatte es schwer mit seinem Volk. Fast sechzig Jahre lang brauchte es, bis massgebliche Stimmen sich für seine Rettungstat gegen den Zweiten Weltkrieg aussprachen. Doch Elser bleibt mit einem Makel behaftet, wird gegenüber anderen Widerstandskämpfern zurückgesetzt und heisst häufig bloss: der einfache Schreiner.

Was das Eigenschaftswort «einfach» sagen soll, wird taktvoll ausgespart, die Lücke hat man selbst auszufüllen. Niemand zerbricht sich dabei den Kopf, was ein Schreiner eigentlich alles beherrschen und leisten muss, um so knapp an den Erfolg heranzukommen. Kein Wort von dem politischen wie kulturellen Milieu der Schreiner, einem traditionell linken Berufsfeld, das sich schon immer sperrte gegen blinden Untertanengehorsam und brachiale Körpergewalt.

Ein einfacher Schreiner: Woran erkennen wir das Einfache seiner Persönlichkeit? Ja, besass er überhaupt so etwas Gepflegtes wie eine Persönlichkeit? Einen Charakter? Irgendeinen Wert über sein Handwerk hinaus?

Der arrogante Begriff «einfacher Schreiner» setzt eine lange Geschichte der Verachtung fort, eine alte deutsche Übung der «besseren Stände». In Württemberg hätte so die «Ehrbarkeit» reden können, eine Führungsclique aus Patriziern mit der Kontrolle über die höchsten Ämter. Hitlers Regime aber verkaufte diesen «Einfachen» zuerst als einen raffinierten Jongleur mit internationalen Geheimdienstbeziehungen. Spekulierte wurde auf das konspirative England mit verschlagenen Geheimagenten gegen das aufrechte, grundehrliche Deutsche Reich. Oxford und Cambridge gegen den Aufsteiger Hitler aus den Münchner Bierkellern – und mitten drin ein einfacher

Schwabe von der Hobelbank, von dem kaum ein Hochschulabsolvent einen Satz verstanden hätte, wegen des urigen Dialektes.

Logistisch sei Elser ausgerüstet worden vom rebellischen Nationalsozialisten Otto Strasser (1897-1974) in Zürich. Vor diesem Handlanger Strassers konnte nur ein «Wunder» retten. Gott selbst musste eingreifen, um des Einfachen ausgeklügelte Tat ins Leere laufen zu lassen. Davon predigten einträchtig die nazistische Propaganda wie die christlichen Kirchen, die Himmler zum neuen Kirchenvater machten.

Hans Bernd Gisevius (1904-1974), einem der wenigen zivilen Mitstreiter des Aufstands vom 20. Juli 1944, verdanken wir die erste sympathische Beschreibung Elsers. Erst als Gisevius und sein Freund Arthur Nebe, der Reichskripochef, selber auf der Flucht vor den Nazischergen waren, beeindruckte sie dieser Schreiner. Recht spät kam ihnen die Erkenntnis, dass nur Elser den richtigen, einen möglichst frühen Zeitpunkt gewählt hatte, Hitler aus dem Weg zu räumen, der zum Weltkrieg führen musste. In seinen Erinnerungen an Arthur Nebe widmete Gisevius mehr als 40 Seiten dem schwäbischen Widerstandskämpfer. Der hatte Recht, der Elser, der hatte es gekonnt, auch technisch. Politisch konnten sie Elser nicht einordnen. Nur für einfach hielten sie ihn nicht.

Gisevius hatte Elser nie gesehen und gesprochen, er musste sich auf Nebe verlassen. Daraus resultieren Fehler, die durch wertvolle Details aufgewogen werden. Generell gilt, dass das Gedächtnis bei solchen Massen von Details und in tödlich unsicheren Zeiten nicht fehlerfrei sein kann. Auch Nebe wird nicht irrtumsfrei erzählt haben. Wir müssen Gisevius zugute halten, dass es bis zu seiner Veröffentlichung im Jahr 1966 keine Forschung zu Elser gab. Gisevius, ein hoher Regierungsbeamter, von Canaris im deutschen Konsulat in Zürich für die militärische Abwehr eingebaut, übernahm von Nebe eine noch heute berührende Schilderung Elsers:

«Mit seiner schwächtigen Figur, die welligen dunkelblonden Haare nach hinten aus dem hageren Gesicht gekämmt, kluger, scharfer Blick, feinnervige Handwerkerhände, wirkte er keinesfalls wie

ein Fanatiker. Mitglieder von kommunistischen Terroristengruppen sahen anders aus.»

Elsers Zeitbombe würdigte Gisevius als «ein Meisterwerk der Kunstschlerei». Hier sprach der Fachmann Nebe. Von den führenden Militärs, deren jahrelange Unfähigkeit zu einem Aufstand er erlebt hatte, hielt Nebe nichts: «Das sind doch keine Charaktere, keine in sich geschlossenen Persönlichkeiten.» Den Elser empfand Nebe völlig anders: «Nimm diesen Elser – das ist ein Kerl! Das ist der einzige unter uns, der es erfasst hatte und demgemäss handelte. Das ist ein Held unserer Zeit – und deswegen werden die Nazis, nein, gerade deine feinen Leute alles tun, um jede Erinnerung an ihn auszulöschen.»

Diese visionäre Bitterkeit über Elsers Chancenlosigkeit, in der Geschichte anerkannt zu werden, liess den Kripodirektor nicht mehr los. Elsers Schicksal sei «das eines ausgestossenen Einzelgängers, an dem sich selbst noch die Historiker verlegen vorbeidrücken würden, weil er sich in keines der gängigen Schemata von denen, die ‚dafür‘, ‚dagegen‘ oder aber vollständig indifferent waren, einfügen liess.»

Während die beiden vor den Kopfgängern der Gestapo durch die Mark Brandenburg hasteten, blieben Nebes Gedanken voller Bewunderung bei Elser: «Da siehst du’s, wie man sich als Einzelner auf etwas Grosses konzentrieren muss. Keine Aufrufe, keine Ministerlisten, keine Rivalitäten, nur die eine Tat.» Nebe gab nicht auf: «Und du wirst sehen, den Mann machen sie noch hinterher fertig; den schweigen sie tot.»

Elser geisterte auf der Flucht mit ihnen weiter: «Jawohl, der Mann wollte ganz einfach nicht den Krieg ... [Auslassungen im Original] Gerade deswegen werden die feinen Leute nichts von ihm wissen wollen, auch nicht hinterher ... [Auslassungen im Original] Sie haben übrigens ganz recht damit; sie handeln völlig instinktsicher. Der passt nicht zu ihnen.»

In der KZ-Haft sprachen SS-Wachleute von Elser dagegen gerne als von einem «primitiven Menschen». Ausgerechnet die Mitglieder eines Mörderordens. Die hohe Kultur lebte nach Elsers SS-Wachmann Franz Lechner eher im Gestapo-Trakt des Konzentrationsla-

gers Dachau bei anderen, bei Generälen und hohen Klerikern.

Ein neuer Wind für Elser kam nach Kriegsende auf: Presseleute plagten jedes Jahr die wenigen Augenzeugen wegen druckreifer Sätze, am Tatort München wie in der Heimat Königsbrunn, aber sie erhielten Abfuhren. Die ihn gekannt hatten, ruderten von ihm weg, der Schreiner konnte nur «ein Sonderling» sein. Das liess sich jahrzehntelang nachplappern. Einige bekamen die Journalisten nur los, wenn sie sich dem Schwindel der Zeit unterwarfen, Elser habe im Auftrag der SS oder Hitlers gearbeitet.

Als anspruchsvollere Wissenschaftler es genauer wissen wollten, entdeckten sie voller Entsetzen, dass dieser Schreiner gar keine «richtigen», allgemein geschätzten Bücher gelesen hatte. Ein Analphabet? Elser hatte sich nicht in die «hohe Literatur» vertieft – was Widerstandskämpfer dringend tun sollten, bevor sie Hitler am millionenfachen Blutbad hindern.

Elser hatte ja auch bloss sieben Jahre die Schule besucht. Lothar Fritze, ein weit nach rechts hinaushängender Moralphilosoph in Dresden/Chemnitz und auf Kriegsfuss stehend mit der deutschen Sprache, brachte es auf einen Kampfbegriff: Elser hatte «seine Beurteilungskompetenz überschritten». Fritze hätte gleich sagen können: Der Schreiner sei zu dumm, um voraussehen zu können, wohin Hitler Deutschland und Europa führen werde, denn dazu müsse man zuerst einmal über Jahre Moralphilosophie studieren.

Schauen wir auf Elsers Alltagskultur, da öffnet sich vor dem gehobenen Kulturbürger ein weiterer Abgrund: Elser war kulturell eher ländlich, zurückgeblieben. Besuchte in Konstanz einen Trachtenverein, in Kreuzlingen die Abstinenzler. Musikalisch brachte er es nicht zum Pianoforte oder wenigstens zur Vorliebe für die Klassik, sondern nur zur Tanzmusik mit Kontrabass oder Ziehharmonika, als Solist zur Zither. Seine Lieblingsmelodien, mit denen er sich aus dem Konzentrationslager fortträumte, waren Film-Schlager der Zeit.

Nein, nein, das ist wirklich nicht die grosse Kultur. Was hat so einer in unserer nationalen Geschichte der grossen Männer verlo-

ren? Auch Elser's Gesprächskultur war bescheiden. Seine Mutter sagte nach dem Krieg, der Georg habe wenig, oft nichts gesagt. Er sei ihr zu schweigsam gewesen, sehr folgsam war er schon als Kind. Als die Gestapo nach dem Anschlag Königsbronn überfiel, rümpften die Leisetreter ihre Nasen, man habe mit ihm kein flüssiges Gespräch führen können.

Den Höhepunkt von Elser's Einfachheit glaubte Pfarrer Martin Niemöller, ein Zeuge der Bekennenden Kirche, entdeckt zu haben: Elser wurde von der SS geduzt. Damit sei alles gesagt, dachte man lange.

Trockene wissenschaftliche Leser seien gewarnt: Eine Biografie soll eine Lebensbeschreibung sein, und Leben wird auch von Hoffnungen, Enttäuschungen, Erfolgen, Niederlagen, Lachen und Weinen gezeichnet – und von Liebe, aber auch von Wut und Hass. Wer Elser verstehen will, tut gut daran, über die Rekonstruktion blosser Daten und Strukturen hinauszugehen. – Auch darüber stand ich in einem fruchtbaren Gedankenaustausch mit Ralf Jandl, dem ich gerne danke.

2 JUGEND UND SCHREINEREI IN KÖNIGSBRONN

Die kriminellen Grundlagen von Hitlergegnern wie von allgemeinen Gesetzesbrechern glaubte die Kriminalpolizei ab 1936 in der Vererbung finden zu können. Biologische Untersuchungsverfahren standen ihr aber nicht zur Verfügung. Als Ersatz stellte die Polizei «Sippschaftsbogen» mit Familiengeschichten zusammen. Elser's Bogen fiel interessanter aus als jede Notariatsakte, denn darin bekommen wir Einblick in familiäre Konflikte und zugleich in die Beschränktheit der Polizei.

Es wäre zu schön gewesen, Elser's Tat als Folge einer Erbanlage nachzuweisen, wie wenn sich die Bereitschaft zum Attentat verer-

ben liesse – ausgerechnet in Deutschland, dem klassischen Land des Untertanengehorsams. Georg Elser erwies sich dabei als Spielverderber. Als der Stuttgarter Kriminalsekretär Otto Kessler ab November 1939 in Königsbronn Elsers Lebensspuren ermittelte, verfolgte er jede Kleinigkeit. Ein Königsbronner spottete nach dem Krieg, bloss die Hebamme hätten sie nicht ausgequetscht, aber bis zu den Kinderspielen im Sandkasten hätten sie bei Elser gefährliche Neigungen gesucht.

Die Gestapo fand nichts, was eine Disposition zum Attentäter hätte nahelegen können. Er soff nicht wie die braune Herrenrasse, im Bürgerbräukeller fiel er auf, weil er nur ein Bier trank – fast eine Provokation. Er prügelte Frauen nicht, wodurch er sich vom autoritären Männertypus abhob. Er hatte sich keine Geschlechtskrankheit geholt, stand nicht mit Juden in Verbindung, kannte weder Freimaurer noch Engländer und in der Verwandtschaft liessen sich keine Geistlichen finden.

Der biologische Ansatz konnte mehrdeutig ausfallen, wohl deshalb wurde er bei Elser auch nicht konsequent verfolgt. Des Vaters Brutalität und Trunksucht zeigten ja eher Nähe zum NS-Männertypus. Die entsprechenden Passagen im Protokoll der Gestapo klingen wie unfreiwillige Parodien auf den geläufigen Männertypus. Die biografischen Nachforschungen sollten bei Elser den Charakter eines «Asozialen» herausarbeiten, was zu Elsers Begabung, Berufsfleiss, Umgänglichkeit, Musikalität, Charme und Menschenliebe einfach nicht passen wollte.

Was heute auffallen mag, war für die Nazis ohne Bedeutung. Unter Elsers Vorfahren wimmelte es von unehelichen Kindern. Das war üblich, denn man konnte nicht so bald heiraten, wie der Geschlechtstrieb sich regte. Verhütungsmittel waren auf dem Land und für ärmere Leute unerreichbar. Die christliche Moral tat ihr Bestes, gegen den vorehelichen Geschlechtsverkehr anzupredigen, vergeblich. Also gab's halt reichlich Kinder, geheiratet wurde später, wenn Wohnung und Aussteuer da waren. Georg Elser tanzte mit seinem unehelichen Sohn Manfred nicht aus der Reihe. Seine Mutter, ein

wenig bigott, brach mit dieser Linie und warf ihren Sohn aus dem Haus wegen der Liebe zu Elsa Härten (geb. 15. August 1911 in Göppingen-Jebenhausen), der gequälten Ehefrau eines Faulenzers und Trinkers.

Auch die Grossmutter mütterlicherseits, Karolina Müller, war unehelich. Woher sie stammte, lässt sich nicht mehr sicher feststellen, angeblich aus Neunkirchen bei Heidelberg. Am 29. Dezember 1879 gebar sie in Heidelberg ihre Tochter Maria, Georgs Mutter, neun Tage danach verschwand sie aus dem Wochenbett. Ihr Kind liess sie dem Vater zurück, niemand hat je wieder von ihr gehört. Vater Müller brachte seine Tochter zunächst in ein Kinderheim und nahm sie später zu sich, als er in eine Wagnerei in Hermaringen einheiratete, einem Ort südlich von Heidenheim.

Unehelich war auch Grossvater Elser. Er übernahm den elterlichen Hof in Ochsenberg bei Königsbronn, war fleissig und genoss einen guten Ruf. Bei einer Rauferei auf einer Hochzeitsfeier warf er einem Gast einen Masskrug an den Kopf. Dafür gab's zwei Monate Gefängnis – als erbliche Belastung Georgs für ein Sprengstoff attentat nicht der Rede wert. Am Ende starb dieser Grossvater an einer Wurstvergiftung: ein echter Schwabe, der eine verdorbene Wurst nicht wegwerfen konnte.

Georgs Vater Ludwig Elser kam 1872 in Ochsenberg auf die Welt, hatte 18 Geschwister und lernte gut in der Volksschule. Als Vater und Mutter Elser 1902 Georg, ihren Ältesten, zeugten, war der Vater als Fuhrmann in einer Hermaringer Mühle beschäftigt. Die Mutter arbeitete im selben Ort in der elterlichen Landwirtschaft und im Haushalt mit. Georg kam am 4. Januar 1903 in Hermaringen auf die Welt. Sein Geburtshaus wurde 1985 abgerissen, dort steht heute eine Tankstelle.

Nach der Heirat zogen die Eltern 1904 nach Königsbronn, eine Gemeinde nördlich von Heidenheim. Der Vater betrieb einen Holzhandel und ein Fuhrunternehmen mit zwei, später mit vier Pferden. Durch eine Erbschaft konnte er sich eine Landwirtschaft aufbauen, die freilich seine Frau mit den kleinen Kindern zu betreiben hatte, er selbst kümmerte sich darum nicht. Georg musste schon als Kind für

ihn einspringen und ständig schwer arbeiten.

Der Vater stellte für Georg eine schwere Belastung dar, doch das interessierte die Gestapo nicht, standen doch Brutalität und Jähzorn bei ihr hoch im Kurs. Georgs tief verwurzelte Abneigung gegen Nazis gründete in den Erfahrungen mit dem Vater. Im Berliner Gestapoverhör wurde er ausführlich nach dem Vater befragt; hier, wie an den meisten Stellen des Protokolls, musste der Text durch zahlreiche Zwischenfragen zusammengeflochten werden. Elser selbst wollte gegen seinen Vater nicht vom Leder ziehen. Die Fragen berührten einen wunden Punkt seines Inneren, das deprimierende Familienleben, dem er durch Musik, Tanzen, Wandern, Experimentieren, kostenlose Mithilfe beim Bauen anderer, durch Schreinerarbeiten und vor allem durch die Liebe zu Elsa zu entfliehen suchte. Seine geringe Beredsamkeit dürfte auf das traumatische Familienleben zurückgehen. Als Ältester bekam Georg am stärksten den Unterwerfungsdruck des Vaters zu spüren, ein traditionelles Unglück für die Erstgeborenen, die sich schwerer verbal behaupten können und eher in Schweigsamkeit abtauchen. Seine Schwestern hatten es leichter.

Nach einem Familienstreit, bei dem Georg um sein Wohn- und Besitzrecht im 1937 gekauften Haus in der Wiesenstrasse betrogen wurde, zerfiel er mit der Mutter und fast allen Geschwistern, die sich der dominierenden Mutter anschlossen. Mit der Schwester Friederike kam er auseinander wegen eines Schrankes. Beide hatten mit ihrem Geld einen Schrank gekauft, den Friederike bei ihrer Eheschliessung einfach mitnahm, ohne Georg zu fragen oder zu entschädigen. Bei solcher Ungerechtigkeit war Elser empfindlich und nachtragend. Auch aus solchen vertuschten Konflikten speiste sich die Legende vom Sonderling Georg Elser.

Jetzt, nach dem Hinausdrängen aus dem Haus, kam er mit dem Vater besser aus, der draussen im Gartenhaus am Flachsberg oberhalb Königsbronns wohnte, gesundheitlich schwer angeschlagen, wie die Gestapo im Sippschaftsbogen festhielt: «Durch jahrelange rheumatische Krankheit sind seine beiden Beine fast gelähmt, er

macht einen schwer leidenden Eindruck und kann sich nur in knapper Not mit zwei Stöcken fortbewegen.»

Im Gestapo verhör suchte Elser anfangs, das familiäre Drama und dessen Ursachen herunterzuspielen. Erst zähes Nachfragen der Kriminalkommissare förderte die bösen Erinnerungen zutage. Wir müssen uns nach jeder bruchstückhaften Aussage Elsers ein, zwei oder mehr Fragen der Kommissare hinzudenken. Ohne ständiges Nachbohren verharrte Elser in Schweigen. Und im Nichtreden war er schwer zu schlagen – seine Stärke im Verhör.

«Nicht jeden Tag, aber oft kam mein Vater sehr spät nach Hause. Soviel ich weiss, war er oft im Wirtshaus. Meine Mutter hat uns Kindern erzählt, dass sie vom Vater oft geschlagen werde. Gesehen habe ich es allerdings nicht. Ob mein Vater die Mutter nur mit der Hand oder mit einem Stuhl, einer Laterne oder mit sonst etwas geschlagen hat, weiss ich nicht. Es kam vor, dass wir vom Vater, wenn er nachts nach Hause kam, noch zu irgendetwas, z.B. Stiefelausziehen, aus dem Bett geholt wurden. Ich kann mich aber nicht erinnern, und ich glaube es auch nicht, dass er uns nachts im Rausch einmal geschlagen hätte. Von meinem Vater habe ich überhaupt nur Schläge bekommen und dies oft, wenn ich etwas angestellt hatte. Auch von meiner Mutter habe ich gelegentlich, nicht oft, Schläge bekommen.»

Das Protokoll kommt nebenbei auf die Ängste der Kinder zu sprechen, wenn der Vater nachts besoffen ins Haus polterte. Die prägende Erfahrung der Kinder von Trinkern. «Aufgewacht sind wir nachts immer, wenn mein Vater nachts im Rausch nach Hause kam. Beim Betreten des Hauses hat er immer schon geschimpft. Es war nicht nur so, dass mein Vater etwa nur samstags betrunken war, es kam auch wochentags, ganz unterschiedlich, vor. Soviel ich weiss, hat er lediglich Bier und Wein getrunken. Schnaps glaube ich wenig. Dass mein Vater meiner Mutter mal versprochen hätte, nicht mehr zu trinken, kann ich mich nicht erinnern, gehört zu haben.»

Ein Foto um 1920 zeigt den Vater auf seinem Holzplatz in Kö-

nigsbronn. Vor dem hoch aufgeschichteten Holz steht ein kleiner, gedrungener Mann. Alle Elsers waren so klein. Von den Nazis bekamen sie zu hören, rassistisch entsprächen sie nicht den richtigen Deutschen, sondern dem ostischen Typ. Diese Herabwürdigung immunisierte sie gegen die NS-Rassenideologie. Im Münchener Personalbogen Elsers fehlt folgerichtig die sonst bei Deutschen übliche Bezeichnung «deutschblütig». Die Elsers standen für die Rassenideologie ausserhalb der Deutschen.

Sieben Holzstösse sind auf dem Foto hinter dem Vater zu sehen. Der Händler steht grimmig davor, wie ein Opfer der übermächtigen Holzmasse. Auch zu dieser Zeit musste Georg ständig seinem Vater helfen, der keine glückliche Hand beim Holzhandel hatte. Der Vater war auffahrend, verletzend jähzornig, ehrsüchtig und leicht zu provozieren. Bei Holzversteigerungen kam er schon mit ein paar Bier hinter der Binde an und konnte nicht mehr mit kühlem Verstand der Versteigerung folgen. So wurde er leicht das Opfer von Konkurrenten, die seine Gebote zum Spass oder aus Berechnung höher trieben, als er es sich wirtschaftlich leisten konnte. Am Ende sass der sture Holzhändler zwar oft als Sieger da, machte aber beim Verkauf meistens Verluste, die an die Substanz des Familienbesitzes gingen, an die Äcker. Nachts kam der Trinker spät und schimpfend nach Hause und liess seine Wut vor allem seine Frau spüren. Eine weitere Familienerfahrung, die bei Georg Elser die Herausbildung eines nichtautoritären Charakters förderte.

Im Jahr 1910, als Georg sieben Jahre alt war, hatte die Mutter genug von diesem Mann und zog mit den Kindern zu ihren Eltern nach Hermaringen. Schon eine Woche später gelang einer Schwester des Vaters die Aussöhnung, Mutter und Kinder kehrten zurück. Aber es änderte sich nicht viel. In den trostlosen Familienerfahrungen dürfte Georgs starkes Gerechtigkeitsempfinden gründen: das tragende Motiv seiner antinazistischen Einstellung.

Als der Älteste wurde Georg in jeder Hinsicht am schwersten hergenommen, von beiden Eltern: bei der Unterordnung, den Prügeln und der Arbeit. Als Einziger musste er hart im Holzhandel des Vaters arbeiten – die nächsten Geschwister waren Mädchen und

wurden da verschont – und in der Landwirtschaft der Mutter. Dafür bekam er nicht einmal ein Taschengeld, während der Vater das Geld in die Wirtshäuser trug. Dank erntete Georg sein Leben lang nicht.

Von der Mutter wird Georg Zähigkeit und ein hohes Arbeitsethos gelernt haben, ein säkularisiertes Erbe des württembergischen Pietismus. Als sie 1950 bei der Kripo über ihren toten Erstgeborenen sprach, streifte die herbe Frau nur einmal ein klein wenig Wärme und Freude. «Mein Mann ist im Jahre 1942 verstorben. Ich beziehe eine monatliche Rente in Höhe von DM 50,- und gehe nebenher noch zum Arbeiten in die Landwirtschaft. Ich bin von klein auf das Arbeiten in der Landwirtschaft gewöhnt und verrichte diese Arbeiten gerne, ohne Arbeit könnte ich gar nicht sein.»

Georg Elser schlug nicht aus der Art. Während andere seines Jahrganges hinter Mädchen her waren oder ihre Freizeit mit anderen Vergnügungen verbrachten, kannte er nichts als Basteln in einer Werkstatt, Experimentieren und Erfinden. Häufig arbeitete er am Wochenende für sich.

In jungen Jahren hatte Georg neben der Schule und der Feldarbeit auch noch «Kindsmagd» zu sein, er musste auf die kleineren Geschwister aufpassen. Wie bei bäuerlichen Familien üblich, hatte Georg nach der Schule zuerst in der Landwirtschaft mitzuarbeiten, erst danach kamen die Hausaufgaben an die Reihe. Die Eltern interessierten sich nicht für seine Schulleistungen, sie fragten nicht nach seinen Zeugnissen. Noch beim Berliner Verhör erinnerte sich Georg, dass ihm das Lernen «ziemlich ershwert» wurde. Seine Talente konnte er nur auf autodidaktischem Weg entwickeln. So brachte er für die Vorbereitungen zum Attentat gerade als Autodidakt die besten Voraussetzungen mit und stellte für die Polizei eine schwer zu begreifende Überraschung dar.

Die Mutter ging nie aus, so etwas gehörte sich nicht. Ihre einzige Abwechslung und ihr Trost bestanden darin, am Sonntagnachmittag die Bibelstunde zu besuchen, eine Veranstaltung der evangelischen Kirche und ein Erbe des württembergischen Pietismus, dennoch keine pietistische «Stunde». Bemerkenswert: Als Elser in München

während der Attentatsvorbereitung immer nervöser wird, findet er seine einzige Beruhigung darin, eine stille Kirche zu besuchen, wohl eine katholische, und dort das Vaterunser zu beten. Ein anderes Gebet kannte er nicht, und er brauchte es auch nicht. Der Konfessionsunterschied spielte für ihn keine Rolle. Im Übrigen lag seine Freude im handwerklichen Experimentieren, in der Musik, im Tanz, in der Liebe.

Dass die Ehe der Eltern eine Qual war, wusste man im Ort. Als 1959 ein Journalist Elser's Königsbronner Spuren nachging, traf er auf Anton Egetemaier, der in den Dreissigerjahren mit Elser im Zitherklub gespielt hatte und Schneider und Briefträger gewesen war. Nach Egetemaier war der Vater Elser «äusserst jähzornig, rücksichtslos und brutal». «Bei der geringsten Kleinigkeit konnte er in einen unbändigen Zorn geraten, den nächstbesten Knüppel greifen und wahllos auf seine Familie einschlagen. Er verprügelte dann auch sehr wohl seine Frau.»

Für Georg Elser's Kindheitstrauma zeigte seine Freundin Elsa Härten Verständnis. Sie litt in einer ähnlichen Ehe wie Elser's Mutter: ihr Mann Hermann ein Trinker, der nur ab und zu arbeitete und das Geld versoff. Elsa nannte ihre Ehe «ein Martyrium». Georg konnte am besten ihr sein Herz ausschütten, wie Elsa sich noch zwanzig Jahre später erinnerte: Er besass nie ein richtiges Elternhaus, sein Vater vertrank den Verdienst, Georg hatte als der Älteste für seine Mutter und Geschwister zu sorgen. «Er muss eine sehr schlechte Kindheit gehabt haben», folgerte Elsa. Sie selbst backte gerne Kuchen, die Georg mit besonderem Vergnügen ass, er hatte so etwas zu Hause nie erlebt. «Meine Mutter hatte nicht einmal das Geld, mal ein halbes Pfund Zucker zu kaufen», so erklärte er seiner Elsa.

Die Mutter verschwieg 1950 bei den Vernehmungen für die bayerische Justiz die schlimmen Familienzustände. Umso mehr lobte sie ihren Sohn: eine späte Aussöhnung mit dem auch von ihr hinausgedrängten Ältesten. «Georg war ein folgsamer Junge und hat uns in der Erziehung keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Er war ziemlich ruhig, beinahe unserer Meinung nach zu ruhig.»

Wenigstens in der Schule ging es nicht ganz so hart her wie in der Familie. Gerne hatte Georg nur die Fächer Schönschreiben, Rechnen und Zeichnen. An Schlägen gab's keinen Mangel, nur fiel Georg das nicht weiter auf, er war mehr gewohnt. «Schläge bekam ich nicht mehr als die anderen und immer nur dann, wenn ich meine Hausaufgaben nicht richtig gelernt hatte.» Da er in der Landwirtschaft mitarbeiten musste, war dies nicht selten der Fall. Die meisten Lehrer, so erinnerte sich Elser, waren gerecht, für ihn ein entscheidender Gesichtspunkt der Menschenbeurteilung. Im Berliner Verhör urteilte er treuherzig über seinen ersten Lehrer Böhmler: «Schläge gab es, soweit ich glaube, immer nur dann, wenn es notwendig war.»

Schlimmer führte sich der Lehrer Hermann in der vierten und fünften Klasse auf, der «zwischenmal die ganze Klasse einfach verprügelt hat». So jemand war aber selbst damals eine Ausnahme. Gerade zu dieser Zeit erhielt Elser in der vierten und fünften Klasse eine Belobigung, wenn auch in einem bescheidenen schwäbischen Ausmass: für gutes Zeichnen ein Schulheft, für gutes Rechnen zehn Pfennig.

Zum Beginn des Ersten Weltkriegs wurde der Vater nach Ulm dienstverpflichtet, als Fuhrmann in der Reichsfestung. Am Ende jedes Kriegsjahres herrschte bei den Elsers Hunger, sie mussten eine bestimmte Menge landwirtschaftlicher Produkte abliefern und durften nur wenig behalten, womit sie im nächsten Jahr auskommen mussten. Den Krieg empfand Georg Elser als tiefen, unheilvollen Einschnitt, auch wenn er selbst nicht eingezogen wurde. Die Gestapo konnte sich später nicht vorstellen, dass ein Nichtsoldat wie Elser eine so starke Abneigung gegen den Krieg hatte.

Unlängst kam die Behauptung auf: «Der Erste Weltkrieg brachte für die Familie Elser zwar Einschränkungen mit sich, bedeutete aber keinen grundlegenden Einschnitt.» Aus den Zwangsabgaben der Ernte schlossen die Autoren nur: Lebensmittel waren bei den Elsers «ein knappes Gut». Der Kripodirektor Arthur Nebe erzählte seinem Freund Hans Bernd Gisevius um Weihnachten 1939 von Gesprächen mit Elser. Mit Einfühlungsvermögen in Georgs Familiensitua-

tion lässt sich ahnen, dass Elser unter einschneidenden negativen Kriegserinnerungen litt: Elser «legte mir leidenschaftlich und mit simplen Sätzen dar, Krieg bedeute für die Massen aller Länder Hunger, Elend und millionenfachen Tod». Elser, der grosse Schweiger, entwickelte beim Kriпочef Nebe auf einmal eine bei ihm bisher nicht erlebte Leidenschaft, in einer Umgebung, in der er schon oft gefoltert worden war. Die Schrecken des Krieges übertönten in ihm alles. Elser hatte als Kind nicht das Trommelfeuer in den Schützengräben erlebt, stattdessen ständigen Hunger, dazu einen über den Kriegsdienst frustrierten, wütenden Vater, dessen Transportgeschäft geschädigt worden war.

Warum spricht darüber nicht das Verhörprotokoll? Ganz einfach deshalb, weil die Gestapo danach nicht fragen mochte. Sie wollte Elser keine Chance geben, seine Friedenssehnsucht auszubreiten.

Hinter Elser's Abscheu vor dem Krieg steckte keine in Konstanz erworbene kommunistische Ideologie, wie man ausweichend annehmen könnte. Die Parteikommunisten Moskauer Richtung zielten nicht so sehr auf die Verhinderung des Massenhungers ab, sondern auf den Umsturz, wofür die Not vorher nicht gross genug sein konnte. Georg Elser war bei Kriegsbeginn elf Jahre alt, er musste bereits schwer arbeiten, als Ältester mit für die kleineren Geschwister sorgen, und dennoch blieb ihnen nicht genug zu essen übrig. Am Tisch sah er die kleinen Geschwister hungern, was sein Gerechtigkeitsgefühl empörte. In seiner sozialen Verantwortung kam er sich hilflos vor. Über der Familie Elser thronte nicht der Deutschnationalismus, der sich bei vielen bürgerlichen Familien über die Kriegszeit hinwegretten und die Brücke zum Nationalsozialismus schlagen konnte. Aus den Jahrgängen um 1900-1905, zu denen Elser (geb. 1903) zählte, rekrutierte der Sicherheitsdienst- und Gestapochef Reinhard Heydrich (geb. 1904) seine hochkriminelle Führungselite für den Sicherheitsdienst (SD, eigentlich Geheimdienst der SS). Die deutschnationale Orientierung half, alle Widrigkeiten den Siegermächten anzukreiden und so den Boden für Hitler zu be-

reiten. Das zog bei Georg Elser nicht, der die wirklichen Kriegstreiber verantwortlich machte.

Wegen seiner Familie, die sich in Königsbronn am sozialen Rand befand, und wegen seines gedrückten Lebens stand Elser nicht im Zentrum jugendlicher Freundschaften. Aber sein bester Freund, Eugen Rau, sass mit ihm vom ersten Schuljahr an auf der Schulbank, er war entscheidend bei der ersten Berufswahl und wohnte neben ihm in der Wiesenstrasse, wo das zweite Haus der Familie lag. Im Berliner Verhör, bei dem Elser möglichst alle, die ihn kannten, aus dem Verdacht der Gestapo herauszuhalten suchte, gelangen Elser viele glückliche Streiche. Die Freundschaft mit Eugen Rau stufte er als nicht mehr besonders eng herunter. Als Freund nannte er schlitzohrig nur noch Hans Scheerer, der nach Amerika ausgewandert und dort verschollen sei. Andere Freunde wie den Kommunisten Josef Schurr konnte er erfolgreich verschweigen, ebenso die vielen guten Bekannten im Ort, in den Betrieben und Musikvereinen. Keinen einzigen hat Elser in sein Unglück mit hineingezogen. Hier halfen seine besten Waffen: Schweigen und Harmlosigkeit bis zur Begriffsstutzigkeit. Diese selbstlose Leistung kann man ihm nicht hoch genug anrechnen.

Im Jahr 1917 beendete er die siebenjährige Volksschule. Bis er im Herbst eine Lehrstelle antreten konnte, arbeitete er weiter im Holzhandel des Vaters und in der Landwirtschaft der Mutter, erhielt dafür Essen und Kleidung, aber keinen Lohn. Seine Sparsamkeit, die ihm bei der Vorbereitung des Attentats zustatten kommen wird, erhielt einen Zug zum Geiz, wie sein Königsbronner Lehrmeister Robert Sapper bemerkte. Freizeit kannte Elser nicht. Eine Chance, sich selbst zu entwickeln, bekam er erst ausserhalb seiner Familie, am Bodensee.

Auf den Rat seines Freundes Eugen Rau hin begann Elser im Herbst 1917 eine Lehre als Eisendreher in den Hüttenwerken Königsbronn, einem der ältesten Industriebetriebe Württembergs. Den Ausschlag für diese Berufswahl gegen den Willen des Vaters gab, dass Eugen Rau im selben Betrieb arbeitete. Elser hielt bei der Gestapo für erwähnenswert, dass er für diese Berufswahl vom Vater keine Schläge bezog. Offenbar eine Überraschung und selten. Der

Vater riet ab, die Mutter jedoch hielt wenigstens hier zum Sohn. Der Vater wollte, dass der Junge weiterhin zu Hause mitarbeite, kostenlos. Er setzte auch durch, dass Georg seinen Lehrlingslohn abgeben musste. Wenn Georg etwas Bestimmtes kaufen wollte, bekam er den genauen Betrag ausgehändigt.

In der Heidenheimer Gewerbeschule entwickelte sich Elser erfolgreich, von drei Belobigungen in seiner Klasse entfiel eine auf ihn. Ohne Zweifel besass er technisches Talent. Den Grund für seinen Berufsstolz, den er noch in der Gestapozentrale, in der Prinz-Albrecht-Strasse, zäh verteidigte, legte er in diesen Anfängen. Er erwarb Grundfertigkeiten in der Metallverarbeitung, die ihm beim Bau des Sprengapparats zugute kamen.

In der Eisendreherei litt Elser bald an Fieber und Kopfschmerzen, die schmutzige Arbeit mit dem unbemerkten Einatmen winziger Metallsplitter schadete seiner Gesundheit. Nach anderthalb Jahren musste er aufhören und einen neuen Lehrberuf suchen. Nun folgte er seiner Neigung zur Schreinerei. Diesen Beruf hatte er in der Nachbarschaft kennengelernt. Wenn er nach Feierabend für den elterlichen Hof Sägemehl und Hobelspäne holte, sah er in der Schreinerei bei der Arbeit zu, die ihm immer besser gefiel. Am 15. März 1919 trat er als Lehrling beim Schreinermeister Robert Sapper ein. Ein Kleinbetrieb, in dem neben dem Chef, dem Meister, noch ein Geselle und drei Lehrlinge arbeiteten.

Als Elser von der Gestapo nach seiner Schreinerlehre gefragt wurde, lief ihm das Mundwerk besser. Das war seine Welt, nicht die Parteiideologie. In der Ausbildung machte er anfangs einfache Dinge, stellte Kisten, Schemel und Hocker her, schnitt das Holz zu, hobelte und baute es zusammen. Schon diese Arbeiten sagten ihm zu, und er erwies sich als sehr geschickt. Die Aufgaben wurden schwieriger. Am Ende seiner Lehrzeit konnte er grosse Möbel alleine anfertigen. Nebenher arbeitete er gelegentlich in der Bau-schreinerei mit, einem meist schmutzigen, groben und unpräzisen Geschäft, das er nicht mochte. Seine Vorliebe galt der anspruchsvolleren Möbelschreinerei, er nannte sich später am liebsten

«Kunstschreiner». Als Wochenlohn erhielt er im ersten Lehrjahr eine Mark, im zweiten zwei Mark, im dritten drei oder vier. Damit durfte er sich Kleidung kaufen und Werkzeuge für seine Bastelarbeiten. An seiner Werkzeugsammlung hing sein Herzblut, was seiner Schwester Maria Hirth in Stuttgart im November 1939 zum Verhängnis werden sollte, als die Gestapo bei ihr Georgs Werkzeuge fand. Auch zu Hause bewies Elser Talent und Fleiss. Er baute einen Keller zum Wohnraum um, es war sein erstes eigenes Zimmer.

Die Heidenheimer Gewerbeschule absolvierte er als Bester seines Jahrgangs. Endlich waren die Eltern mit ihm zufrieden. Da er im Lehrbetrieb Robert Sapper zu wenig verdiente, kündigte er, um in Aalen in der Möbelfabrik Rieder (heute City Hotel Antik, Stuttgarter Strasse 45-47) zu arbeiten. Sein Chef Sapper nahm die Kündigung nicht an, dieser geschickte Geselle war unersetzlich. Schon als Lehrling hatte Elser auch mal über die Zeit hinaus gearbeitet, wenn es Not tat. Nach der zweiten Kündigung ging er einfach nicht mehr zur Arbeit. Selbständigkeit und Entschiedenheit zeichneten ihn sein Leben lang aus. Nicht lange schwätzen, sondern handeln.

Bis Herbst 1923 arbeitete Elser in Aalen. Die galoppierende Inflation stürzte ihn in die erste Krise seines Berufslebens. Der rasante Geldverfall entwertete seinen Lohn wöchentlich, am Ende täglich. Was heute in der Lohntüte steckte, mit dem konnte man morgen gerade noch einen Laib Brot kaufen. So zog es Elser vor zu kündigen, er kehrte in die alten Verhältnisse zurück: Mitarbeit im Holzhandel des Vaters und in der Landwirtschaft der Mutter gegen Kost und Logis und erneut ohne Taschengeld.

Im Sommer 1924 fand Elser eine neue Stelle in der Heidenheimer Möbelschreinerei Matthias Müller. Auch dies ein kleiner Betrieb mit vier bis fünf Gesellen und ein bis zwei Lehrlingen. Die Firma fertigte auf Kundenbestellung Wohnungseinrichtungen an; Elser baute vorwiegend Küchen- und Kleiderschränke – völlig selbständig, was ihm wichtig war. Diese Selbständigkeit, sein Stolz, wurde durch moderne Möbelfabriken mit Massenfertigung ausgehebelt, sie hielt sich

vor allem noch im ländlichen Bereich, dank kürzerer Wege zu den Kunden und geringerer Löhne.

Bei seinem Entschluss zum Attentat und der Vorbereitung war es gerade die Selbstverantwortung im Planen und Handeln, die ihn von grossen Teilen des Widerstands gegen Hitler unterschied. Auf eigene Faust Hitler zu beseitigen und das Blutvergiessen zu stoppen, kam für die Männer des militärischen Widerstandes nicht in Frage.

Anfang des Jahres 1925 kündigte Elser, auch Matthias Müller wollte ihn nicht gehenlassen. Elser blieb wieder ohne Zustimmung fern und arbeitete zu Hause mit wie gewohnt. Auf die Dauer hielt es ihn jedoch immer weniger daheim: «Ich hatte ein Verlangen, in die Fremde zu gehen, um mich in meinem Beruf weiter auszubilden.» Ähnlich seine Mutter nach dem Krieg: «Georg war sehr strebsam in seinem Beruf, er wollte vorwärts kommen und immer weiter lernen.» Seine Lebensweise sei sehr solide gewesen, er habe nicht geraucht und nicht getrunken. Die Abneigung gegen den Alkohol verdanke sich den schlimmen Erfahrungen mit dem Vater.

Georg Elser ging es um mehr. Er wollte weg vom Elend der zerstrittenen Eltern, von der ständigen Aufsicht über sein Leben und seinen Lohn und vom Zwang, als der Älteste zu Hause immer zur Verfügung stehen zu müssen. «Auch von den Mädchen wollte Georg, solange er hier in Königsbronn war, nichts wissen», berichtete seine Mutter, aber erst nach dem Krieg, und traf damit einen neuralgischen Punkt ihres Sohnes. Der 22-Jährige empfand sicher, dass sich das ändern müsse, und er sah keine Chance, angesichts seiner aufmerksamen Mutter erste Liebeserfahrungen zu machen. Als er sieben Jahre später aus Konstanz zurückkehrte, sich in eine gleich seiner Mutter gequälte, aber noch verheiratete Frau verliebte, sie mit auf sein Zimmer nahm und sie glücklich machte, wie Elsa nach dem Krieg erzählte, warf ihn seine Mutter einfach aus dem Haus. Und er liess sich hinausschmeissen, mit der durchbräunten Heimat hatte er schon lange gebrochen. Er wollte nur noch in die Schweiz auswandern, in ein Land ohne Nationalsozialisten und ohne Kriegsgefahren.

Nach dem Verhör verfolgte die Gestapo über das Auswärtige Amt eine Spur in den Vereinigten Staaten von Amerika. Das Ministerium forschte in Philadelphia nach Elsers ehemaligem Arbeitskollegen Otto Britsch, der dort Chauffeur war, schon lange eingebürgert. Das deutsche Generalkonsulat in New York schrieb am 9. Januar 1940 dem Auswärtigen Amt in Berlin, diese Antwort ging erst am 15. Februar 1940 ein. Es scheinen viele Augen ausgiebig mitgelesen zu haben, dass es so lange brauchte. Britsch sagte bereitwillig aus, er habe mit Elser nie mehr Kontakt gehabt. Nach seiner Erinnerung sei Elser ruhig und von schwacher Gesundheit gewesen.

3 BEFREITEN LEBEN IN KONSTANZ AM BODENSEE

Georg Elser, von der Nachwelt gerne beiseite geschoben als kommunistischer Fanatiker, Sonderling, Einzelgänger oder einfacher Mensch, quälte sich Anfang 1925 wochenlang mit dem Wunsch, «in die Fremde zu gehen». Bei einem seiner sonntäglichen Spaziergänge mit dem Freund Eugen Rau traf er im benachbarten Oberkochen in der Gaststätte Zum Hirsch einen Schreiner, der selbst auswärts gewesen war und ihm seine alte Arbeitsstelle empfahl: die kleine Schreinerei Wachter in Bernried (heute Neukirch) bei Tett nang.

Auf seine briefliche Anfrage erhielt Elser für den 15. März 1925 einen Arbeitsplatz zugesichert. Mit der Eisenbahn fuhr er bis Tett nang, nach zwei Stunden Fussmarsch erreichte er Bernried, einen kleinen Ort mit wenigen, weit verstreuten Häusern. Die Schreinerei Wachter wird noch heute betrieben, nun vom Enkel des damaligen Chefs. Damals war sie technisch sehr einfach ausgerüstet, alle Arbeiten gingen noch von Hand, was Elser nicht schmeckte. Die einzige Maschine stellte eine Kreissäge dar, die der Meister selbst ge-

baut hatte. Es gab nicht einmal eine Hobelbank, die Werkstücke mussten mit der Hand gehobelt werden.

Georg Elser war der einzige Beschäftigte, das brachte Familienanschluss mit sich: ein Dachzimmer im Haus des Meisters und gemeinsames Essen. Kost und Logis waren frei, dazu kamen wöchentlich 8 bis 12 Mark Lohn. Eine mässige Entlohnung, aber vor allem war es Elser zu einsam, er wünschte sich Geselligkeit. Nach sechs Wochen kündigte er. Auch dieser Meister liess ihn ungern gehen.

Anfang Mai 1925 marschierte Elser einfach los, ins Blaue hinein, ohne eine neue Stelle zu haben. Zum ersten Mal in seinem Leben befand er sich auf Wanderschaft. Er liess sich Zeit, streifte am Bodensee entlang, vielleicht über Kressbronn und Langenargen, jedenfalls in Richtung Friedrichshafen. Eine Woche nahm er sich Zeit für die etwa 25 Kilometer. Sein erster Urlaub wurde ein Naturerlebnis am See. Während seine Mutter ihn nur als «Schaffer» kannte, der viele Sonntage zu Hause blieb und in seiner Werkstatt bastelte und tüftelte, entdeckte er nun seine persönliche Freiheit und das angenehme Nichtstun. Für einen arbeitseifrigen Schwaben ein unvorstellbarer Umsturz traditioneller Werte, die Fesseln seiner streitsüchtigen und deprimierenden Heimat begannen sich zu lockern.

Unterwegs brauchte er nicht zu betteln, dank seiner Ersparnisse übernachtete er in Gasthäusern und fragte überall nach Arbeit, vergeblich. In Friedrichshafen bekam er vom Arbeitsamt eine Stelle als Schreiner bei der Firma «Dornier-Metallbauten» im benachbarten Manzell angeboten. Grösser kann man sich einen Technologiesprung in jener Zeit nicht vorstellen: vom technisch einfachen Schreinerhandwerk zur modernen, rasant aufsteigenden Flugzeugindustrie, die eine Sensation nach der anderen produzierte.

In seinem 1923 gegründeten Betrieb liess der Flugzeugingenieur Claude Dornier (1884-1969) eine Serie seines Flugbootes «Wal» bauen. Alles befand sich noch im Pionierstadium. Das neue Flugboot errang allein im Jahr 1925, zu Elsers Zeit, 20 Weltrekorde. Der zaghafte beginnende weltweite Luftverkehr wurde wesentlich mit Dornier-Flugzeugen betrieben, vor allem mit dem «Wal». Das Flug-

boot war zwar eine Metallkonstruktion, die Propeller jedoch wurden aus Holz gefertigt. Die Arbeit verlangte höchste Genauigkeit, sie kam Elser's Neigung zur Präzision entgegen. Das Propellerholz wurde schichtweise verleimt, grob mit der Kreissäge zugeschnitten und in geduldiger Arbeit auf die vorgegebene Rundung zurechtgehobelt. Langweilig wurde die Arbeit nicht, denn die Propeller waren nach Form, Flügelzahl, Schichtung und Durchmesser sehr unterschiedlich. In dem modernen Betrieb stimmte endlich auch die Entlohnung, Elser kam mit Akkord und vielen Überstunden auf einen so hohen Lohn wie bisher nie. An die genaue Höhe erinnerte er sich später nicht mehr.

Nur mit dem persönlichen Umfeld war Elser weiterhin unzufrieden. Da der Bodensee im Sommer viele Urlauber anzog, konnte Elser in Friedrichshafen kein Zimmer finden, er wick nach Kluftern aus, an der Bahnstrecke zwischen Friedrichshafen und Markdorf gelegen, in eine Gaststätte. Bei Dornier freundete er sich mit Leo Dannecker an, der Klarinette spielte und sich einem Musikverein in Konstanz anschliessen wollte. Diese Idee riss Elser mit, der seit seiner Schulzeit gerne musizierte. Beide fanden eine Stelle als Schreiner bei einer Konstanzer Uhrenfabrik und kündigten bei den viel zukunftsträchtigeren Dornier-Werken.

Der Konstanzer Uhrenbetrieb pflegte Uhrwerke aus dem Schwarzwald zu kaufen und dazu eigene Gehäuse zu bauen. So entstanden Tisch-, Wand- und Standuhren. Aber während der Wirtschaftskrise und der hohen Arbeitslosigkeit hielten sich die Kunden mit Bestellungen zurück. Die Uhrenfabrik lag im linksrheinischen Stadtteil Paradies, in der Fischenzstrasse 1, in einem geräumigen Fabrikgebäude. Im Erdgeschoss befand sich die chemisch-pharmazeutische Fabrik Medico, im ersten Stock die Uhrenproduktion.

Elser wohnte zuerst mitten in der Konstanzer Altstadt, in der Inselgasse 15, Hinterhaus, 2. Stock, beim Maler Bruno Braster. Das Vorderhaus ist ein altes Patrizierhaus mit dicken Mauern und vier Stockwerken, in alten Urkunden heisst es «Haus zum Blaufuss». Elser wohnte anfangs zusammen mit einem kommunistischen Freund,

dem Kollegen Paul Fiebig aus der Uhrenfabrik. Wie sich inzwischen in der Altkartei des Einwohnermeldeamtes Konstanz ermitteln liess, war der Schreiner Paul Fiebig in der Inselgasse 15 gemeldet vom 7. April 1926 bis zu seinem Tod am 31. Mai 1927. Elser nannte der Gestapo als Fiebigs Todesjahr «vor 1930». Absichtlich so ungenau? Es lässt sich beobachten, dass er im Verhör gerne belastende Beziehungen auf einen Toten umlenkte. Eine alte Taktik von Gefangenen.

1926 wurde Elser in ein linkes Milieu eingeführt, mit einem sozialistisch-kommunistischen Hintergrund. Die roten Schreiner lasen zusammen die kommunistische *Arbeiter Illustrierte Zeitung* (AIZ), seit 1921 in Berlin herausgegeben von Willi Münzenberg (1888-1940), der als sozialistischer Verleger ein ganz anderes geistiges Kaliber darstellte als die vielen Schreiber in Hitlers Fahrwasser, die dann nach 1945 wieder das deutsche Zeitungswesen bestimmten. Münzenberg war in der Jugend ein Schüler des Zürcher undogmatischen, libertären Sozialisten Fritz Brupbacher (1874-1945) gewesen, des Schrecks aller Parteibürokraten und autoritären Politiker. Münzenbergs Tod ist noch immer rätselhaft, meiner Meinung nach wurde er von Stalinisten ermordet.

In der Uhrenfabrik fand Elser Anschluss an die Holzarbeitergewerkschaft, einen traditionell linken Interessenverband. 1928 soll ihn der Freund Fiebig zum Eintritt in den Roten Frontkämpferbund bewegt haben, eine KPD-Organisation, die 1929 verboten wurde. Aber Fiebig war schon 1927 gestorben. Im Jahr 1930 zog Elser in den rechtsrheinischen Stadtteil Petershausen um, in die St. Gebhardstrasse – seine einstige Freundin Mathilde Niedermann wohnte in derselben Strasse Nr. 4 –, später logierte er bis Frühjahr 1932 in der Fürstenbergstrasse 1 bei einer Schwägerin Mathildes.

Wie schon in Friedrichshafen blieb Elsers Mutter auf traditionelle Art mit dem Sohn verbunden: Georg schickte seine Wäsche zum Waschen und Flickern nach Hause. Zwei Geschwister kamen einmal nach Konstanz auf Besuch, die Schwester Anna über Pfingsten 1928 oder 1929, der Bruder Leonhard für zwei Tage auf einer Fahrradtour mit Freunden 1929.

Für die grösseren Freizeitmöglichkeiten in Konstanz bezahlte Elser mit beruflicher Unsicherheit. Er arbeitete vom August 1925 bis zum Frühjahr 1930 mit Unterbrechungen von dreimal je einem halben Jahr in derselben Uhrenfabrik mit Uhrengehäuseschreibern. Die Uhrenbranche lag in einer Dauerkrise, der Betrieb wechselte mehrmals den Besitzer. 1920 hiess die Firma «Hausuhren Fabrik Winterhalder», 1925 Uhrenfabrik «Constantia» von Rudolf Metzner und Georg Fuchs, 1926/27 ging sie in Konkurs. Ein halbes Jahr lang hatte Elser keine Arbeit, obwohl er ständig beim Arbeitsamt, bei Möbelbetrieben und Schreinereien nachfragte. 1928 öffnete der Betrieb neu als Uhrenfabrik Schuckmann & Co., Elser wurde wieder eingestellt.

Anfang 1929 stand Schuckmann das Wasser bis zum Hals, er bot der Stadt Konstanz das ganze Anwesen für 90'000 Mark an. Der Stadt war dies zu teuer, so versuchte Schuckmann die Grundstücke einzeln für 10 Mark pro Quadratmeter loszuschlagen. Doch die Firma war nicht zu retten. Möglicherweise legte jemand aus Verzweiflung Feuer, die Polizei ermittelte nachlässig und konnte den Brand nie klären. Wieder wurden alle Arbeitskräfte entlassen. Ein exemplarisches Schicksal für die Jahre der Wirtschaftskrise.

Durch das Arbeitsamt Kreuzlingen – eine benachbarte Schweizer Grenzstadt im Kanton Thurgau – fand Elser eine Stelle im schweizerischen Bottighofen. Das erste Mal arbeitete er in der Schweiz, bei einem Stundenlohn von 1 Franken 30, was damals 1,04 Mark waren. Es gefiel ihm ausnehmend, doch leider ging auch diesem Kleinbetrieb, wo Elser wieder einmal der einzige Beschäftigte war, schon nach einem halben Jahr die Arbeit aus. Elser wurde entlassen.

Die Perioden wiederkehrender Arbeitslosigkeit überstand Elser, aber sie machten ihn ernster, wie einige seiner Geschwister 1932 bei der Rückkehr bemerkten. Er lebte von der Arbeitslosenunterstützung und seinen Ersparnissen. 1927 hatte er so viel gespart, dass er für 140 Mark ein neues Fahrrad kaufen konnte, ein Zeichen von Wohlergehen auf bescheidenem Niveau. Zum eigenen Vergnügen und als Geschenke stellte er mit Vorliebe kleine Kunstschreinerarbeiten her wie Schmuck- und Nähkästchen, oft mit hübschen Intar-

sien. Die meisten Arbeiten verschenkte er an seine Freundinnen, eines dieser Nähkästchen befindet sich heute in der Elser-Gedenkstätte Königsbronn.

Ab Mai 1929 fuhr Elser täglich mit seinem Fahrrad in die Schweiz nach Bottighofen zur Schreinerei Schönholzer. Eine kurze Strecke von fünf Kilometern, mit dem Fahrrad 20 Minuten. Am Kreuzlinger Zoll zeigte er die für den kleinen Grenzverkehr übliche rote Karte. Damals wurde die Grenze nur locker überwacht. Die Zöllner auf beiden Seiten machten sich nichts daraus, dass die Einheimischen kleine Mengen Kaffee, Zucker, Kakao und Tee schmuggelten. Aus diesen harmlosen Zeiten kannte Elser den hohen Grenzzaun zwischen Kreuzlinger Zoll und Emmishofer Zoll. Dass er sich die Veränderungen an der Grenze seit dem Kriegsbeginn am 1. September 1939 nicht vorstellen konnte, wurde ihm am 8. November 1939 zum Verhängnis.

Georg Elser konnte sich in Konstanz beruflich weiterentwickeln. Er erwarb Kenntnisse in der Uhrmacherei und stellte Gehäuse für anspruchsvolle Uhren her. Später in Königsbronn machte er ein Gewerbe daraus, diese Fertigkeiten förderten seine Attentatspläne.

Persönlich konnte er freier leben, seitdem er der Aufsicht der strengen, frommen Mutter entflohen war. Die Kontakte zum weiblichen Geschlecht ergaben sich aber keineswegs so massenhaft, wie die ältere Elser-Literatur glauben machen will. Zuerst wagte er nach Übungsabenden im Konstanzer Zitherklub oder nach Abenden im Kreuzlinger Abstinenzlerklub Abschiedsküsschen. In der klatsch-süchtigen Umgebung war gleich der Spruch zu hören: Jetzt «geht» er schon wieder mit einer andern. Die drei Kriminalkommissare der Gestapo waren 1939 in Berlin bei dem Thema so angeregt, dass sie ein eigenes Kapitel ansetzten: «Sexualleben». Groteskerweise folgte darauf das Kapitel «Religiöses Leben».

Das erste Mal schlief Georg Elser mit einer Frau, als er 22 Jahre alt war. Die ersten Liebeserlebnisse waren so kurz und oberflächlich, dass ihm die Familiennamen der ersten beiden jungen Frauen entfielen. Die Gestapo fasste Elsers Liebschaften knochentrocken

zusammen: «Während meines Aufenthaltes in Konstanz pflegte ich den ersten Geschlechtsverkehr mit einer gewissen Brunhilde, von der mir nur noch der Vorname in Erinnerung ist. [...] Der Brunhilde folgten eine gewisse Anna, dann die Mathilde Niedermann, dann die Hilda Lang und dann später während meines Aufenthalts in Königsbronn meine dortige Hausfrau Härten.» Man wird nicht sagen können, dass Elser sehr schnell seine Freundinnen wechselte.

Die Liebe stürzte Elser auch in Verwirrung. Von einem Ausflug auf die Bodensee-Insel Mainau mit seiner Freundin Mathilde Niedermann, die als Kellnerin arbeitete, zeugt ein hübsches Foto aus dem Jahr 1929. Mathilde, von Beruf Näherin, ganz Dame mit eleganten Schuhen, sitzt auf einem grossen Stein, Georg steht hinter ihr mit dem für ihn charakteristischen Lächeln und einem kecken Pousiertüchlein im Jackett, daneben der zehn Jahre jüngere Bruder Leonhard, der gerade auf Besuch weilt. Im Dezember 1929 wurde Mathilde Niedermann schwanger. Als sie es Georg endlich sagte, war es schon zu spät für die in der Schweiz damals erlaubte Dreimonatsfrist bei Abtreibungen. Georg Elser wollte das Kind nicht. Also fuhren die beiden auf Zeitungsanzeigen hin in die Schweiz, versuchten es in Weinfelden (Thurgau) und Genf. Beide Male erhielten sie Ablehnungen, weil die Frist von drei Monaten überschritten war. Als Elser in Genf die Diagnose erfuhr, glaubte er Mathilde nicht und liess sich von der Ärztin alles nochmals haarklein erklären. Das gegenseitige Vertrauen war zerstört, er fühlte sich von Mathilde durch die späte Mitteilung der Schwangerschaft hinters Licht geführt und erpresst.

Soeben kam in dieser Sache ein fröhlicher Rechenfehler in die Buchwelt. Steinbach/Tuchel behaupten, Mathilde Niedermann sei im Frühjahr 1930 schwanger geworden. Der Sohn Manfred kam freilich ganz normal schon am 13. September 1930 auf die Welt. Bei einem Neunmonatskind ergibt sich die erste Hälfte Dezember 1929 als Schwangerschaftsbeginn.

Alimente für seinen am 13. September 1930 geborenen Sohn Manfred zahlte Elser nur widerwillig. Immer wieder musste er vom Jugendamt Konstanz gemahnt werden, bis ihm ein grosser Teil sei-

nes Lohns gepfändet wurde. Dies trieb ihn in Königsbronn noch mehr in die Selbständigkeit und Schwarzarbeit. Mathilde Niedermann trug es ihm ihr Leben lang nach. Der Krieg spielte ihr genauso mit, wie es Elser befürchtet hatte. Sie heiratete bald einen Herrn Bühl, der im Krieg als Soldat umkam. Es folgte eine weitere Ehe mit einem Herrn Weitzel in Konstanz. Nachdem die Gestapo ihr alle Briefe und Bilder Georgs weggenommen und nie zurückgegeben hatte, blieb ihr nur «ein grosses Kästchen, aus einer ganz kunstvollen Einlegearbeit, bestehend mit 1'100 eingesetzten Karos in Holz».

Der Sohn Manfred fand erst 1995, zwei Jahre vor seinem Tod, intensiver zu seinem leiblichen Vater, erst jetzt beschäftigte er sich mehr mit dessen Tat. Bei einem Treffen des Meersburger Geschichtsvereins bekam er in diesem Jahr seinen fast noch jugendlichen Vater auf dem Meersburger Foto von 1932 zu sehen. Da rang er sich zu einer Würdigung durch, wie sie bisher noch niemand gelungen war. Ganz leise sagte er, in sich gekehrt und ein wenig geneigt, wie das bei Schwaben so üblich ist, er glaube, sein Vater sei ein stiller Held gewesen. Gerade fünf Meersburger waren bei diesem späten Bekenntnis dabei.

Georg Elser tröstete sich in Konstanz bald mit Hilda Lang, einer Zuschneiderin aus der Hussenstrasse 9. Von 1923 bis 1936 hatte sie eine Stellung in der Firma Pius Wider Söhne in Kreuzungen; sie war eine fähige und beliebte Arbeiterin, die alle Krisen Überstand. Ihr Vater war Zahntechniker. Elser lernte Hilda im «Freien Abstinenten verein Kreuzlingen» kennen, einem familiären Kreis, in dem auch etliche Konstanzer verkehrten. Zeitweise war er so eng mit der Familie Lang zusammen, dass er mit Hilda ab und zu sonntags in die Kirche ging, in die katholische. Die Liebschaft hielt bis zum Sommer 1932, sie besuchten sich gegenseitig auch noch, als Elser in Meersburg lebte, bis er nach einem Hilferuf seiner Mutter glaubte, nach Königsbronn zurückkehren zu müssen.

Im Berliner Verhör verschwieg Elser diesen Teil seines Lebens am Bodensee. Die Gestapo fragte nicht, also drängte er sich nicht auf. Eine der vielen Nachlässigkeiten der Gestapo bei diesem Verhör, die zeigen, dass die Kommissare nicht gründlich voringen. Bei

den Abstinenzlern muss es Elser sehr gut gefallen haben, die geselligen Abende erfüllten seine Sehnsüchte. So wie er auch seiner Schwester Anna, als sie ihn im Jahr 1928 oder 1929 kurz über Pfingsten besuchte, mit grosser Freude in Kreuzlingen das Café zeigte, in dem er sich ab und zu den Luxus einer Tasse Kaffee leistete. Im Grunde war er ein äusserst anspruchsloser und zugleich zäher Mensch, der aber für ein grosses Ziel die grössten Opfer bringen konnte. Am Abstinentenverein gefiel Elser, dass er Hahn im Korb war. Der Verein zählte rund 30 Mitglieder, aus dem Mittelstand und der Arbeiterschaft, wie die Kantonspolizei ermittelte. Nach der Befragung der Schweizer Mitglieder im Jahr 1939 ergab sich der Polizei folgendes Bild: «Elser war während eineinhalb Jahren Mitglied in den Jahren 1929/30. Damals unterhielt Elser ein Verhältnis mit Hilda Lang aus Konstanz, welche ebenfalls im selben Abstinenzverein Mitglied war.» Und nun ein Satz, der zum bisherigen spröden Elser-Bild nicht passen will: «Elser galt als flotter Bursche und war beliebt.» Nichts von dem Sonderling, nichts von dem leicht schmutzdeligen Handwerker von München, nichts von dem deprimierten Menschen im KZ.

Mit Mathilde Niedermann und Hilda Lang scheint es Elser zeitweise ernstgemeint zu haben. Beide brachte er, natürlich nacheinander, nach Königsbronn, stellte sie der Familie, vielmehr der Mutter vor. Diese erinnerte sich noch zwanzig Jahre später daran, dass er nie von Heirat gesprochen habe. So etwas vergisst eine besorgte Mutter nicht.

Ein weiterer Höhepunkt seiner Schweizer Erfahrungen dürfte das freie Arbeitsklima in der Schreinerei Schönholzer in Bottighofen gewesen sein. Für ihn war dies die Schweiz schlechthin, nach der er sich später immer stärker sehnte, je mehr ihn die Verhältnisse unter Hitler bedrückten. Von Mai 1929 bis in den Herbst des Jahres fuhr Elser jeden Arbeitstag mit seinem Fahrrad über die Grenze, in der Werkstatt war er neben dem Meister Schönholzer und dessen Sohn der einzige Beschäftigte. Die Palette der Arbeiten war ihm vertraut: Möbel- und Bauschreinerei. Elser machte nur Wohnungseinrichtungen.

Als die Thurgauer Kantonspolizei Anfang 1940 wegen Elser im Betrieb nachfragte, bekam sie vom Sohn Karl Schönholzer – der Vater war gestorben – ein originelles, seltenes Zeugnis, das uns in Elsers Lebensgefühl einführt. Elser hatte die Angewohnheit, im Sommer bei schönem Wetter nachmittags während der Arbeitszeit seine Badehose zu nehmen und an den See zu gehen. Der Meister wie sein Sohn waren einverstanden. Der Sohn fügte vor der miss-trauischen Kantonspolizei, die unter dem Druck der Gestapo einen «Bösewicht» suchen sollte, voller Anerkennung hinzu: «Die ver-säumte Zeit hat er [Elser] jeweils abends wieder reichlich nachge-holt.»

Das Wörtchen «reichlich» sollte nicht überlesen werden. Elser war Sozialist, aber auch Schwabe. Es gehörte zu seiner handwerk-lich-genossenschaftlichen Mentalität, dass man den Chef nicht schäd-igt, sondern verantwortlich mitdenkt und mitarbeitet.

Mit der Anwendung der flexiblen Arbeitszeit war Elser seiner Zeit weit voraus, er offenbarte damit ein Selbstbewusstsein, das zu einem Industriearbeiter und einem kommunistischen Proletarier nicht passte. Und das genau zu der Zeit, als er in kommunistischen Kreisen verkehrte und zum Entsetzen der besseren Herrschaften heute kurz Mitglied im Rotfrontkämpferbund war. Wenn Elser, was nicht zu bezweifeln ist, sich als Sozialist fühlte, so war er doch gleichzeitig Individualist mit einem Drang zur Selbständigkeit, zur eigenen Verantwortung und mit einem starken Freiheitsbedürfnis. Sein wenig proletarisches Verhältnis zur Arbeit zeigte sich ähnlich an anderen Arbeitsstellen. Wenn der Meister die Werkstatt verliess, machte Elser im selben Tempo und Arbeitseifer weiter, die anderen Gesellen nicht immer. Wenn für die Erledigung eines Auftrags Überstunden nötig waren, musste die Meisterin nur ein Stückchen Kuchen hinstellen – und Elser arbeitete gerne weiter.

Elser fehlte jede Neigung zur diktatorischen Richtung in der kommunistischen Bewegung, für den Stalinkult war er ungeeignet. Deshalb liess er sich im August 1939 vom Hitler-Stalin-Pakt auch nicht beeindrucken und fuhr nach München, um Stalins Bundesge-

nossen in die Luft zu jagen. Das erwog kein parteitreuer Kommunist. Bis heute ein Grund, dass KP-Sympathisanten Elser misstrauen.

Die Liebe zur Musik wurde zu einem wichtigen Faktor in Elsers Reifungsprozess. Flöte und Ziehharmonika spielte er seit seiner Schulzeit, ohne Anleitung, einfach nach dem Gehör, Noten kannte er nicht. Nach der Schule griff er nur noch zur Ziehharmonika und spielte in kleineren Gesellschaften auf. In Ochsenberg bei Königsbronn begleitete er 1924 eine Tanzstunde mit seinem Instrument.

Im Jahr 1926 trat Elser in den Konstanzer Trachtenverein Oberreintaler ein und kaufte dem Mitglied Dassler, einem Schreiner, für 20 Mark eine Konzertzither ab. Elser wollte ordentlich spielen lernen, hier sparte er einmal nicht. 25 bis 30 Stunden nahm er zuerst bei einem Musiklehrer, für je 1,50 Mark im Alleinunterricht. Weitere Stunden erteilte ihm der Vorstand des Trachten Vereins, Stössel, für 2 Mark. Elser gab nach mehr als zwei Dutzend Stunden den Unterricht auf. Den Grund hören wir im Protokoll schwäbisch: «da es mir um das Geld war». Die periodisch wiederkehrende Arbeitslosigkeit zwang ihn zur Sparsamkeit.

Die wöchentlichen Übungsstunden des Trachtenvereins fanden samstags in der Gaststätte «Zum Kratzer» in der Salmannsweilergasse 13 statt, in der Konstanzer Altstadt nahe beim Fischmarkt. Geübt wurden Musik und Tanz. Wenn der Verein einen Unterhaltungsabend gab, kamen auch die Familienmitglieder. Kontaktschwierigkeiten hatte Elser keine, ab und zu gab er den Mädchen, die er nach Hause begleitete, ein Küsschen. Die Gestapo war enttäuscht, dass sich nicht sofort neue Liebesverhältnisse anbahnten.

Einen Tiefpunkt seiner Erfahrungen am Bodensee erlebte Elser 1930: Er wurde zum dritten Mal arbeitslos. Im selben Jahr unternahm der Meersburger Rothmund, einst Teilhaber der Oberrheinischen Uhrenfabrik in der Konstanzer Fischenzstrasse, einen neuen Versuch in der Uhrenproduktion. Er siedelte den Betrieb im Frühjahr 1930 in Meersburg an, in der Werkstatt des Glasermeisters Wilhelm Matthes in der Stettener Strasse 2.

Rothmund konzentrierte sich auf Tisch- und Küchenuhren und beschäftigte acht Leute; einige, unter ihnen Elser, pendelten täglich mit der Fähre über den Bodensee. Er erhielt diese Stelle durch eine frühere Arbeitskollegin und wurde noch einmal nach dem Tarif der Holzarbeitergewerkschaft bezahlt. Der genossenschaftliche Geist der Konstanzer Uhrenschreiner lebte noch. Im Mai 1932 ging auch diese Firma bankrott. Anstelle des ausstehenden Lohns erhielt Elser mehrere Uhrwerke – ein Grundstock für seine selbständige Arbeit später in Königsbronn. Zwei dieser Uhrwerke baute er im Bürgerbräukeller ein, etliche andere schenkte er seinen Geschwistern.

Wieder musste Elser sich Arbeit suchen. Der völligen Deklassierung entging er durch Kontaktfreude und Selbständigkeit, aber er konnte nur auf bescheidenem Niveau überleben. Um die Ausgaben für Zimmer und Fähre zu sparen, siedelte er nach Meersburg über, gegen freie Kost und Logis bot er die Herstellung oder Restaurierung von Möbeln an. Eine bescheidene Existenzform, die er von zu Hause gewohnt war. Seine erste Arbeits-, Schlaf- und Essstelle fand er bei der Familie Dreher in der Kunkelgasse, hinter dem Rathaus.

Diese Form, sein Leben zu fristen, musste sich über kurz oder lang erledigen. Irgendwann würde der Bekanntenkreis erschöpft sein, dann gingen die Aufträge aus. Von den Drehers wurde Elser einer Witwe Becker empfohlen, die über der Glaserei Matthes wohnte. Es gab nur Kleinigkeiten zu tun wie die Reparatur eines Sekretärs und die Herstellung eines Tisches. Essen und Getränke stellte die jeweilige Auftraggeberin. Dann ging's zu drei anderen mit den Drehers bekannten Familien. Nach dem Attentat wurden diese Familien wochen-, gar monatelang zur Gestapo geschleppt und verhört. Der mündlichen Überlieferung nach wurden zwei Verhörte so misshandelt, dass sie lange unter den Folgen litten.

Den engsten Familienanschluss fand Elser bei der Familie Dreher. Aus dieser Zeit hat sich ein Bild erhalten, das uns einen anderen Elser zeigt, als die Nachwelt ihn sehen wollte. Am Haus Stadtgraben 5 stehen neun Personen vor dem Scheunentor – heute eine Attrappe für den Denkmalschutz, dahinter steht eine Mauer. Links aussen ein

Herr Holz, Volksschullehrer in Meersburg, rechts aussen seine Frau. Zweiter von links Herr Dreher, Winzer, daneben seine Frau. Die vierte, sechste und siebte Person von links sind zufällig vorbeikommende Holländerinnen, Gäste. Zweiter von rechts der Knecht Josef Kopp, später Hausknecht im «Hotel Seehof». Und mitten in dieser unbeschwerten Gesellschaft steht der spätere Attentäter: ein harmloser Mensch, mit einem gewinnenden Lächeln und einer vollen, dunklen Haartolle in der rechten Gesichtshälfte. Eine freie, lustvolle Frisur, wie sie im Dritten Reich nicht mehr geduldet wurde und eher aus Künstlerkreisen, der Jugendbewegung oder der Swing-Jugend bekannt ist.

Während des Roggendreschens, das bei den Winzern im Frühjahr üblich war, um mit den Strohhalmen die frischen Reben anzubinden, gibt es Pause. Elser hält einen Dreschflegel in der Hand. Es ist kühl, die Gäste tragen Mäntel. Elser ist weder scheu noch ein komischer Kauz, sondern hält unbefangen links eine Holländerin am Arm. Er ist ein weich und sympathisch wirkender Mensch. Beim Vorzeigen dieses Fotos in Schulen erlebe ich häufig, dass Mädchen Georg Elser für eine Frau halten. Und den späteren Attentäter vermutet niemand von den Schülern in der mittleren Person. Attentäter sehen anders aus, das sagte schon der Kripochef Arthur Nebe.

Die Dreher waren Monarchisten, in der katholischen Bodenseeregion keine Seltenheit. Der Winzer Dreher liess nur den Grossherzog von Baden gelten, seine Frau, aus Bayern stammend, dagegen den bayerischen Prinzregenten Luitpold. Trotzdem vertrat Elser sich mit ihnen. Das passt nicht zu einem Sonderling, noch weniger zu einem kommunistischen Fanatiker, wie jahrzehntlang verbreitet wurde. Beiden war Elser allerdings zu fortschrittlich, wie der Sohn mir 1999 noch immer missbilligend erzählte. Elser scheint also doch an politischen Diskussionen teilgenommen zu haben, wenn die Umgebung sich dazu anbot.

In der Wirtschaftskrise zerbrach Elsers Existenz: Er war ohne Arbeitsplatz, ohne soziale Sicherung, ohne feste Wohnung. Ein Gelegenheitsarbeiter, der auf Zufallsaufträge angewiesen war. Er lebte

nur noch für den nötigsten Unterhalt. Seine Freude am Tüfteln schien erstorben, an eine eigene Werkstatt war nicht zu denken. Da erreichten ihn in Meersburg die Hilferufe der Mutter: Der Vater ver-
saufe das Geld, Georg solle unbedingt kommen und schauen, ob er durch seinen Einfluss beim Vater den Untergang des Familienbesitzes verhindern könne.

Georg Elser sah keine andere Wahl. Doch die Rückkehr nach Königsbronn erwies sich für ihn als schlecht. Er geriet wieder in jene enge, kleinkarierte Welt, aus der er vor sieben Jahren ausgebrochen war. Aber die Jahre am Bodensee hatten ihn freier gemacht, persönlich wie politisch geprägt. Die Konstanzer Zeit blieb von da an sein Traum, diese Ferne seine Heimat. Über seinen Wünschen wehte schemenhaft und heiss begehrt die Fahne eines Landes, in das er auswandern wollte und nie konnte: die Schweiz.

4 ROTFRONTKÄMPFERBUND ODER SA

Die Diskussion der letzten Jahre über Elser verirrte sich gelegentlich auf Nebengleise, um Elser immer neu anzuschwärzen. So entstand der Eindruck, der Tote müsse sich rechtfertigen, ob überhaupt, wie und mit welchen Motiven er Hitler am Weltkrieg hätte hindern dürfen. Mancher Vorwurf speiste sich aus einer überlebten Ideologie nach dem Kriegsende, der Kommunistenschnüffelei – auch Antikommunismus genannt.

Schon während der ersten Verhöre in München wollten die Gestapoleute Elser zum kommunistischen Funktionsträger machen und mit KPD-Organen identifizieren. Ziel: Elser abstempeln als kommunistischen Parteifunktionär Moskauer Ausrichtung, der in Deutschland eine rote Diktatur errichten wollte.

In diesem grellen Scheinwerferlicht ging unter, wer Elser früh zur stalinistischen Strömung abzudrängen wünschte. Das waren der Chef der SS – der Massenmörder Heinrich Himmler, der SS-Gener-

ral, Sicherheitsdienst-Spitzenfunktionär und Kripochef Arthur Nebe, der Wiener Gestapo- und Kripochef Franz-Josef Huber und ähnliche, alle verantwortlich für unendlich viele Tote.

Es gehört zu der bis heute andauernden Tragik Elzers, dass diese Linie der Gestapo noch heute Ansteckungsgefahr birgt. Seitdem es nichts mehr bringt, Elser als «Sonderling» auszugrenzen, wird der Argwohn auf Elzers Mitgliedschaft im kommunistischen Rotfrontkämpferbund gelenkt – mit nachhaltigem Erfolg, wie ich an einem eigenen Filmprojekt erlebte. Bei der Einreichung eines ausgefeilten Treatments bei einer Filmförder-Gesellschaft zu einem Elser-Film bekam ich die Abfuhr: Im Gegensatz zu Stauffenberg habe Elser keinen Respekt verdient. Warum?, war meine Frage. Wegen seiner Mitgliedschaft im Rotfrontkämpferbund. Meine Hinweise auf Stauffenbergs langjährige NS-Täterschaft, seinen Antisemitismus, seine Mordbeteiligung im Polenfeldzug, seine verdächtig späte Hitler-Gegnerschaft erst nach der Niederlage von Stalingrad – nichts von alledem fruchtete. Der Rotfrontkämpferbund schlug die Elser-Filmidee nieder. Dabei war dieselbe Stuttgarter Filmförderung zur selben Zeit bereit, einen Film über den militaristischen Piloten des Ersten Weltkrieges, Manfred von Richthofen (1892-1918), den Roten Baron, mit der bisher höchsten Fördersumme zu unterstützen.

Gerne wurde bisher aus dem Gedächtnis gestrichen, wie die nazistischen Wolken sich während Elzers Zeiten über Konstanz zusammenbrauten. Die NS-Bewegung von Konstanz um den keineswegs unaufhaltsamen Aufstieg der SA – was Elser ja miterleben musste. Im Sommer 1932 kam er von Konstanz nach Königsbronn zurück mit einer harten Position gegen die nach oben geschwemmte Nazi-partei, während er sonst eher durch Schweigen auffiel. Man fragte freilich bisher nie, woher sich diese unbeugsame Position gespeist haben mochte.

Seine Schwester Maria Hirth wurde wie alle Elzers 1950 zur politischen Haltung ihres Bruders befragt. Während die ganze Familie samt den Königsbronnern fast gebetsmühlenartig betonte, Elser habe sich nie politisch geäußert, ja an der Politik überhaupt kein Interesse

gehabt, blitzt bei Maria kurz der wahre Bruder Georg durch: «Mir ist lediglich noch in Erinnerung, dass er im Jahre 1933 gegen Hitler eingestellt war und von der Machtübernahme durch ihn nicht begeistert war.» Das war schon damals auffallend, viele Freunde höher gebildeter Widerstandskämpfer haben ihm diese frühe Festigkeit nicht verziehen.

Am Ende des zweiten Tages (20. November 1939) kam die Gestapo beim Berliner Verhör auf Elzers «politischen Lebenslauf», wie sie selbst schrieb, zu sprechen. Der betreffende Grundtext des Protokolls lautet:

«Persönlich bin ich nie politisch hervorgetreten. Nach Erreichung des wahlberechtigten Alters habe ich immer die Liste der KPD. gewählt, weil ich dachte, das ist eine Arbeiterpartei, die sich sicher für die Arbeiter einsetzt. Mitglied dieser Partei bin ich jedoch nie gewesen, weil ich dachte, es genüge, wenn ich meine Stimme abgebe. An irgendwelchen Aktionen, wie Flugblattverteilung, Zettelwerfen, Demonstrationen und Schmierereien habe ich mich nie beteiligt. Während meiner ganzen beruflichen Tätigkeit war ich nie im Betriebsrat tätig. Ich war Mitglied der Gewerkschaft des Holzarbeiterverbandes, weil dies der Verband der Arbeiter meines Berufes war und weil man Mitglied dieses Verbandes sein sollte. Mit Ausnahme einer später noch zu schildernden Zeit habe ich auch nie an parteipolitischen Versammlungen teilgenommen.

Im Jahre 1928 oder 1929 bin ich in Konstanz dem RFB [Rotfrontkämpferbund] beigetreten. Ich war aber nur zahlendes Mitglied, denn eine Uniform oder irgendeinen Funktionärposten habe ich nie innegehabt. Insgesamt war ich auch nur dreimal während meiner ganzen RFB.-Mitgliedschaft in einer politischen Versammlung, natürlich der KPD. In den RFB. bin ich durch häufiges Zureden eines Arbeitskameraden namens Fiebig, der damals, ebenso wie ich, in der Uhrenfabrikation in Konstanz arbeitete und mit mir einige Zeit zusammen in der Inselgasse in Konstanz wohnte, eingetreten.

Wenn ich gefragt werde, ob ich gewusst habe, dass die KPD. die Absicht und das Ziel hatte, in Deutschland eine Rätediktatur oder eine Diktatur des Proletariats aufzustellen, so muss ich

sagen, dass es nicht ausgeschlossen ist, dass ich so etwas mal gehört habe. Aber irgendetwas gedacht habe ich mir dabei bestimmt nicht. Ich dachte nicht anders, als dass man durch eine Stimmenabgabe die Mandate der Kommunisten verstärken müsse und dass dann so die Partei mehr für die Arbeiterschaft tun könne. Von einem gewaltsamen Umsturz habe ich nie etwas gehört.

Für das Programm der KPD. habe ich mich nie interessiert. Ich kann daher auch nicht angeben, wie sich im Fall des Sieges der KPD. die wirtschaftliche Lage umgestellt hätte. In den Versammlungen ist lediglich davon gesprochen worden, dass mehr Lohn gezahlt werden soll, bessere Wohnungen geschaffen werden sollen und solche ähnliche Dinge. Die Aufstellung dieser Forderungen hat für mich genügt, um mich kommunistisch zu orientieren.»

Das war alles, was die drei Kriminalkommissare der Gestapo aus Elser über die KPD herausbrachten. Man spürt dem Text noch heute an, wie unendlich oft die Funktionsträger von Gestapo und SS nachfragen mussten. Das Thema gehörte nicht ins Zentrum von Elser's Alltag. Was aber nicht heißen soll, dass er kein Linker gewesen wäre, nur war das lange Reden über Parteithemen nicht seine Sache. Sein Schwergewicht lag auf dem Handeln. Aus diesem Grund schloss er sich in Königsbronn ab 1933 nicht dem wortlastigen Widerstand der Kommunisten an. Zum Glück. Denn dies war die beste Voraussetzung dafür, dass er bei der Polizei und den Nazis von Königsbronn und Heidenheim nicht vorgemerkt war und nicht eines Tages verhaftet wurde.

Georg Elser folgte als der Älteste in vielem dem väterlichen Vorbild: zuerst war er vollkommen unpolitisch. Politik stand bei ihm nicht im Mittelpunkt. Es änderte sich etwas, Elser wählte erstmals bei den Reichstagswahlen vom 4. Mai 1924, er wählte die KPD wie 12,6% Wähler, die NS-Freiheitsbewegung (Ersatz für die verbotene NSDAP) kam auf 6,5 %. Bei den erneuten Wahlen vom 5. Dezember 1924 erreichte die KPD 9%, die NSDAP 3%. Erst nach dem besse- ren Abschneiden der KPD 1928 mit 10,6% - NSDAP 2,6% - gründete sich in Konstanz

ein Rotfrontkämpferbund. Am See hatte diese Organisation nichts zu tun mit einer Bürgerkriegsarmee, von der die Literatur noch heute fabuliert. Am Bodensee und am Hochrhein gab es keine nennenswerte Bewaffnung der KPD. In Lörrach (nahe Basel), wo eine viel grössere Arbeiterbewegung mit Streikerfahrung existierte, kam die KPD im September 1923 bei einem von der Polizei erwarteten bewaffneten Aufstand der Kommunisten gerade auf acht heimlich gehaltene Gewehre, gegen 300 schwer bewaffnete Ordnungspolizisten. Und wir wollen den Hitlerputsch nicht vergessen, bei dem am 9. November 1923 mehr als 1'500 schwer bewaffnete Putschisten die Demokratie stürzen und deren Anhänger, voran die Münchner Juden, ermorden wollten.

In Konstanz konnten die paar Mitglieder des RFB höchstens als Saalschutz dienen, wie ihn die Sozialdemokraten mit dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold auch hatten. Grossstädtische Propagandafeldzüge wie in Berlin oder Hamburg waren in Konstanz gar nicht denkbar, es fehlten die proletarischen Massen. Wenn es je in Konstanz und Umgebung zu Raufereien in Versammlungssälen mit den Nationalsozialisten kam wie 1928 in Gailingen, so waren es Sozialdemokraten, die in dem stark von Juden bewohnten Ort die Demokratie und die Juden verteidigten und die Nazis aus dem Saal trieben. Das feine Bürgertum blieb zuhause lieber auf dem Sofa sitzen, wie überall im Reich, und zeigte mit langen Fingern auf die Roten.

Elsers Berliner Kriminalkommissare waren unzufrieden und bohrten weiter, entsprechend ihres SS-Horizontes. Elser müsse doch mindestens im Betriebsrat tätig gewesen sein? Lächerliche Frage, denn Elser hatte in kleinen Schreinereien gearbeitet, die gar keinen Betriebsrat kannten. Die Kommissare hatten keine Ahnung von dem Menschen, der da vor ihnen stand. Dabei lagen ihnen die heute verlorenen Kripo-Berichte und Vernehmungen noch vor, sie hätten nur lesen müssen. Aber eine gründliche Vorbereitung hielten sie nicht für notwendig. Das Gestapoverhör offenbart immer wieder seinen schlampigen Charakter.

Als auch da nichts herauskam, bohrten die Kriminalisten weiter

nach dem RFB, bis Elser eine formale Mitgliedschaft zugab, die völlig bedeutungslos war. Aus Gefälligkeit für seinen Wohnungsgenossen Fiebig sei er eingetreten und habe lediglich den Beitrag bezahlt: eine Karteileiche. Aber Fiebig war schon tot.

Gierig setzten die Kommissare nach: Also hatte Elser auch Uniform und Funktionärsposten? Nein. Enttäuschend dieser Elser. Überhaupt nahm Elser nur dreimal an einer politischen Veranstaltung teil, der KPD. Er war sich seiner politischen Überzeugung sicher, deshalb hielt er es für unnötig, sich die langen Reden und Streitereien anzuhören. Im höchsten Fall wird jemand in einer internen Schulung des RFB die Konzeption für den Massenstreik und den Aufbau von Proletarischen Hundertschaften besprochen haben. Aber in Konstanz brauchte man an Hundertschaften gar nicht zu denken. An einem so spekulativen Thema hatte Elser sowieso kein Interesse. Waffenübungen waren in Konstanz völlig undenkbar.

Die Kommissare wollten Elser mit dem Reizthema Diktatur überumpeln. Eine zwiespältige Frage, weil die Nazis selber dieses Ziel bereits seit 1933 realisiert hatten. Sie bemerkten nicht die unfreiwillige Selbstironie ihres Vorstosses. Die Kommissare hätten die Chance gehabt, Elser nach seinen Vorstellungen von einer Diktatur zu fragen. Sie unterliessen es, wohl weil sie den Fehlschlag ahnten; denn Elser hatte, wie seine Freundin Elsa bezeugte, nie Zwang ausgeübt, nicht einmal in Gesprächen. Selbst gegenüber den Werbungen der Nazipartei verlangte er von Elsa nie, sie müsse sich seiner Meinung anschliessen. Als er 1934 seine Teilnahme an den Wahlen ausschloss, liess er sie ins Wahllokal gehen, weil sie bei den Leuten nicht auffallen wollte.

Zuletzt hätte auch die Gewerkschaftsfrage die Kommissare neugierig machen müssen, ob Elser hier überhaupt mit dem Kurs der KPD übereinstimmte. Unter Stalins Druck hatte die KPD seit 1928 den Gewerkschaften den Kampf angesagt und eine eigene Gewerkschaftsorganisation ausgerufen, die RGO, die Revolutionäre Gewerkschafts-Opportunisten. Dieser sektiererische Kurs war für Elser undenkbar. Sozialfaschisten waren für ihn die sozialdemokratischen

Kollegen nie. Damit passte er auch in dieser Kernfrage eher zur KPO, der Kommunistischen Partei Opposition, die sich 1928 von der KPD getrennt hatte. Die KPO war eine Strömung mit einer libertär-sozialistischen Ausrichtung, wie sie in der Schweizer Nachbarschaft der Stadtpräsident Walther Bringolf (1895-1981) erfolgreich vertrat, womit er sogar Regierungschef des Kantons Schaffhausen werden konnte.

Am nächsten Tag wollten die Kommissare Elser verunsichern: Die Sowjets hätten die Kirchen abgeschafft. Elser, der angeblich so wenig von geistigen Themen verstand, konterte mit einer Retourkutsche: «Dagegen glaube ich, dass die deutsche Regierung die in Deutschland bestehenden Kirchen, d.h. Religionen, abschaffen will. Soviel ich weiss oder gehört habe, sollen alle Deutschen nur noch an eine Lehre glauben. Sie sollen Deutsche Christen werden.» Elser entpuppt sich als ein Anhänger des Kirchenkampfes der evangelischen Landeskirche in Württemberg. Damit passte er zu seinem Königsbronner Pfarrer Kadelbach. Dass er den nervenden Kommissaren das letzte Wort streitig machte, bezeugt seinen Mut in der Gestapozentrale. Er ist alles andere als ein «einfacher Schreiner». Hätte man öfters das Gestapoprotokoll sorgfältig gelesen und analysiert, stünde Elsers Persönlichkeit bei uns anders in der Öffentlichkeit da.

Nach all dem wird man sagen können: Georg Elser war ein libertärer, nichtstalinistischer Sozialist, der die KPD wählte, von der SPD erwartete er nichts. Seine Position zwang er niemandem auf, die Konsequenzen für seine Entscheidungen bürdete er niemandem auf. Er lebte und arbeitete mit ähnlich denkenden Holzarbeitern zusammen, verbrachte mit ihnen seine Freizeit, half ihnen gerne, wo Not am Mann war. Ihn interessierten vor allem soziale Fragen: Lohn, Wohnung, ArbeitsVerhältnisse. Nicht zufällig nannte er später dieses Ziel als das erste Motiv für seinen Anschlag auf Hitler. Aber das ist bis heute vergessen.

Als Elser im Sommer 1932 nach Königsbronn zurückkehrte, zeigte er seiner Schwester Anna Lober ein Foto mit seinen Freun-

den. Anna erinnerte sich noch gut daran: «Soviel ich weiss, hat sich mein Bruder nicht sehr für die Politik interessiert, auf jeden Fall hatte er für die Nazis nichts übrig. Als mein Bruder von Konstanz nach Königsbronn zurückkehrte, brachte er ein grosses Bild, auf welchem lauter Mitglieder der KPD abgebildet waren, mit sich. Er muss meines Erachtens demnach irgendetwas mit der KPD zu tun gehabt haben und muss dieser nahe gestanden sein. Daraus haben wir [!] auch entnommen, dass mein Bruder für die NSDAP nichts übrighatte, weil er extra dieses grosse Bild der KPD-Mitglieder von Konstanz mit nach Königsbronn brachte.»

Die Konstanzer sind noch heute stolz darauf, dass die NSDAP bei ihnen keine Chance gehabt hätte. Ihr Selbstlob: «Hitler kam nur bis Radolfzell.» Bedeuten soll es, dass Hitler vor 1933 nie eine Kundgebung im schwarzen Konstanz wagte, das mehrheitlich das Zentrum wählte, getreu einer alten katholischen Orientierung. In diesen Wein schüttete der Konstanzer Jude Erich Bloch mit seinen Erinnerungen genügend Wasser. Bloch hatte in einem Konstanzer Verlag gearbeitet, der noch vor 1933 zu den Nazis übergang. Entsetzt stellte Bloch damals fest, wie gierig die Konstanzer schon 1932 nach den Naziblättern *Stürmer*, *Völkischer Beobachter* und *Führer* griffen. Hitler kam im Juli 1932 zur Wahlkundgebung ins benachbarte Radolfzell, er hatte es gar nicht nötig, nach Konstanz zu gehen, die Konstanzer liefen ihm von selbst nach. Erich Bloch: «Als er [Hitler] 1932 einmal in Radolfzell sprach, ist fast ganz Konstanz hingefahren.»

Aber auch Blochs Erinnerungen sind zwiespältig. Geboren 1897, konnte er sein Leben 1938 gerade noch nach Palästina retten. Als grosse Ausnahme unter den Konstanzer Juden kehrte er nach dem Krieg zurück. Während seines Studiums im Freiburg der Zwanzigerjahre war er wissenschaftlicher Marxist gewesen, hatte dort die MASCH besucht, die Marxistische Arbeiterschulung, und sich eine grosse marxistische Bibliothek zugelegt. Zu seinem Glück kaufte er 1930, als man unter den Juden über die Auswanderung diskutierte, einen Bauernhof in Hom auf der Höri, einer ruhigen Halbinsel in

Richtung Schweiz. 1933 übersiedelte er auf die Höri und konnte einige Zeit vor den Nazis abtauchen.

Einen Einschnitt empfand er schon früh. «Erst im Jahr 1932 hat man bemerkt, dass die SA in Uniform im Stadtbild hin und wieder sichtbar wurde und dass sich diese Leute gruppierten. Aber man hatte hier keine Angst. Man dachte, das sind mehr oder weniger mittelmässige oder stark reduzierte Charaktere, und solche Leute können doch niemals glauben, in Deutschland herrschen oder regieren zu können.» Hitler hielt er «für einen Komiker, für einen Hampelmann, weil er auch so häufig im Zirkus gesprochen hat». Diese Überheblichkeit hing auch damit zusammen, dass die Deutschen wenig Sinn für Lachen, Komik und Komödien haben, sonst hätten sie gemerkt, dass Hitler kein Spassvogel war und Humor nicht schätzte.

Bloch gehörte zum Typus illusionärer Intellektuellen. Sein Verlagschef schloss sich schon 1932 dem Hakenkreuz an und warf Bloch aus dem Betrieb – der Jude fühlte sich noch immer nicht bedroht. 1933 konnte Bloch vor einer Polizeirazzia seine linke Bibliothek vernichten. In seinen Erinnerungen von 1992 zeigt sich erschreckend: Bloch vernichtete zugleich seine und die Konstanzer linke Geschichte. Kommunisten scheint es nach ihm nie gegeben zu haben, Sozialdemokraten wenige, selbst das Zentrum war nicht mehr richtig da. Alle bürgerlichen Strömungen schlitterten in die Naziherrschaft hinein.

Woher kamen aber in Konstanz auf einmal die vielen Nazis? Das beleuchtet eine vor Kurzem aufgetauchte Festschrift der SA Konstanz (1934). Ein vergessenes Stück Stadtkultur am See. Von der hohen Auflage (über 5'000 Stück) hat nur ein einziges Exemplar überlebt und befindet sich jetzt in der Hegau-Bibliothek Singen/Hohentwiel. Wie in vielen anderen Städten bestand in Konstanz eine Ortsgruppe der Partei schon vor Hitlers Putsch im November 1923. Nach einem nie ganz aufgedeckten Plan waren die ersten Ortsgruppen schon für den Umsturz vom 9. November 1923 eingeplant. Das wurde von Polizei und Justiz nie verfolgt. Nach dem Parteiverbot wichen sie in eine Wandergruppe aus, schlossen sich aber nicht den völkischen Richtungen an. Nach Hitlers Entlassung aus Lands-

berg gründeten zwölf Mann im Februar 1925 in der Konstanzer Wirtschaft Zur Germania eine neue Ortsgruppe. Die Wandersleute waren auf fünf Mann zusammengeschmolzen und nannten sich Schlageter-Bund. Das wurde die Gründungszelle der Konstanzer SA. Zu dieser Zeit begann Elser seine «Wanderjahre» am Bodensee.

«Diese fünf Männer waren es, die damals mit ihren Fahrrädern im Lande herumfuhren und die Idee Adolf Hitlers hinaustrugen und überall neue Anhänger warben.» 1926 bestand der erste SA-Zug aus acht Mann und bekam die ehrenvolle, niedrige Nummer 8. Die Konstanzer SA-Leute waren zwar noch wenige, aber sie zählten zu den ersten des Landes. Dieser Sturm 8 hatte die «Aufgabe, in diesem marxistisch-zentrümlich verseuchten Gebiet für die Idee des Führers zu werben und zu kämpfen». «Marxistisch» hiessen bei den Nazis die Sozialdemokraten. Der SA-Sturm nahm teil an den grossen Aufmärschen des Stuttgarter Parteitags Mai 1927 und des Reichsparteitags im selben Jahr.

«Bei der Reichstagswahl 1928 leitete der Sturm 8 mit acht SA-Männern die ganze grosse Propaganda für die Wahl. Geldmittel waren keine vorhanden, und so musste die grosse Propagandaarbeit vollständig per Fahrrad oder durch Fussmärsche geleistet werden. Nächtelang kamen diese Vorkämpfer Adolf Hitlers nicht mehr zur Ruhe, und doch gab es nur eines: Durchhalten! Am 6. Mai [1928] bekam dann der Sturm 8 in Gailingen die Feuertaufe. Dort hatte er bei einer Versammlung den Saalschutz übernommen, und der rote Mob fiel in hundertfacher Übermacht über die wenige Mann zählende SA her. Dem Sturmführer Erich Zeidler wurde dabei das Braunhemd in Fetzen vom Leibe gerissen, und dem SA-Mann Meichelbeck wurde das Nasenbein zusammengeschlagen.»

Die Festschrift verschweigt die Abwehr der hassvollen antisemitischen Angriffe durch das Reichsbanner der Sozialdemokraten, die SA musste den Saal räumen. Ähnlich am 12. Mai 1928 im roten Singen. Die acht Konstanzer SA-Leute wurden durch sieben Säckinger verstärkt, die «gegen eine Übermacht von 700 Mann Marxisten über zwei Stunden Zusammenhalten mussten». «Mit zerkratzttem, zerschundenem und verbeultem Körper kamen sie dabei an, aber auch

auch mit stolzem Herzen und leuchtenden Augen, gezeigt zu haben, dass die SA. zu kämpfen weiss und selbst gegen Tod und Teufel für die Erneuerung des geliebten Vaterlandes einsteht.» So sei, meint die SA-Festschrift, «der Einbruch in die marxistisch-zentrümliche Front» gelungen.

Man hätte gerne gewusst, ob auch bloss ein einziger Anhänger des Zentrums oder anderer Parteien bei den Abwehrversuchen beteiligt war. Jedenfalls ist nach der Darstellung der Konstanzer NSDAP zu erkennen, dass die wenigen Rechtsradikalen anfangs ohne Weiteres zu stoppen gewesen wären, wenn das Bürgertum, die Parteien und die staatlichen Ordnungskräfte nur gewollt hätten.

In Singen und Radolfzell entstanden neue kleine SA-Gruppen. Nachdem die NSDAP bei den Reichstagswahlen 1930 die zweitstärkste Partei geworden war, erhielt die Konstanzer SA «erfreulichen Zuwachs». Bei einer Versammlung in Singen stellten schon 40 Mann den Saalschutz. Diesmal schlugen die Braunen die zahlenmässig weit überlegenen Sozialdemokraten aus dem Saal. Am 1. Mai 1931 wurden in Baden kurz die SA-Uniformen verboten, was nutzlos war. Nach der Aufhebung des Verbots ging die Partei zu grossen Aufmärschen in den umliegenden Städten über. Der Führer der badischen SA, der später berüchtigte Massenmörder Hanns Elard Ludin (1905-1947, hingerichtet in Bratislava), kam aus der Festungshaft und liess sich in Konstanz feiern. Später war er in der Slowakei für die Deportation und Ermordung von 60'000 slowakischen Juden verantwortlich.

Das Jahr 1931 brachte die Konstanzer Nationalsozialisten zum Durchbruch, so sieht es die SA-Festschrift. Die Zahlenstärke der Konstanzer SA belief sich bereits auf 500 Mann, die braunen Trupps kontrollierten die Strasse. Einen weiteren Sieg gab es bei der Niederschlagung der Sozialdemokraten in der Saalschlacht von Wollmatingen. «Damit war der grösste Widerstand der Marxisten in Konstanz gebrochen.» Der Zustrom zur SA nahm noch mehr zu. Ludin besuchte die Konstanzer SA und erklärte sie zum besten Sturm in ganz Baden.

Während des Uniformverbots demonstrierte die Konstanzer SA, dass sie sich daran nicht zu halten brauchte, sie fand im benachbarten Überlingen Unterstützung, auch städtische. Das alles geschah schon im Jahr 1931. «Im Räuberzivil, die Uniform in Mappen, Koffern und zum Teil auch unter dem Mantel, wurde in einem Motorboot der Stadt Konstanz [!] nach Überlingen gefahren. Als es unter der Rheinbrücke hindurchging, wirbelten die Trommeln des Spielmannszuges, die Sturmflagge ging hoch und flatterte lustig im Winde. Die SA. zeigte den Konstanzern, dass sie trotz Uniformverbot, trotz Schikanen auf ihrem Posten steht. Im Rabensaal von Überlingen, wo 500 Mann des Sturmbannes III/113 angetreten waren, nahm Standartenführer Müller aus Lörrach die Verteidigung vor.» – Im Freiburg Staatsarchiv haben sich zwei Plakate der NSDAP für zwei Versammlungen im Rabensaal Überlingen erhalten.

Weihnachten 1931: Wenigstens in Baden herrschte Uniform- und Abzeichenverbot. 1932 dann Auflösung der SA und Einzug der Uniformen durch die demokratische Regierung in Baden. Ein Schlag ins Wasser, bis zur Lächerlichkeit. Die Polizei konnte von 250 Uniformen nur 5 beschlagnahmen. 13. Juni 1932: Aufhebung des SA-Verbots durch die Reichsregierung. Noch einmal setzte sich das sozialdemokratische Reichsbanner zur Wehr. Im Hindenburg-Viertel schlug die überlegene SA die Sozialdemokraten zusammen, bis endlich Polizeitruppen – die «Systempolizei» – der SPD beisprangen. Am 10. Juni 1932, kurz vor dem Wahlsieg – die NSDAP wurde mit 33% die stärkste Partei – zog eine riesige Marschkolonnie von 2'000 SA-Leuten durch die Stadt: Konstanz war in brauner Hand. Die Anmeldungen zur SA steigerten sich weiter.

Im radikaldemokratischen Aufbruch des Vormärz und bis nach 1848 war Konstanz eine Hochburg der badischen Demokratie gewesen. Wie war es zu diesem Verfall gekommen? Das Bürgertum hatte seine Stadt, sein Land schon lange preisgegeben. Ein Blick in neu entdeckte Unterlagen im Staatsarchiv Freiburg über die Wahlaktivitäten der Parteien 1932 zeigen, dass nur NSDAP und KPD noch Wahl Veranstaltungen machten, die anderen, auch die SPD, waren öffentlich fast nicht mehr da.

Just in diesen schärfer werdenden Auseinandersetzungen festigte Elser seine libertär-sozialistische Überzeugung. Selbst nach der Darstellung ihrer schlimmsten Gegner existierten die Konstanzer Kommunisten gar nicht, der Rotfrontkämpferbund war offenbar kaum je zu sehen. Und wenn die Nazis «die Moskowiter», wie sie in der Festschrift sagten, verprügelten, so waren dies die Leute vom Reichsbanner der SPD.

5 SACKGASSE: ZURÜCK NACH KÖNIGSBRONN

Die Familientragödie der Elsers in Königsbronn legte Georg im Berliner Verhör offener dar als anderes, das Aussenstehende hätte belasten können. Hier brauchte nicht viel vertuscht zu werden. Schon im Mai 1932 habe seine Mutter ihm geschrieben, «dass mein Vater immer mehr und mehr saufe und dass er einen Acker um den anderen verkaufe, um seine Schulden zu bezahlen, die vom Holzhandel und von den ewigen Saufereien herrührten. Von meinem Kommen erwartete meine Mutter eine Besserung in dem Verhalten meines Vaters. [...] Über die Rückkehr waren meine Mutter und mein Bruder [Leonhard] sehr erfreut. Mein Vater hat diese Rückkehr mit Gleichgültigkeit hingenommen. Ich musste feststellen, dass meine Eltern durch den Holzhandel meines Vaters stark verschuldet waren. Die Höhe der Schulden kann ich nicht angeben. Die Schulden sind insbesondere darauf zurückzuführen, dass mein Vater Holz zu hoch eingesteigert hat und dieses nur mit Verlust wieder Weiterverkäufen konnte. Durch meinen Onkel Eugen Elser in Königsbronn habe ich erfahren, dass mein Vater bei den Holzversteigerungen stets unter Alkoholeinfluss gestanden und nur deshalb hohe Preise geboten hat.»

Georg Elsers oft ausgenutzte Gutmütigkeit wurde wieder einmal strapaziert, nun von der Mutter. Gedankt hat man es ihm nicht, wie

immer. Gegen den uneinsichtigen Vater konnte er nichts ausrichten. Und wieder fiel er in seine bargeldlose Lebensweise zurück: Er half der Mutter in der Landwirtschaft und dem Vater im Holzhandel, wo er Stangen putzte und absägte. Seine einzige Freude: Im Haus konnte er sich endlich eine kleine Schreinerwerkstatt einrichten und, wie in Meersburg, auf Bestellung Möbel herstellen.

Sein Opfer der Rückkehr war nutzlos. Der Vater soff weiter, türmte neue Schulden auf und verkaufte Äcker, um Zahlungen nachzukommen. Die Familie lebte nur noch von der Ernte. Das war eine ähnliche Situation wie im Ersten Weltkrieg. Wie Georg es seit seiner Kindheit nicht anders kannte, kam der Vater nachts betrunken nach Hause, schlug Krach, beschimpfte seine Frau, die Söhne Georg und Leonhard, diese seien schuld daran, dass es immer mehr abwärts gehe. Nur in einem hatte der Vater sich gebessert, eher nachgelassen: Der schwächer werdende Mann, mittlerweile 60 Jahre alt und vielleicht schon vom Rheuma geplagt, misshandelte niemanden mehr und demolierte nicht mehr Einrichtungsgegenstände, die die Söhne reparieren mussten.

Für einen tatkräftigen Arbeitersohn wäre dies Anlass gewesen, das Generationen Verhältnis mit der Körperkraft zu regeln, aber Georg war zu gutmütig, um seinen Vater durch die Demonstration seiner Überlegenheit zurückzustufen. Georgs Freundin Elsa Härten kannte den Grund: Er, Hitlers künftiger Hauptgegner, war ein überaus freundlicher, hilfsbereiter Mensch, der niemandem etwas antun konnte.

Nach sieben Jahren am Bodensee kam Georg Elser mit einer entschieden sozialistischen Grundeinstellung nach Königsbronn zurück. Sein zeitweiliger Königsbronner Freund Anton Egetemaier, ein Schneider, der mit ihm im Zitherklub spielte, erzählte später, Elser sei nie politisch hervorgetreten, habe nie ein politisches Gespräch geführt, aber aus Konstanz habe er «eine sehr harte politische Meinung» mitgebracht. Also hat er doch etwas Politisches gesagt. Das hat man später gerne ausgelöscht, denn Elser war eben nicht für die Anpassung, die nach 1933 die meisten betrieben. Egetemaier erfuhr bei Elser eine klare, kompromisslose Feindschaft gegen die NS-

Herrschaft. Damit fiel der ruhige Elser auf, wenn auch eher im kleinen Kreis.

Beim Berliner Verhör gestand Elser, er sei zwar nicht Mitglied der KPD gewesen, habe aber immer die KPD gewählt, um etwas für die Interessen der Arbeiter zu tun. Und er war immer Mitglied einer linken Organisation, der Holzarbeitergewerkschaft. So ist es kein Wunder, dass er in Königsbronn auf einer politischen Versammlung im Jahr 1932 den Schnaitheimer Kommunisten Josef Schurr kennenlernte. Schurr berichtete in einem Leserbrief vom 25. Januar 1947 für eine Ulmer Zeitung über seinen vermutlich toten Freund Georg. Der Brief interessierte die Herren in Ulm natürlich nicht, zum Glück blieb er im Nachlass der VVN Heidenheim erhalten. Auch wenn sich in diesem Schriftstück Gedächtnisfehler finden, was bei erzählenden Quellen generell zu beobachten ist, so dürfte der politische Kern des Briefs doch richtig sein. Anlass für den Brief war der schludrige und parteiische Artikel eines Ulmer Journalisten, der nach Königsbronn geschickt worden war, um über Elser Informationen zu sammeln. Er erledigte den Auftrag schlecht, indem er nur Elzers alten Arbeitgeber, den Nazi («Alter Kämpfer»), Steinbruchbesitzer und Baumeister Georg Vollmer (geb. 1894 in Königsbronn) reden liess und dessen böswilligen und dummen Erfindungen einfach nachschrieb. Gleich der erste Zeitungsartikel in der Geschichte des Journalismus über Elser war eine Mischung aus Verdrehung, Verleumdung und journalistischer Schlamperei.

Der Schnaitheimer Kommunist Josef Schurr ist eine besondere Herausstellung wert, er durchlitt als Gegner der Nazis ein schweres Schicksal und war eine der engsten politischen Bezugspersonen Elzers. Schurr spielte eine bisher unbekannte Rolle für die Entstehung von Peter-Paul Zahls Theaterstück Johann Georg Elser (1982). Im Anhang der ersten Fassung wurde sein Brief erstmals publiziert, allerdings in einer unzuverlässigen Fassung, ein unangenehmer Abschnitt wurde weggelassen. Deshalb wird diese exzellente Quelle zu Georg Elser hier erstmals vollständig wiedergegeben:

«Heidenheim-Schnaitheim, 25. Januar 1947

An die Redaktion der *Donau-Zeitung*, Ulm/Donau.

Vor etwa 3-4 Wochen veröffentlichte die Ulmer *Donau-Zeitung* einen sehr interessanten Bericht über Attentäter Georg Elser und seinen Anschlag im Bürgerbräu-Keller in München im Jahre 1939. Was dieser kurze Bericht uns sagte, war bestimmt für viele deutsche Männer und Frauen erschreckend. Niemand wird behaupten wollen, dass Hitler als sadistischer Schwerverbrecher irgendwann und irgendwo einen Konkurrenten finden könnte. Viele sind jetzt über diesen Strolch als ihren Führer schwer enttäuscht. Wenige haben ihn jedoch rechtzeitig als einen Verbrecher erkannt. Mit dem Reichstagsbrand fing dieses Scheusal an, die Welt, bzw. das deutsche Volk zu täuschen.

Ich hatte das Glück, Georg Elser näher kennenzulernen. Ich traf ihn das erste Mal anlässlich einer politischen Versammlung in Königsbrunn im Jahre 1932. [diese Zahl im Original, im Erstdruck bei Zahl steht falsch 1931; damit wird ein Einwand gegen Schurr hinfällig] Er war damals in keiner Partei organisiert, wohl aber merkte ich sofort, dass er ein scharfer Nazi-Gegner war. Elsers Einstellung zur Nazi-Partei war damals schon eindeutig zu erkennen. Er war immer stark interessiert an einer Gewaltaktion gegen Hitler und seine Trabanten. Hitler selbst bezeichnete er immer als einen ‚Zigeuner‘. Man dürfe ja nur sein Verbrechergesicht ansehen.

Wir kamen des öfteren auf das Thema zu sprechen, was wohl zu machen wäre und unbedingt gemacht werden müsse. Elser und ich haben noch manche Kleinaktion gegen die Nazi[s] unternommen, ohne dass sie uns auf die Spur gekommen sind. Es waren wohl nur Einzelaktionen, hätte aber jeder Nicht-Nazi das Gleiche getan – und das wäre bestimmt im Jahre 1932 und 1933 noch möglich gewesen –, dann wäre vieles anders gekommen.

Nun kam aber für uns beide eine Enttäuschung nach der anderen. Die Naziherrschaft wurde von Tag zu Tag unerträglicher. Mein treuer Kamerad und Antifaschist Georg Elser ertrug es nicht weiter und ging in die Fremde, wie er mir später erzählte, in die Schweiz. Dortselbst arbeitete Elser in seinem erlernten Beruf als Schreiner.

Ich wurde nach der Machtergreifung auf Grund meiner politischen Einstellung [verhaftet] und kam 5 Monate auf den Heuberg [KZ Stetten am Kalten Markt, bei Sigmaringen/ Donau]. Nach meiner Entlassung von dort kam ich durch das Arbeitsamt Heidenheim in einen stark von Nazis durchsetzten Rüstungsbetrieb, in die Firma Waldenmaier.

Mittels der dortigen Denunzianten und Verräter wurde ich versetzt, schikaniert und als Saboteur hingestellt. Diese und noch ähnliche Machenschaften mehr von Seiten der Betriebsführung nahm ich gerne auf mich in dem Bewusstsein, dass dieses Spiel bald ein Ende finden werde, und sei es durch den vor auszusehenden Krieg. Denn wer diesen Krieg nicht kommen sah, war politisch blind.

Zu meinem Erstaunen durfte ich erleben, dass ich nach etwa 5 Jahren meinen alten Freund Georg Elser wiedersah. Es war im Jahre 1937, als Elser bei der gleichen Firma in Arbeit trat. Als bald nahm ich mit ihm Fühlung auf, um ihn abzutasten und zu prüfen, inwieweit er seinem antifaschistischen Standpunkt treu geblieben war. Zu mei[n]em Erstaunen musste ich feststellen, dass Elser noch radikaler im Kampf gegen den Hitlerfaschismus geworden war, als er es die Jahre vorher gewesen war. Wir gelobten uns aufs Neue gegenseitige Treue mit dem gemeinsamen Wunsch: „Hitler möge recht bald verreckens

Wir kamen nun abends öfter in meiner Wohnung zusammen, um über den Lautsprecher [gemeint: Radio] die Wahrheit über das Weltgeschehen zu erfahren. Wir haben zusammen die Sender vom Westen und Osten, ja selbst den Amerikaner regelmässig abgehört, und es war immer eine neue Kraftquelle für uns. Und so ging es fort bis zum Jahre 1939. Da entschloss sich Elser, nach München zu gehen, um dort in seinem Beruf zu arbeiten.

[Der folgende Absatz fehlt beim Erstdruck von Zahl. Womöglich Selbstzensur, die darin enthaltene irrwitzige Erfindung des Steinbruchbesitzers Vollmer sollte nicht von Schurrs Position ablenken.]

Vor seinem Abschied muss er einen Stuttgarter Mittelsmann

(Provokateur-Spitzel) [diese Worte in Klammern stammen von Schurr] kenne[n]gelernt haben. Mir hat Elser nichts von dem erzählt, was sein Stuttgarter Freund mit ihm an Plänen geschmiedet hat. Wie wir später durch die Zeitung erfuhren, soll Elser ein Agent des Secret-Service gewesen sein. In Wirklichkeit aber fiel er einem Gestapo-Spitzel in die Hände (laut einem Artikel in der Donau-Zeitung) der ihn dazu missbrauchte, durch sein Attentat auf den Führer eine[n] Glorienschein um sein Haupt zu winden. [Ende der Streichung]

Vor seinem Weggehen nach München äusserte sich Elser dahin, dass ich seinen Namen, falls sein Vorhaben gelinge, bald in der Presse lesen werde. Er bat mich aber, über diese Äusserung zu schweigen. Ich konnte natürlich nicht ahnen, was mein politischer Freund vorhatte. Es war mir aber klar, dass sein Vorhaben nur gegen Hitler und sein System gerichtet sein könne.

Gleich nach dem Bekanntwerden des missglückten Attentats im Münchner Hofbräuhaus durch den Rundfunk verfiel ich auf meinen Freund Elser, was mir anderntags durch die Tagespresse bestätigt wurde. Von der Stunde an war ich im Geiste nur noch bei ihm und wünschte ihm Glück zu seiner Flucht. Sie wurde durch den Verrat eines Unbekannten unglücklicher Weise verhindert.

Von seiner Festnahme bis zum heutigen Tag ist mir sein Schicksal unbekannt. Alles deutet darauf hin, dass Elser nicht mehr am Leben ist. Wäre das Gegenteil der Fall, dann könnte er wie kein zweiter dem deutschen Volke, ja der ganzen Welt über das mysteriöse Dunkel, welches heute noch über dem Ablauf des Attentates liegt, Aufschluss geben.

Zusammenfassend möchte ich noch über die Person Elser folgende Behauptung aufstellen. Elser war nie Nazi und hasste das ganze System bis aufs Blut. Alldem, was an Gerüchten über Elser nach dem Zusammenbruch verbreitet wurde, kann ich keinen Glauben schenken. Auch die Behauptung aus dem Ausland, Elser wäre mit seinem Wissen ein Werkzeug der Gestapo gewesen, muss ich dementieren.

Fest steht, dass Elser kein Verbrecher oder gekauftes Subjekt ge-

wesen sein konnte. Meines Wissens [!] nach müsste er als ein Märtyrer und Freiheitskämpfer in die deutsche Geschichte eingehen. Er war jederzeit bereit, sein Leben für die soziale Freiheit des deutschen Volkes zu opfern.

Josef Schurr, Schnaitheim, Heckenstr. 9»

Ein grossartiger Brief, von einem gelernten Kettenschmied, der als Kommunist nur Hilfsarbeiter sein durfte, während die Mitläufer gut verdienen. Wieder so ein einfacher Mann. Das Volk der Dichter und Denker hat keine ähnlich würdevolle Stellungnahme zu Georg Elser zustande gebracht. Der Kettenschmied war seiner Zeit weit voraus.

Die Ulmer Zeitung verweigerte Schurr den Abdruck des Leserbriefes und schrieb ihm am 3. Februar 1947 in beschämender Vertuschung des böswilligen «Informanten» Georg Vollmer.

«Im Besitze Ihrer Zuschrift vom 25. 1. teilen wir Ihnen mit, dass unser Bericht über den von den Nazis ermordeten Elser aus Königsbronn auf Informationen von Leuten aus Königsbronn, die Elser genau kannten, beruht, so dass für uns zunächst keine Veranlassung besteht, den in unserem Bericht dargelegten Standpunkt zu revidieren.»

Der Ulmer Zeitungsartikel geht auf eine einzige Person zurück, die nach einer schlechten Gepflogenheit des Journalismus verschwiegen wird: Georg Vollmer. Dessen Desinformationen haben eine abwegige Sonderinterpretation begründet, die schon lange widerlegt ist und inzwischen keine Anhänger mehr findet.

Dem Zusammenhang nach gewinnt man zuerst den Eindruck, Schurr lasse Elser um 1932 in der Schweiz arbeiten. Tatsächlich meint Schurr eine weiter zurückliegende Zeit. Elser wollte später endgültig in die Schweiz auswandern, er hatte die Nase voll von Nazideutschland. Leider sass auch Schurr den wilden Fantasien Vollmers auf (Gestapospitzel in Stuttgart, secret service), doch am Ende traute er all dem Unsinn nicht und formulierte das beste Werturteil über Elser: «Märtyrer und Freiheitskämpfer». Und er ahnte

besser als die heutige Geschichtsschreibung, dass Elser zuerst einmal für die «soziale Freiheit» kämpfte.

Schurr lebte wie Elser in interessanten politischen Hoffnungen. Elser erwartete nach einem gelungenen Anschlag gegen Hitler und die Führungsgruppe eine geschwächte, deshalb gemässigte NS-Führung, die den Krieg begrenzen würde. Schurr hatte während Hitlers Aufstieg gehofft, viele Deutsche unternähmen eigene Aktionen gegen die Nazis. Hätte «jeder Nicht-Nazi das Gleiche getan – und das wäre bestimmt im Jahre 1932 und 1933 noch möglich gewesen – dann wäre vieles anders gekommen.» Diese glückliche Idee fiel bei einem buckelnden, orientierungs- und mutlosen Volk auf unfruchtbaren Boden.

Der Schwur von Elser und Schurr im Jahr 1932 wäre wert, hoch über dem verschwurbelten Stefan-George-Schwur der Brüder Stauffenberg einem Denkmal eingemeisselt zu werden: «Hitler möge recht bald verrecken.» Schurr und Elser waren sich einig in der Ahnung von Hitlers Kriegspolitik: «Wer diesen Krieg nicht kommen sah, war politisch blind.»

Wer war dieser Josef Schurr, den wir jetzt nach der Kenntnis seiner Entschädigungsakte dem Elser-Bild hinzufügen können? Geboren wurde er am 24. März 1902 in Unterkochen bei Aalen, er lernte Kettenschmied, später arbeitete er als Giesser. Seit 1923 wohnte er in Heidenheim-Schnaitheim. Von 1930 bis 1933 war er öfters arbeitslos – ähnlich wie Elser. Als Funktionär der KPD Ortsgruppe Heidenheim-Schnaitheim wurde er am 18. März 1933 ins erste württembergische KZ auf den Heuberg bei Stetten am Kalten Markt verschleppt, Anfang September '33 entlassen. Als Haftschaden trug er ein Magenleiden davon.

Der später gross herauskommende Rüstungsbetrieb Waldenmaier nahm Schurr 1934 als Kontrolleur auf, im nächsten Jahr erfolgte wegen seiner politischen Einstellung die Degradierung als Hilfsarbeiter in der Giesserei. Sein Lohn wurde stark gedrückt. Dann ist es aber vielleicht doch kein Zufall, dass Elser Ende 1936 in derselben Firma Arbeit suchte und bekam, in der schon Schurr arbeitete.

Einen weiteren Schlag für Schurr bedeutete die Lähmung seiner

Frau im Jahr 1939. Bei einer Hausdurchsuchung rissen ihm die Nazis den Fussboden im Wohnzimmer auf, ohne Waffen zu finden. Für die Haftzeit und den gesundheitlichen Schaden erhielt Schurr 1949 die Summe von 375 Mark Entschädigung. Wegen seiner gelähmten Frau, die ein Sanatorium besuchen sollte, brauchte er eine Haushaltshilfe. Nach seinem Einspruch sprach man Schurr 1950 auch nur 750 Mark Entschädigung zu.

Im Jahr 1966 beantragte er einen Zuschlag von 20%. Nun aber schlug die gekränkte Bürokratie zurück: Er solle genau nachweisen, wer 1933 den Fussboden in seinem Wohnzimmer aufgerissen hatte und: «Warum wurde der Zimmerboden aufgerissen?» Ein Jahr, nachdem Schurr den Zuschlag beantragt hatte, wurde er nur noch ein Problem für «die statistische Erledigung» im «Landesamt für die Wiedergutmachung». Der Statistiker bekam die Anweisung: «Die unter 1,2 aufgeführten nicht substantiierten Ansprüche sind als Erledigung auf sonstige Art' auszutragen.» Weitere Einsprüche Schurrs blieben zwecklos.

Nun zurück zu Elser und Schurr 1932. Bei dieser politischen Versammlung offenbarte sich Elser Schurr, den er nicht kannte, als ein scharfer Nazigegner. Elser, seit seiner Rückkehr verschlossener geworden, war selten so offen. Beide waren praktische Menschen, keine Redner, sie wollten etwas tun. Wenn Schurrs Eindruck nicht trügt, muss Elser damals eine fast brachial zu nennende Gegnerschaft geäußert haben. Intellektuell ausgetüftelte Begründungen waren seine Sache nicht, was ihm viele Historiker bis heute nicht verziehen haben.

Was meinte Schurr mit Kleinaktionen, die er mit Elser gegen die Nazis unternahm? Vielleicht die Schaukästen der Partei mit dem antisemitischen Schmierblatt *Der Stürmer* zerstören? Oder eine Fahne anzünden, einem Nazi die Scheiben ein werfen, dem Ortsgruppenleiter Georg Vollmer einen Streich spielen? Doch Flugblätter herstellen und verteilen, die klassische kommunistische Widerstandsform, ist bei Elser nicht anzunehmen, dies wäre in einer ländlichen Kultur auch nicht sinnvoll gewesen und technisch zu schwierig.

Als es nach der Machtübertragung an Hitler fast Pflicht war, Hit-

lers Radioreden anzuhören, pflegte Elser die Gaststätte zu verlassen, wenn Hitlers verhasste Stimme aus dem Radio erklang. Genauso machte er es zu Hause. Elser war kein Intellektueller, der seinen Gegner anhören und analysieren wollte, um ihn zu bekämpfen. Er war dagegen, aus Gründen, die er niemandem auf die Nase zu binden brauchte. Er wollte die ganze Hetze und das Gebrüll nicht hören. Er ging einfach, wortlos. Damit stand er keineswegs allein, nur haben es die Zeitgenossen gerne und rasch vergessen.

Beim Grüßen der Hakenkreuzfahne ging Elser's Widerständigkeit weiter. Wer am Strassenrand stand, musste öffentlich bekennen, wie er's mit dem Regime hielt. In Giengen/Brenz kam es 1933 deshalb zu einem Gewaltakt der SA. Als ein Passant an einem SA-Aufzug vorbeiging und die Fahne nicht grüsste, sprang ein SA-Mann aus der Reihe und schlug dem Verweigerer ins Gesicht. Der Geprügelte vertraute noch auf die Justiz, liess sich vor dem Amtsgericht Heidenheim von einem als Antinazi bekannten Rechtsanwalt verteidigen. Er kam frei mit einem Kernsatz seines Verteidigers: «Es besteht kein Gesetz, wonach die Blutfahne gegrüsst werden muss.»

Eine noch schärfere Situation bezeugte Egetemaier. Es muss am 1. Mai 1938 gewesen sein, Elser war sich bereits sicher, dass Hitler einen Krieg anzetteln werde. Egetemaier stand mit Elser beim Weissen Rössle, dem beliebtesten Gasthof in Königsbronn. Auf dem Platz davor sollte die braune Maikundgebung stattfinden. Der Festzug näherte sich, voran die SA mit ihrer Fahne. Jeder habe gegrüsst, erinnerte sich Egetemaier, der damals noch sehr hitlertreu war. Aber wie wollte er sehen, ob nicht unter Dutzenden in dieselbe Richtung gestreckten Hände ein paar fehlten? Egetemaier forderte Elser auf, sie beide müssten die Fahne grüssen. Elser gab zurück, ohne viel Begründung, mit dem schwäbischen Gruss: «Nein, leck mich doch am Arsch.» Drehte sich um, schaute die Strasse hinunter in eine andere Richtung und pfiiff ein Lied vor sich hin. Egetemaier grüsste die Fahne. Die Unterwerfung wäre nicht nötig gewesen, denn Elser passierte nichts. Genauso ging's mit dem Hitlergruss. Elser's Haltung, über die er nicht mit sich diskutieren liess, lautete: «Ich lass mich

lieber erschossen, als dass ich für die Nazis auch nur einen Schritt mache.»

Die genannten kleinen Widerstandshandlungen Elser's blieben freilich nur auf dem Land straffrei, abseits der Grossstädte und der ehemaligen Hochburgen der Arbeiterbewegung. Im Rheinland hätte Elser nicht lange mehr seine Freiheit genossen, davon erzählen die Gestapoakten von Düsseldorf. Wegen Nichtgrüssens der Hakenkreuzfahne griff die Gestapo in Moers 1939 zur Repression. Als genauso staatsgefährlich beurteilte sie das Ausklopfen von Matratzen während einer Rundfunkrede von Goebbels. Bei mehr Mut und Humor hätte es endlose viele, nie erprobte Widerstandsformen gegeben. 1942 verbreitete ein Nachtwächter eine «Traueranzeige über das letzte 4-Pfund-Brot». Ein 17-jähriger schrieb 1938 an die Abortwand im Postamt I Duisburg: «Wir hungern für Hitler». Gelungen fiel 1942 der gereimte Spruch eines 57-jährigen Schlossers aus:

«Die Nazis sind zu Deutschlands Schande
'ne Mörder- und Verbrecherbande.»

Als 1937 in Essen ein 46-jähriger Büroangestellter während der Rundfunkübertragung einer Hitlerrede den Deutschen Gruss ablehnte, bekam er ein Heimtückeverfahren angehängt. Die Gestapo verfolgte bereits, wenn jemand bei der Radioübertragung einer Rede oder der Nationalhymne das laut plärrende Gerät leiser stellte. Ein anderer verliess 1936/37 öfters den Raum, wenn das Deutschlandlied übertragen wurde: Auch das wurde bestraft. Der Anarchosyndikalist Friedrich Nell, geb. 1888, Mitglied der anarchistischen Gewerkschaft FAUD, schrieb 1942 in Düsseldorf mit einem Spazierstock in den Schnee: «Nieder mit Hitler» und erhielt eine Strafe.

Kompromisslos gab sich Elser auch bei Wahlen und Abstimmungen unter Hitler. Als ihn seine Freundin Elsa Härten einmal fragte, ob er wählen gehe – was ihr fraglich erschien –, sagte Georg nur «Nein». Sie wollte ihn zum Wählen bewegen, «wegen der Leute im Ort». Elser war eine solche Rücksicht egal. Ihm gefiel es nicht, dass sie zur Wahl ging, er sagte es, aber er versuchte nicht, sie daran zu hindern. Gerade ihn kann man also nicht einen Fanatiker nennen.

Vergleichbares erlebte Elsa, wenn es um Aktionen der NSDAP ging. In seinen Äusserungen sei Elser sehr konsequent gewesen. Nach dem Krieg sagte sie der Kripo in Stuttgart:

«Elser war ein still veranlagter Mensch, der ausser seinem Beruf und seiner Passion für Musik nichts kannte. Er war in seinem Beruf sehr geschickt, und es gab auf handwerklichem Gebiet kein Problem, das er nicht gelöst hätte. Politisch hat er sich nie geäussert und sich überhaupt nicht dafür interessiert. Wenn ich selbst oder andere Personen in seiner Anwesenheit über Massnahmen der NSDAP schimpften, so war er in seinen Äusserungen immer sehr konsequent. Er sagte immer, man ist dafür oder dagegen, aber Diskussionen liebte er nicht. Gelegentlich einer Sammlung, die von der SA zum Kauf von Uniformen durchgeführt wurde, äusserte ich über diese Art der Geldaufbringung mein Missfallen. Elser sagte darauf nur: ‚Entweder du bist dafür und gibst etwas, oder du bist dagegen, dann gibst du eben nichts‘.»

Auf oberflächliche Leute mag Elsers Verschwiegenheit befremdend gewirkt haben. So fasste Bässler von der Stuttgarter Gestapo zusammen, was er in Königsbronn gehört hatte: «Von allen Menschen, die mit Elser in irgendeiner Form zu tun hatten, wurde er als Sonderling und absoluter Einzelgänger geschildert, mit dem unmöglich ein flüssiges Gespräch zu führen war.»

Im Arbeitermilieu des oberen Brenztals war Elsers linke politische Überzeugung keineswegs selten. In Itzelberg, einem Dorf bei Königsbronn, erhielt die KPD bei den Reichstagswahlen im November 1932 die meisten Stimmen, ebenso in Schnaitheim. Der Landkreis Heidenheim lag bei den kommunistischen Stimmen über dem Landesdurchschnitt, aber auch bei der NSDAP. In Schnaitheim kamen die Nazis abgeschlagen auf den vierten Platz. Anders in Königsbronn, wo der Steinbruchbesitzer Georg Vollmer als Ortsgruppenleiter sein patriarchalisches Zepter schwang. Die Hakenkreuzpartei war hier schon vor 1933 Wahlsieger.

Georg Vollmer gehörte zur Partei seit 1930, er zählte also zu den geehrten «Alten Kämpfern». Seit 1931 war er der erste Ortsgruppen-

leiter und damit der eigentliche Chef des Ortes. Aber die Parteientwicklung forcierte er nicht mehr. Andersdenkende Leute im Ort, die er natürlich kannte, liess er im Allgemeinen unbehelligt. Im ländlichen Bereich wurde die Parteisuppe nicht so heiss ausgelöffelt, wie sie in den grossstädtischen Zentralen gekocht wurde. 1934 fand man bei einer Wahl in der Wahlurne einen handschriftlichen Zettel mit satirischer Volkspoesie:

«Schlagt Hitler, den Gendarmen,
und Röhm, den Warmen.»

Ein Wahlhelfer behauptete, das sei die Handschrift von Christian Konrad, wohnhaft in der Eichhalde. Konrad galt allgemein als Kommunist, auch wenn er nie Mitglied gewesen war. Als man überlegte, was mit dem Zettel geschehen solle, kam der Ortsgruppenleiter Vollmer vorbei, steckte den Zettel ein, murmelte, er werde das schon erledigen, und unterdrückte die Sache. So etwas war typisch für die ländliche Gesellschaft. Man lebte noch unter sich, politischer Streit galt als unnötig, einen aus dem eigenen Ort verpetzte man nicht. In diesem Milieu konnte auch Elser sich behaupten und unbehelligt seine bedeckte Kritik am NS-Regime weitertreiben.

Gleich Anfang 1933 trat Elser in den Königsbronner Zitherklub ein, der 1927 gegründet worden war. Im Berliner Verhör nannte er als Grund die familiäre Situation: «Ich suchte von den häuslichen Verhältnissen Ablenkung in der Musik.» Der Klub hatte acht bis zwölf Mitglieder, darunter viele Verwandte. Hans Elser, damals erst zwölf Jahre alt, erinnerte sich, dass Georg öfter zu ihnen nach Hause kam, er erlebte ihn als «umgänglichen, hilfsbereiten und beliebten Menschen», allerdings sei er ihm «ganz unpolitisch» erschienen. Das sagten viele, Georg Elser war eben kein Agitator, kein Parteidredner. Seine politischen Überlegungen machte er mit sich allein aus.

Vor der Gleichschaltung auch des kulturellen Lebens flüchtete Elser in Musik und Tanz. Die Übungsabende des Zitherklubs fanden freitags oder samstags in einem Nebenzimmer der Gaststätte Hecht statt. Ab und zu gab es Tanz- und Konzertabende in einem Saal. Als

der mitgliederstarke Gesangverein Konkordia 1934 Tanzmusik anbieten wollte, fehlte ein Kontrabass. Elser entschloss sich, als sein viertes Instrument Kontrabass zu lernen, er kaufte vom eigenen Geld ein Instrument und nahm Stunden. Darüber hinaus beherrschte er noch eine andere Attraktion: Er konnte Schuhplatteln, was er im Trachtenverein Konstanz gelernt hatte.

Eine weitere Möglichkeit, der familiären Katastrophe zu entfliehen, entdeckte Elser in einem Wanderverein, der zwar mit «Kraft durch Freude» gleichgeschaltet war, in dem aber politische Indoktrination nichts zu suchen hatte. Hier lernte er 1933 Elsa Härten kennen, zu der sich die tiefste Liebe seines kurzen Lebens entwickelte. An einem der beliebten Ausflugsziele in der Umgebung, dem Wental, einem wunderschönen Trockental auf der Albhochfläche bei Steinheim, entstand ein Gruppenbild, das Elser in Knickerbockern zeigt, hinter seiner Elsa. Dieser Hosenmode blieb er noch in München treu, sie diente dem Erkennungsdienst der Gestapo als Merkmal für den Steckbrief.

1959 erzählte Elsa Härten von ihrer Liebe einem Journalisten, der ihre beiden Fotos von und mit Elser mitnahm – sie sind verlorengegangen. Elsa war 1933 noch verheiratet, 1936 liess sie sich scheiden. Das Gespräch von 1959 gibt es nur in einer Zusammenfassung des Journalisten:

Ihr Mann arbeitete bei seinem Bruder, in einem Zimmermannsgeschäft. «Ihr Mann war ein haltloser Trinker und arbeitete nur 3 Tage in der Woche. Oft war kein Geld im Hause. Als die Tochter Iris Schuhe brauchte, war nie Geld dafür da. Nach ihren Worten hat sie ein Martyrium durchmachen müssen. Als sie das 2. Kind erwartete, den Buben, der offenbar von Elser war, im Jahre 1935 im Dezember, war ihr Mann völlig betrunken nach Hause gekommen und schlug sie. Als das Kind geboren wurde, hat ihr Mann sich ins Bett gelegt und sich überhaupt nicht um die Geburt gekümmert. Er hat nur gesagt: ‚Was geht mich dieses Kind an!‘ Das Kind kam zur Welt, bevor eine Hebamme zur Stelle war. Dieser Sohn ist jetzt verheiratet und lebt in Göppingen. Näheres wollte sie mir darüber nicht sagen.

Der Sohn weiss scheinbar nichts von der vermutlichen Vaterschaft Elsers. Sie ist auch wohl nicht ganz geklärt.»

Georg Elsers Arbeitsverhältnisse waren jetzt noch wechselvoller als in Konstanz. Er schwankte zwischen Selbständigkeit in einer eigenen kleinen Werkstatt und einem festen Lohnverhältnis in einer Schreinerei. Das Schwanken resultierte aus den Konstanzer Alimenterforderungen, er sollte jeden Monat 24 Mark für seinen Sohn zahlen. Wenn er irgendwo regulär zu arbeiten anfang, kam bald über das Arbeitsamt das Jugendamt dahinter und wollte von seinem Lohn mehr als die Hälfte behalten.

Wenn er selbständig arbeitete, zeichnete er sich durch grösste Gewissenhaftigkeit aus. Der Stuttgarter Gestapomann Paul Bässler erinnerte sich noch in seiner Internierungshaft, die er voll Bitterkeit verbrachte, gut an seine Königsbronner Ermittlungen: «Handwerksmässig lieferte er [Elser] erstklassige Arbeit. Lieber arbeitete er mit Verlust, als sich nachsagen zu lassen, seine Arbeit sei nicht in Ordnung. In der Hauptsache lieferte er Schatullen, sowie Standuhren und Gehäuse für Stehuhren an.» Es war die schon in Meersburg bewährte Produktpalette.

Wurde die Auftragslage mager und bot sich ein fester Arbeitsplatz an, so arbeitete Elser eine bestimmte Zeit in der Königsbronner Schreinerei von Eugen Grupp. Das erste Mal von Juli bis November 1934, ein zweites Mal von Juni bis September 1935. Sobald aber das Konstanzer Jugendamt anklopfte, wich Elser wieder in die Selbständigkeit aus, gelegentlich als Subunternehmer für seinen Chef. Be rauschend war der Lohn unter Hitler nicht mehr, etwas, das Elser später der Gestapo selbst nach widerlichen Misshandlungen genau vorrechnen konnte. Sein Stundenlohn war gesunken auf 55 Pfennig, die Hälfte vom Bottighofener Lohnniveau (1929). Ein weiterer Grund, die Schweiz im besten Licht zu sehen. Aus dieser Deklassierung entstand ihm ein wichtiges Argument gegen Hitlers Regime. Es stellt heute eine Verkürzung dar, in Elser nur den Gegner von Hitlers Kriegspolitik zu sehen.

Als der Reichskanzler die Aufrüstung der Wehrmacht vorantrieb,

bekam es auch Elser zu spüren: Sein Meister Eugen Grupp erhielt einen grossen Auftrag für Wehrmachtsschreibtsche. Da Grupp angesichts der drängenden Termine weitere Arbeitskräfte brauchte, holte er wieder Elser, der nach einem halben Jahr aus doppeltem Grund kündigte: Einerseits war ihm der Lohn zu gering, so sagte er, andererseits ging Elser auf die Nerven, dass sein Chef ihm dreinredete. Elser besass einen empfindlichen Berufsstolz, auch in einem Lohn Verhältnis hielt er auf seine Selbständigkeit. Möglicherweise steckte auch eine Frage der Arbeitsethik und der Ökonomie dahinter. Grupps Schreinerei hatte zu einem bestimmten Termin Schreibtsche für die Wehrmacht zu liefern, bei denen nicht so pingelig gearbeitet zu werden brauchte. Elser dagegen wollte, selbst für das Militär, nur einwandfreie, also teurere Arbeit liefern. Sein Berufsstolz liess keine Schlamperei zu.

Der weitere Absturz von Elser's Vater beschleunigte das Auseinanderfallen der Familie. Groteskerweise sahen sich die Elser's erst durch die Gestapo im November 1939 nochmals kurz vereinigt: auf dem Gefangenentransport nach Stuttgart und später nach Berlin. Ende 1935 musste der Vater sein ganzes Anwesen seinem Hauptschuldner verkaufen, dem Viehhändler Maurer in Königsbronn. Der Besitz war so hoch verschuldet, dass von einem Schätzwert zwischen 10'000 und 11'000 Mark nur noch 6'500 Mark übrigblieben. Allein ein grosser Obstgarten auf dem Flachsberg blieb im Familienbesitz, wo Georg Elser einen Schuppen zum festen Gartenhaus ausbaute. Dort wohnte nun der Vater, gehunfähig geworden, so dass Georg ihm das Essen hinausbrachte. Hier, abseits des Ortes, unternahm Elser später seine einzigen Sprengversuche.

Der Garten und der Schuppen nehmen sich aus wie ein Symbol. Der letzte Besitz war Zufluchtsort einer «Familienruine» und zugleich Übungsort für ein hoffnungsvolles Attentat, das mit ein bisschen Glück Europa von einem wahnwitzigen Diktator befreit hätte.

Vom Verkaufserlös des alten Besitzes behielt die Mutter 2'000 Mark für sich – ihr Anteil, den sie in die Ehe mitgebracht hatte – der Vater beglich mit dem Rest seine Schulden – und trank weiter. Die

Familie löste sich auf: Der Vater erhielt in seinem ehemaligen Haus vom neuen Besitzer ein Zimmer eingeräumt, die Mutter zog zur Tochter Friederike nach Schnaitheim, der Bruder Leonhard ging zum Arbeitsdienst. Georg traf es diesmal für kurze Zeit besser. Er mietete sich bei Härlens ein, so dass er näher bei seiner Elsa war. Im Untergeschoss richtete er sich erneut eine eigene Werkstatt ein und arbeitete auf eigene Rechnung. Die Miete versuchte er mit einem Tausch zu bestreiten: Er lieferte dafür Stühle und einen Schrank für die Küche, die der Hausherr Hermann Härlen aber ablehnte, da er hinter das Liebesverhältnis der beiden gekommen war. Der Dorfklatsch zerriss sich darüber schon lange das Maul. Als 1935 der zweite Sohn der Härlens auf die Welt kam, munkelte man, der eigentliche Vater sei Georg Elser. Härlen war sauer, nahm das Kind dennoch an. Lange nach dem Krieg liess Elsa selbst offen, ob ihr Zweiter nicht doch ein Kind ihres toten Liebhabers sei, eine bis heute ungeklärte Frage.

Ein weiterer Riss ging durch die Familie Elser, als die Eltern mit dem verbliebenen Geld 1938 eine Doppelhaushälfte in der Wiesenstrasse kauften. Georg war auf dem Grundbuchamt dabei und erlebte, wie er von den Eltern geprellt wurde, der Älteste, immer folgsam und so fleissig, mit dem konnte man es ja machen. Die Mutter nach dem Krieg: «Als wir dann das neu erworbene Haus beim Grundbuchamt einschreiben liessen, haben mein Mann und ich dies alles einschreiben lassen. Georg, der beim Einschreiben dabei war, hat dies gemerkt und hat dann gegen meinen Mann und mich geklagt. So kam es, dass es zu häuslichen Streitigkeiten kam, bzw. es war eben so, dass Georg mit uns Eltern nichts mehr gesprochen hat und nicht mehr mit uns verkehrte. Während der Zeit, wo Georg in Schnaitheim war, hat er uns nie mehr besucht und uns auch nicht mehr geschrieben [...]»

Es wurde also nicht alles ins Grundbuch eingetragen, was vorher mit Georg ausgemacht worden war. Eigentümer wurden nur Vater, Mutter und der inzwischen verheiratete Leonhard zu je einem Drittel. Offenbar war auch mit Georg ein Mitbesitz abgemacht, doch beim Notar wurde Georg in einem Handstreich enteignet. Georg

fühlte sich aus der Familie hinausgeworfen, sein Gerechtigkeitsgefühl wurde zutiefst verletzt. Fast sein Leben lang hatte er das Meiste zur Existenz der Familie beigetragen, jahrelang umsonst mitgearbeitet. Nun sollte er nicht einmal das Wohnrecht bekommen. Da fast alle in der Familie dieser Linie folgten und diese Ungerechtigkeit für gut hielten, gab Georg Elser abrupt die Beziehungen zu allen auf, ausser zur Schwester Maria in Stuttgart. Hier liegt eine weitere Quelle für die böse Legende vom Sonderling. Die Brücken hinter ihm wurden eine nach der andern abgebrochen, er entfremdete sich seiner Umgebung und hatte nichts mehr zu verlieren. Vor ihm lagen nur noch der Attentatsort München und das Zufluchtsland Schweiz. Seine schwäbische Heimat wollte er für immer hinter sich lassen.

Unter diesen stets widriger werdenden Umständen konnte die Liebe zu Elsa Härlen nicht richtig aufblühen. Zuerst sah es schöner aus: Elsa atmete auf, Georg war ganz anders als ihr gewalttätiger und trinkender Ehemann. In den sechs Jahren, die sie Georg kannte, erlebte sie nicht ein einziges Mal, dass er sich schlecht benahm. Sie empfand ihn als «anständig, bescheiden, still, ja wortkarg, sparsam, sehr geschickt und tüchtig». Er schüttete ihr in allen Fragen sein Herz aus, nur nicht in der Politik. Er wollte von ihr wie von einer Mutter versorgt werden, sie empfand sich als seine «mütterliche Geliebte», dabei war sie acht Jahre jünger und hatte zwei Kinder.

Elsa Härlens Ehemann Hermann warf Elser nach einigen Monaten hinaus, Ende 1938 wurde die Ehe geschieden. Der Dorfklatsch erklärte Elser für schuldig, von Elsas Leiden unter dem Alkoholiker sprach man nicht. Auch der Bruder Leonhard behauptete, Georg habe die Ehe der Härlens zerstört. Die Leiden einer Frau schienen damals noch gottgegeben und unvermeidlich zu sein. Nun bekam Elser von seinem Musikerfreund Egetemaier ein Zimmer angeboten. Flugs knöpfte sich die Dorfkontrolle die «unerlaubte Liebe» vor. Als Egetemaier eines Morgens, nachdem er auf der Lauer gelegen hatte, gegen 4 Uhr Elsa aus Georgs Zimmer Weggehen sah, kündigte er die Bleibe: «Georg, das geht zu weit, in meinem Haus nicht.» Das-

selbe Spiel, als Georg Elsa mit auf sein Zimmer ins elterliche Haus nahm. Nun schritt die Mutter ein und warf ihren Sohn aus dem Haus. Er aber hatte schon mit dem unerquicklichen Zuhause gebrochen, so dass er sich hinausdrängen liess, während er anfangs noch zwei Schlösser an seiner Zimmertür angebracht hatte. Ihm blieb ein Abstellraum mit Familienanschluss in Schnaitheim, in der Benzstrasse bei den Schmauders. Georg Elser ist auf dem Sprung nach München.

In seinen Erinnerungen strickte Egetemaier am neidgelben Märchen vom Casanova. Durch die Liebe zu Elsa sei Georg «auf die schiefe Bahn» geraten. Was Frauen anging, sei er «sehr impulsiv» gewesen. «Neben Musik waren Frauen sein Hobby und seine Leidenschaft», meinte Egetemaier. In Königsbronn kennt man bis heute die Namen dieser vielen Eroberungen nicht.

Als Elsa schon geschieden war, besuchte Georg sie bei ihren Eltern in Göppingen-Jebenhausen. Der Vater Votteler war beeindruckt von Elsers technischen Fähigkeiten und wollte ihm ein Studium der Innenarchitektur bezahlen. Elser lehnte ab, er wollte sich nicht in ein gemachtes Nest setzen, wie er sagte. Elsa arbeitete in Esslingen, Georg besuchte sie oft an den Wochenenden. Für ihre Liebe mussten sie sich in einem Hotel am Bahnhof Esslingen ein Zimmer mieten.

6 DER ENTSCHLUSS ZUM ATTENTAT

Seine feste Absicht, Hitler samt der NS-Führung zu beseitigen, datierte Elser am zweiten Tag seines Berliner Verhörs, dem 20. November 1939, entschieden und vage zugleich: «Den Entschluss zu meiner Tat fasste ich im Herbst 1938.»

Es wäre zu erwarten gewesen, dass die Kommissare bei einer so ungenauen Angabe nachgehakt hätten. Doch nichts dergleichen. Der Satz passt überhaupt nicht zur Textumgebung, in der es vorher lange um die Arbeit in der Rüstungsfabrik Waldenmaier in Heidenheim

ging. Was tut der Schreiner in einer Rüstungsfabrik, die unter besonderer Aufsicht der Abwehr steht? Die folgenden Themen wirken noch unpassender: Lektüre, Gesundheitszustand, Sexualität, religiöses Leben, politischer Lebenslauf und wirtschaftliche Verhältnisse.

Elsers Grobdatierung auf «Herbst 1938» sieht wie ein Fremdstück aus. Bei aufmerksamer Lektüre gewinnen wir auch an dieser Stelle des Protokolls den Eindruck, dass die Kommissare schludrig ermittelten: ohne tiefer gehende Vorbereitung, ohne Kenntnis der Lage und ohne Verständnis für Elser's Persönlichkeit.

Am nächsten Tag, dem dritten, 21. November 1939, steht der wichtigste Teil des Verhörs an. Die Kommissare kommen «zur Sache». Der schwäbische Attentäter wird der NS-Prominenz wie ein Wundertier vorgeführt. Dieser als still und unpolitisch bekannte Schreiner entwickelt auf einmal ausführlich seine Entscheidung, er kann reden – aber die Nazis können ihn nicht oder kaum verstehen, im Dialekt steckt seine Art der Verteidigung. Elser gibt sich immer vorsichtig, wenn seine Umgebung angesprochen wird, also Kontaktpersonen, die er nicht belasten will. Ausführlicher, härter und genauer wird er, wenn es um die grundlegende Unzufriedenheit der Arbeiter mit dem Regime geht, hier beschönigt er nichts. Wir blicken erstmals in sein verborgen gehaltenes politisches Denken. Und diese Phase liegt weit vor dem Entschlusszeitraum Herbst 1938. Selbst nach mehreren Folterungen bleibt Elser unerschütterlich bei seiner Ablehnung des NS-Regimes. Die Verwandten nannten so etwas «Sturheit», heute sieht das nach Charakterstärke aus.

Den Zeitraum seines Entschlusses kann Elser nicht eindeutig festlegen, er weiss nicht mehr genau, ob es vor der «Septemberkrise 1938» war oder erst danach. Gemeint war Hitlers Androhung eines Krieges gegen die Tschechoslowakei, bis ihm im Münchener Abkommen vom 29. September 1938 England und Frankreich die sudetendeutschen Gebiete als Belohnung für den Kriegsverzicht hinarwarfen. Die NS-Presse hatte auf Befehl seit dem 3. Juni 1938 eine Hetzkampagne gegen den Nachbarstaat betrieben. Ziel: Entweder

kommt das Sudetenland zu Hitlers Reich, oder es gibt Krieg in Europa.

Nach Elzers Darstellung war sein Entschluss zum Anschlag auf Hitler gut überlegt. Dies spricht für einen längeren Zeitraum. Er denkt an eine Zeit lange vor Herbst 1938. Kann sein, dass ihm erst während des Redens die frühen Wurzeln seiner Attentatsabsicht ins Bewusstsein kamen. Dieser Abschnitt ist stark zusammengepresst, die Kommissare dürften hier lange Verhörabschnitte zusammengefasst haben. Wir haben das Kernstück des Verhörs vor uns, jedes Wort hat sein eigenes Gewicht.

«Die seit 1933 in der Arbeiterschaft von mir beobachtete Unzufriedenheit und der von mir seit Herbst 1938 vermutete unvermeidliche Krieg beschäftigten stets meine Gedankengänge. Ob dies vor oder nach der Septemberkrise 1938 war, kann ich heute nicht mehr angeben. Ich stellte allein Betrachtungen an, wie man die Verhältnisse der Arbeiterschaft bessern und einen Krieg vermeiden könnte. Hierzu wurde ich von niemandem angeregt, auch wurde ich von niemandem in diesem Sinne beeinflusst.»

Elser nennt zwei Ziele. Das zuerst genannte, «die Verhältnisse der Arbeiter zu bessern», ist im bisher erreichten Elser-Bild untergegangen. Nur das zweite Ziel stieg nach jahrzehntelangem Sträuben in unser Geschichtsbewusstsein auf: «einen Krieg zu vermeiden». Der zum Attentat entschlossene Pazifist wurde akzeptiert, der Kämpfer für Arbeiterinteressen fiel unter den Tisch – wo er bis heute geblieben ist.

Auch die breit ausgeführten Überlegungen, warum das Attentat notwendig sei, machen es unwahrscheinlich, dass Elzers Entschluss erst im September 1938 fiel. Für ein längeres Nachdenken über einen Anschlag spricht auch ein gewichtiges Indiz aus der Rüstungsfirma Waldenmaier. Elser lässt sich auf eigenes Betreiben im Sommer 1937 in die Versandabteilung versetzen, wo er mit Zündern und Sprengstoff in Berührung kommt. Er hat die Materialeingänge auf ihre Vollständigkeit zu prüfen. Diese Arbeit behält er bis März 1939. Hier hofft er auf eine Chance, an einen Zünder zu kommen. Das hat

nichts mehr mit seinen Basteleien zu tun, ein Zünder ist in einer Schreinerwerkstatt fehl am Platz.

Im Betrieb erfährt Elser von einer Sonderabteilung, in der Pulverkörner zu Sprengplatten gepresst und Geschosszünder gefertigt werden. Höchst aufmerksam, aber zugleich absolut harmlos wirkend bewegt er sich in dem 1'000 Beschäftigte zählenden Rüstungsbetrieb. Er ist an allem interessiert, obwohl seine Neigung der Kunstschreinerei gehört, dem Holz. Er lässt sich dies und jenes erklären. So beobachtet er von seiner ersten Arbeitsstelle aus, der Gussputzerei, im Hof draussen einen Wagen mit Rohlingen, Rohpressteilen für Zündköpfe.

Zugute kommt ihm die Nachlässigkeit der Betriebskontrolle. Merkwürdig, da Waldenmaier Beauftragter der militärischen Abwehr ist, der er nach Ulm zu berichten hat. Die niedergehaltenen Arbeiter kommen dem Fabrikanten gar nicht als Gefahrenpotenzial in den Sinn. Erst ab Herbst 1938, in der allgemeinen Kriegshysterie, wird Buch geführt über Zünder und Zünderteile. Elser spielt so glaubwürdig den rein technisch Interessierten, dass er sogar jemanden findet, der ihm erklärt, wie man einen Zünder zusammensetzt.

Bei Waldenmaier herrschen ideale Bedingungen für einen umsichtigen, verschwiegenen, hochmotivierten Widerstandskämpfer. Am 8. September 1938 bekommt Elser eine Sendung von 20 Zünderrohlingen in die Hände, einen Korb der Firma «Rheinmetall Borsig A.G. Werk Düsseldorf». Die Sendung wog 23,9 Kilo. Elser behält bei der Kontrollzählung ein Stück für sich und schreibt einen Reklamationszettel: «19 Stahlzünder aus Chromnickel-Vergütungsstahl [...] 1 Stück fehlt.» Mit diesem Zettel in der Kleidung wird Elser am 8. November 1939 in Konstanz verhaftet. Beim Nachwiegen in Heidenheim hätte sich ergeben müssen, dass erst bei Waldenmaier ein Stück rausgenommen wurde, aber es wurde schlampig ermittelt. So kommt Elser mit der Reklamation durch, der Firmenchef Waldenmaier ist beschäftigt mit Ausbauplänen für seine Rüstungsfirma, für Kontrollmassnahmen hat er keinen Kopf, er hegt auch keinen Verdacht gegen Elser. Bereits bei der Übernahme Elsers in die sicherheitsempfindliche Versandabteilung hatte er Elser nicht von

der Gestapo auf Zuverlässigkeit, politisches Vorleben und Leumund überprüfen lassen.

Waldenmaier moniert das fehlende Stück am 8. September 1938. «Rheinmetall Borsig» antwortet am 14. September, «dass das Abhandenkommen eines Stückes der Rohlinge ausgeschlossen sei, wenn der Korb in geschlossenem Zustand angekommen ist». Der Korb war nicht beschädigt. Am Ende ist es Elser doch gelungen, eine der drei Waffenschmieden der Nazis hinteres Licht zu führen. Goebbels zählte im März 1941 stolz die wichtigsten Waffenkonzerne auf: «Krupp, Rheinmetall und Skoda, unsere drei grossen Waffenschmieden.»

Die Grundlage für Elsers Entschluss zum Attentat wurde bereits im Sommer oder Herbst 1936 gelegt. Elser verwickelte sich in Widersprüche bei der Begründung, warum er trotz seines Berufsstolzes als Schreiner bei Waldenmaier als Hilfsarbeiter anfing. Im Herbst 1936 gab er wegen des geringen Lohns von 55 Pfennig in der Stunde seine Schreinerstelle bei Grupp auf. Er gestand seiner Elsa, dass er leicht eine besser bezahlte Schreinerstelle hätte bekommen können. Er nahm dennoch für ein halbes Jahr bei Waldenmaier die Dreckarbeit in der Gussputzerei in Kauf, für die er nur 58 bis 62 Pfennig in der Stunde erhielt. Früher hätte er so eine Arbeit empört zurückgewiesen, denn als Lehrling war er gerade bei dieser Arbeit krank geworden und hatte den ersten Beruf aufgeben müssen.

Treuherzig erläutert er in Berlin November 1939 der Gestapo, die ihm auch hier auf den Leim geht: «Ich hatte kein Interesse daran, mehr zu verdienen, sondern nur daran, dass mir die Arbeit gefiel.» So etwas kann er nur schlecht vorbereiteten und wenig interessierten Kommissaren auf die Nase binden, seine Freundin Elsa traute ihm in diesem Punkt nicht. Elser muss oft einen guten Volksschauspieler im Fach Harmlosigkeit gegeben haben. Nun fügt er rasch hinzu, damit die Gestapo nicht stutzt: «Wenn ich mehr verdient hätte, hätte ich ja keinen Nutzen davon gehabt, denn jeder Betrag über 24,- RM [Reichsmark] Wochenlohn wird mir ja doch zur Bezahlung der Alimente gepfändet.» Und rasch lenkt er das Gespräch auf die Musik.

Nun gewinnt eine Stelle aus Josef Schurrs Leserbrief von 1947

Gewicht. 1937 trafen sich die beiden politischen Freunde wieder, beide bei Waldenmaier beschäftigt. Schurr dazu: «Alsbald nahm ich mit ihm [Elser] Fühlung auf, um ihn abzutasten und zu prüfen, inwieweit er seinem antifaschistischen Standpunkt treu geblieben war. Zu meinem Erstaunen musste ich feststellen, dass Elser noch radikaler im Kampf gegen den Hitlerfaschismus geworden war, als er es die Jahre vorher gewesen war. Wir gelobten uns aufs Neue gegenseitige Treue mit dem gemeinsamen Wunsch: ‚Hitler möge recht bald verrecken’.»

Was Elser nun tat, datiert er später bei der Gestapo, um Schurr als Freund verschwinden zu lassen, auf zwei Jahre später, auf die Zeit bei Schmauders in Schnaitheim. Doch die politischen Nachrichten hörte er tatsächlich schon viel früher, wie Schurr in seinem Leserbrief von 1947 schrieb: «Wir kamen nun abends öfters in meiner Wohnung [Schnaitheim, Heckenstrasse 9] zusammen, um über den Lautsprecher die Wahrheit über das Weltgeschehen zu erfahren.» Die ausländischen Sender seien «immer eine Kraftquelle» gewesen.

In derselben Zeit, als Elser bei Waldenmaier eintrat, mehrten sich Berichte über zunehmende Kriegsfurcht und Unzufriedenheit. Anlass war der Bürgerkrieg in Spanien, in den sich Hitler, Mussolini und Stalin einmischten. Bei rüstungswichtigem Material waren Einschränkungen zu spüren. Die Sender Moskau und Strassburg verbreiteten Zweifel an Hitlers Friedensbereitschaft. Diese Zweifel sah Elser gleich 1936 mit Spanien und 1938 mit Österreich bestätigt, später auch mit der Tschechoslowakei. Beim «Sender Strassburg» handelte es sich um einen englischen Geheimsender, den BBC London an der englischen Südküste betrieb, während die Regierung weiterhin Hitler nachgab.

Im linken Schreinermilieu von Konstanz hatte Elser wohl ab 1928 seine Aufmerksamkeit auf Hitler konzentriert. Im Kreis seiner Freunde und Kollegen kursierte das Schlagwort «Hitler bedeutet Krieg». Die Hitlerfeindschaft stellte lange vor 1932 das Kernstück von Elsers Weltanschauung dar. Auch nach 1933 hielt Elser noch Kontakt zu Kollegen am Bodensee, seine politische wie emotionale Heimat lag eigentlich am See. Seinen Urlaub verwannte er gerne da-

zu, sich in seinem Beruf weiterzubilden. So absolvierte er 1934 einen Schreinerkurs am See. Weil die Kommissare ihn nicht danach fragten, breitete er vor ihnen nicht aus, was er aus Konstanz und dem Grenzgebiet zur Schweiz erfahren hatte. Diese Spuren sind verlorengegangen.

Das Schweizer Militär hatte damals noch keinen Nachrichtendienst, doch von Grenzgängern erfuhr es, dass Hitler seit Anfang 1936 im Grenzgebiet verdächtige Bauten errichten liess. Die Zeitung *Berner Bund* meldete am 13. März 1936, auf der deutschen Seite würden im Bodenseebezirk Kasernen, unterirdische Bahnhöfe (!) und Festungsbauten errichtet, eine Menge Pontonmaterial (für Flussübergänge) sei bereitgestellt. Das deutsche Kriegsministerium gab intern diese Rüstungen zu. Als sechs Wochen später Ernst von Weizsäcker (1882-1951), deutscher Botschafter in der Schweiz und hoher SS-Offizier, ein Mitglied der Schweizer Regierung traf, leugnete er alle Rüstungen. Doch die Schweiz war gewarnt.

Labhart, der Chef des schweizerischen Generalstabs, machte 1936 eine ungewöhnliche Reise nach Prag. Der Zweck war, vom tschechoslowakischen Chef des Generalstabs Genaueres über die Änderungen im Aufbau und in der strategischen Ausrichtung der deutschen Wehrmacht zu erfahren. Im Gegensatz zur Schweiz verfügte die Tschechoslowakei seit 1933 über gute Informanten in Deutschland, sie fühlte sich am stärksten von Hitler bedroht. Nach der Rückkehr aus Prag bat Labhart den schweizerischen Geheimdienstchef Roger Masson, über die Veränderungen in der deutschen Wehrmacht eine Studie zu erstellen, die er nach Prag übermittelte. Zur selben Zeit liess sich fast ganz Europa von Hitlers Friedensbetuerungen einlullen.

Anders verhielten sich weitsichtige, sensible, aber damals wenig beachtete Künstler wie der Prager Karel Capek (1890-1938) und antinazistische Maler der Dreissigerjahre, im Gefolge von Otto Dix (1891-1969). Capek erkannte früh Hitlers Aggressionsabsichten gegen die Tschechoslowakei und machte 1937 darüber den Film «Bílá nemoc» («Die weisse Krankheit»), die Gestapo rechnete den Prager zu ihren Hauptfeinden. Da Capek aber auch vor der Diktatur des

östlichen Staatskapitalismus warnte, blieb später seine Beachtung merkwürdig gespalten.

Die wankelmütige deutsche Militäropposition war im November 1937 vollkommen überrascht, als Admiral Wilhelm Canaris (1887-1945) und Generaloberst Ludwig Beck (1880-1944) von Hitlers Kriegsplänen hörten. In der Hossbach-Niederschrift (Geheimbesprechung bei Hitler 5. November 1937) war vertraulich unter anderem zu lesen, dass Hitler Osteuropa blutig unterwerfen wolle, um den deutschen Lebensraum zu erweitern. Seine ganze Aussenpolitik zielte auf Krieg ab und zwar Krieg nach allen Seiten.

Der «einfache Schreiner» Elser hatte die Kriegsgefahr schon weit über ein Jahr früher erkannt. Und er hatte sich zu seinem langen Weg nach München aufgemacht. Diese auffallend frühe Voraussicht verschaffte ihm bei Hitler grossen Respekt. Der Kriegsherr über Millionen Menschenleben getraute sich später nie, seinem klügsten Gegner auch nur ins Gesicht zu sehen, geschweige denn ihn zu verhören. Zum Ersatz quälte er Elsers Freundin Elsa Härten in einem exzessiven Verhör: acht Stunden lang, ohne Pause, ohne Essen, allein in seiner Kanzlei.

Deutlicher als die oppositionellen deutschen Militärs, die bei jedem neuen Erfolg des provozierenden Hitlers zurückwichen, gab Elser im Verhör vom November 1939 an, dass Hitler schon 1938 den Ausbruch eines Kriegs erzwingen wollte. Nach dem Münchener Abkommen heuchelte Hitler, die sudetendeutschen Gebiete seien seine letzte territoriale Forderung gewesen. Elser glaubte Hitler schon lange kein Wort mehr, für ihn war der Reichskanzler nur ein ausgebuffter Lügenbold.

Die Kommissare verfolgten bei den Verhören in Berlin eine ideologische Strategie, keine kriminalistische, um hinter Elsers Motive für das Attentat zu kommen. Als Opfer ihrer eigenen Ideologie gingen sie von Glauben, Religion und Weltanschauung aus und konnten Elser nicht verstehen, der ein rechnender, beobachtender, zuhörender, vergleichender, kurz ein intelligenter Schreiner war. Darin war er viel moderner als seine Gegner. Seine Motivation lag nicht in der Ideologie, sondern in den materiellen Lebensverhältnissen und in

der vorhersehbaren kollektiven Katastrophe, deren Wirkungen aus dem Ersten Weltkrieg er noch nicht vergessen hatte.

Die Motive Elsers und seine Ablehnung des Nazi-Regimes kommen am deutlichsten im Verhör des dritten Tages zur Sprache. Das Kapitel «Zur Sache» nimmt im gedruckten Protokoll fünf Seiten ein, das entspricht nach dem errechenbaren Zeitaufwand zwei Stunden Verhör. Elser beginnt mit einem Paukenschlag, wie ihn die NS-Führung sonst nie zu hören bekam. Woanders wäre der Verhörte sofort zusammengeschlagen worden, doch Elser wurde sowohl vom kriminalistischen Interesse Hitlers als auch von einer zunehmenden Achtung durch die Kommissare geschützt.

Georg Elser beginnt mit einer ökonomischen Abrechnung, wie sie in der Arbeiteropposition der Zeit keineswegs selten war: «Nach meiner Ansicht haben sich die Verhältnisse in der Arbeiterschaft nach der nationalen Revolution in verschiedener Hinsicht verschlechtert.» Elser lässt sich nur hier den sonst verhassten Begriff «nationale Revolution» unterschieben, dafür bleibt er in der Verurteilung fest, deren Vielschichtigkeit er gleich anführt. Hier entfaltet sich langsam Elsers Denken, das sich empirisch aus dem eigenen Geldbeutel heraus entwickelt hat.

«So z.B. habe ich festgestellt, dass die Löhne niedriger und die Abzüge höher wurden.» Die Gestapo will's nicht glauben und fragt besserwisserisch nach. Elser ist um ein Rechenbeispiel nicht verlegen, Indiz dafür, dass wir hier auf ein schon lange feststehendes Stück seiner politischen Weltanschauung stossen. «Während ich im Jahre 1929 in der Uhrenfabrik in Konstanz durchschnittlich 50,- RM wöchentlich verdient habe, haben die Abzüge zu dieser Zeit für Steuer, Krankenkasse, Arbeitslosenunterstützung und Invalidenmarken nur ungefähr 5,- RM betragen. Heute sind die Abzüge bereits bei einem Wochenverdienst von 25,- RM so hoch.» Dazu käme das starke Absinken der Löhne. Im Jahr 1929 bekam ein Schreiner 1 bis 1,05 Mark Stundenlohn, jetzt nur noch 68 Pfennig. Elser hat bei Grupp noch für weniger gearbeitet. Dann winkt er mit seinen Quellen, die die Gestapo nicht kontrollieren kann: Gespräche mit

Arbeitern anderer Branchen, überall gebe es die gleiche Verschlechterung. Elser zitiert mehrfach Stimmen der Unzufriedenheit aus allen Orten, wo er sich aufhielt. Er war also nicht der isolierte Einzelgänger – eines der vielen Fehlurteile, mit dem man ihn später aus der Widerstandsgeschichte ausmerzen wollte.

Eine mit Elser vergleichbare Stimmung gab es in Augsburger Widerstandskreisen 1934-1938, einer benachbarten Region. Schon im Monatsbericht für Oktober 1934 beklagte der Augsburger Polizeidirektor die schlechte Stimmung und die widerständigen Diskussionen. «Die Stimmung ist unverändert. Am meisten geschimpft wird über die niederen Löhne einerseits und die hohen Einkommen leitender Persönlichkeiten in der Wirtschaft andererseits, das Steigen verschiedener Lebensmittelpreise sowie das Akkordsystem in den grösseren Betrieben. In einigen Fabriken bilden politisch Gleichgesinnte – meist Sozialdemokraten – bei den Vesperpausen kleinere Gruppen, wobei meist diese 3 Punkte sowie in der Regel auch leitende Persönlichkeiten der Bewegung kritisiert werden.»

In der MAN (Maschinenfabrik Augsburg Nürnberg) wurde bei den NS-Vertrauensmännerwahlen im Betrieb – statt der Betriebsratswahlen der Gewerkschaften – ein handschriftlicher Zettel eingeworfen: ein glänzendes Stück rebellischer Untergrundliteratur. «Was wollt Ihr denn, Ihr Arbeiterverräter? Habt doch nichts mehr zu sagen: Tretet ab! Wo bleibt die Volksgemeinschaft, Ihr Knechte des Kapitals; mit dem Händedruck der Kapitalisten könnt Ihr Euch nichts kaufen: Wahrer Sozialismus ist nur das, wenn Ihr dem, der viel hat, etwas nehmt, und dem, der wenig hat, gebt. Macht Euch frei von dem nationalen Rausch! An 1914 hatten wir auch Volksgemeinschaft unten, aber oben merkt Ihr nichts, Volk erwache! Heil? Wo ist Heil – heisst Befreiung von Not, Elend, Knechtschaft, Kummer, Sorgen, Sünde – wo? wo? wo? ist Heil. Nur die allerdümmsten Käiber wählen ihre Metzger selbst. Fort mit dem Hitlerspuk.»

Diese Klagen schlepten sich über die Monate und Jahre ähnlich weiter. Also nichts von dem ansteigenden Wohlstand der Arbeiter und kleineren Angestellten, wie die Sozialhistoriker jahrzehntelang

behauptet haben. Als der Reichs Wirtschaftsminister Hjalmar Schacht (1877-1970) eine NS-Propagandarede in der MAN-Betriebsversammlung hielt, erntete er Protest in Form eines provozierend schwachen Beifalls.

Die untergründige Opposition korrigierte angeschlagene NS-Zeitungen und Plakate. Beim *Stürmer* wurde oft der Titel durchgestrichen und «Hetzer» drübergeschrieben, nochmals drüber ein Slogan, der auch Elser's und Schurr's Schwur war: «Hitler verrecke!» Der literarische Untergrundkampf erreichte auch die Toiletten der MAN. Auf einem Abort fand sich im Frühjahr 1938 mit Bleistift ein Gedicht notiert:

«Hitler am Galgen – Göring an die Wand –
Göbbels gesteigt – die Parole im Land!»

Eine Widerstandszeitung, aus Amsterdam an das Augsburger Hotel «Drei Mohren» geschickt, deckte sich in ihrer Schlussfolgerung mit Elser: «Nur der Sturz Hitlers kann die Katastrophe verhindern.» Ähnlich beobachtete die Gestapo in Baden seit 1935 Befürchtungen über einen Krieg. Seit 1935 kann sie den Einfluss des Strassburger Senders und seit 1938 eines «Freiheitssenders» feststellen, der auf Kurzwelle 29,8 und 38,25 sendete. Durch einen Spitzel bekam die Karlsruher Gestapo eine Rede des libertären Schaffhauser Sozialisten Walther Bringolf mitgeteilt, gehalten am 17. März 1938 im Grenztort Stein am Rhein. Elser hätte zustimmen können. Nach dem Überfall auf Österreich sprach Bringolf vom «grossschnörrigen Hitler» – gemeint war grosssprecherisch –, der jeden Vertrag wieder breche. Die Deutschen hiess er nur «Vertragsbrüchige Gauner». Hitler plane «einen Ein- oder Durchmarsch».

Gleichzeitig tauchten im April 1938 an Fernlastzügen Klebezettel auf: «Hitler ist Krieg – darum, Arbeiter, gebt ihm und seinen Trabanten keine Stimme.» Es ging um die Zustimmung zum Anschluss von Österreich. – Die Deutschnationalen waren damit glücklich, nicht aber Leute wie Elser.

Das nächste Element, woraus sich Elser's radikale Opposition speiste, war sein Freiheitswillen. Er ist Sozialist, aber ein freiheitlicher, keiner, der sich nach oben stramm einordnen liesse und andere zu seiner Überzeugung zwingen würde. Die Arbeiterschaft stehe

jetzt «unter einem gewissen Zwang», so sagt er den Kommissaren frei heraus. Der Arbeiter dürfe nicht mehr den Arbeitsplatz wechseln, wie er wolle. Eine für Elser elementare Freiheit, die er immer in Anspruch genommen hatte. Dem Arbeiter würden seine Kinder durch die Hitlerjugend entfremdet, auch religiös verliere er seine Freiheit. Der Kampf der Nazis gegen die Kirchen ist Elser zuwider, auch wenn er kein Kirchgänger ist, nur will er auch hier Wahlfreiheit.

Hier denkt er ähnlich wie sein Königsbronner Pfarrer Kadelbach, der in einem Protestbrief an Hitler vom 17. September 1934 schrieb: Er verlangt von Hitler, «endlich unserer Gemeinden und unserer eigenen Gewissensnot ein Ende zu machen, weil die Folgen weiterer Vergewaltigung unserer Kirche mit ihrer alt überlieferten Tradition furchtbar sein müssen. Die Vorgänge in meiner Gemeinde am gestrigen Sonntag lassen uns mit einer unmittelbar bevorstehenden Christenverfolgung rechnen. Das Kirchenvolk steht treu zur bekennenden Kirche; viele Pfarrer, wie auch ich selbst, sind bereit, Amt und Beruf aufzugeben, wenn das Unrecht in der Kirche siegt.» Doch bei Kriegsbeginn liess sich auch dieser Pfarrer der Bekennenden Kirche wie so mancher andere beeindrucken und meldete sich freiwillig zum Kriegsdienst. Hier schlug die deutschnationale Wurzel des Protestantismus durch, Elser unterschied sich völlig von diesem kriegsbereiten Patriotismus.

Aus der ganzen Unzufriedenheit zieht er im Verhör vor den Kommissaren eine radikale Schlussfolgerung, die dem NS-System jede Berechtigung entzieht: «Ich habe noch im Laufe dieser Zeit festgestellt, dass deswegen die Arbeiterschaft gegen die Regierung ‚eine Wut‘ hat.» Diese negative Stimmung beobachtete er, wohin er kam: in Betrieben, Wirtschaften, auf der Bahnfahrt. Damit lernen wir die Orte seiner politischen Beobachtung und Verständigung kennen.

Man könnte denken, der Attentäter habe damit eigentlich genug gesagt. Aber nein, jetzt kommt eine Folgerung, die sich logisch aus der schlechten Stimmung der Arbeiter ergibt. «Im Herbst 1938 wurde nach meinen Feststellungen in der Arbeiterschaft allgemein mit einem Krieg gerechnet.» Nach dem Münchener Abkommen sei

wieder Ruhe eingetreten, nur er selbst habe eine andere Auffassung gewonnen. Damit ist er bei Weitem klarsichtiger als die ganze Militäropposition, die Hitler im Herbst 1938 stürzen wollte, aber alles wieder abblies, als Hitler in München mit der Bereitschaft zum Weltkrieg England und Frankreich erpresste. Elser war dagegen der Meinung, Hitler werde jetzt erst recht gefährlich. Ein abgrundtiefer Unterschied zwischen beiden oppositionellen Haltungen.

Elsers Auffassung klingt wie ein Glaubensbekenntnis, sein erstes in diesem Verhör: «Ich war bereits voriges Jahr [1938] um diese Zeit der Überzeugung, dass es bei dem Münchner Abkommen nicht bleibt, dass Deutschland anderen Ländern gegenüber noch weitere Forderungen stellen und sich andere Länder einverleiben wird und dass deshalb ein Krieg unvermeidlich ist.» In dieser Einschätzung hätten ihn auch ausländische Radiosendungen bestärkt.

Das Verhör verliert für die nächsten anderthalb Seiten den roten Faden. Den Köder warf Elser selbst hin, indem er auf das Radio auswich. Die Kommissare stürzen sich sofort darauf. So gewinnt Elser Luft für sein zweites politisches Glaubensbekenntnis, auf das schon eingangs dieses Kapitels verwiesen wurde: «Die seit 1933 in der Arbeiterschaft von mir beobachtete Unzufriedenheit und der von mir seit Herbst 1938 vermutete unvermeidliche Krieg beschäftigten stets meine Gedankengänge.» Damit wissen wir, womit sich der schweigsame Elser innerlich beschäftigte. Er bleibt aber nicht bei der Furcht vor dem Krieg, wie die meisten anderen: Er will einfach «einen Krieg vermeiden».

Punkt für Punkt geht es weiter, Elser hat seine politische Grundüberzeugung parat, gefestigt in endlosen einsamen Stunden: «Die von mir angestellten Betrachtungen zeitigten das Ergebnis, dass die Verhältnisse in Deutschland nur durch eine Beseitigung der augenblicklichen Führung geändert werden könnten.» Gleich kommt die Zwischenfrage, wer denn die Führung sei. Die Kommissare hoffen, dass Elser die Worte ausgehen. Bisher hielt Elser sich in ideologischen Fragen bedeckt, aber er weiss sehr wohl, wen er meint: «Unter

der Führung verstand ich die ‚Obersten‘ ...» Das ist eine Übersetzung der schwäbischen Antwort «die da oben». Nochmals werfen die Gestapomänner eine Zwischenfrage hin, Elser wird nicht losgelassen, also muss er nachlegen: «... ich meine damit Hitler, Göring und Goebbels. Durch meine Überlegungen kam ich zu der Überzeugung, dass durch die Beseitigung dieser drei Männer andere Männer an die Regierung kommen, die an das Ausland keine untragbaren Forderungen stellen, ‚die kein fremdes Land einbeziehen wollen‘ und die für eine Besserung der sozialen Verhältnisse der Arbeiterschaft Sorge tragen werden.»

Mit dem expansiven Deutschnationalismus, dem noch weite Kreise der bürgerlichen und militärischen Opposition anhängen, hat Elser nichts zu tun. Fremde Länder zu erobern, interessiert ihn nicht. Die Kommissare sind so entsetzt über Elasers Forderungen, auf Eroberungen zu verzichten, dass sie seine Worte schamhaft in Anführungsstriche setzen. Bei diesen gefährlichen Gedanken geht ihnen die Polizeisprache aus, sie können nichts mehr in regimekonforme Floskeln übersetzen und damit entschärfen.

Georg Elser ist Pragmatiker, auch in der Politik, er nimmt deshalb an, dass nach dem Attentat die Nazis die Macht nicht hergeben werden. Er gibt sich nicht der Illusion hin, er könne den Nationalsozialismus im Alleingang besiegen. Er hat bescheidenere Ziele – sein drittes politisches Glaubensbekenntnis: «Ich war lediglich der Meinung, dass durch die Beseitigung der genannten drei Männer eine Mässigung in der politischen Zielsetzung eintreten wird.» Im Gegensatz zur bürgerlich-militärischen Opposition zerbrach er sich nicht den Kopf über die Zusammensetzung der neuen Regierung und stellte kein Programm auf. Er handelte.

Elser zieht seine Konsequenz: die Entscheidung zur Tat. Wir entdecken einen innerlich rastlosen Menschen, der sein gestecktes Ziel einfach nicht aufgeben kann. «Der Gedanke der Beseitigung der Führung liess mich damals nicht mehr zur Ruhe kommen und bereits im Herbst 1938 – es war dies vor dem November 1938 – hatte ich auf Grund der immer angestellten Betrachtungen den Entschluss ge-

fasst, die Beseitigung der Führung selbst vorzunehmen.»

Mit diesem Verhör waren die Berliner Kommissare gescheitert, Elser als haltlosen, vom Ausland gesteuerten Handlanger ohne eigene Gedanken zu überführen. Trotz gaffender Zuschauer im grossen Saal des Reichssicherheitshauptamtes, meist üblicherweise schwer bewaffneter oder massiv geschützter Herren, deren letztes Argument Krieg und Ausrottung war, vermochte Elser seine Würde als selbständig denkender Mensch zu wahren. Die Gestapo wie die Kripo hatten endlos oft Elser nach Hintermännern gefragt, vor allem nach Herren des englischen Geheimdienstes. Beim Berliner Verhör hatten sie es aufgegeben, ihn ein weiteres Mal danach zu fragen, sie wollten ihre Niederlage nicht protokollieren lassen. Der Verzicht auf Hitlers Kernfrage signalisiert den Zusammenbruch der Agententheorie.

Am Tag zuvor hatten die Kommissare versucht, Elsers religiöse Grundhaltung zu erschüttern. Sie trafen einen gläubigen evangelischen Schwaben, der von einer streng religiösen Mutter erzogen worden war, während der Vater nicht so viel von der Religion hielt. Geblieben war Elser ein Vertrauen in die überlieferten religiösen Grundwerte, die ihn darin bestärkten, durch die Beseitigung eines Massenmörders Gutes zu tun. Was in dieser Situation das Gute sei, wusste Elser sicher: «Ich wollte ja auch durch meine Tat ein noch grösseres Blutvergiessen verhindern.»

Als die Kommissare in ihn drangen, ob er seine Tat als Sünde im protestantischen Sinne verstehe, sagte er entschieden, weil er sich diese Frage schon hundertmal selbst gestellt haben wird: «im tiefere Sinne, nein». Hier half auch keine Vorhaltung der acht Todesopfer seines Attentats, die er übrigens sehr bedauerte, Elser war in seiner moralischen Überlegenheit unerschütterlich.

Kaum jemand hat eine so bewegendende Würdigung dieser moralischen Haltung formuliert wie der Kripochef Arthur Nebe gegenüber Gisevius an Weihnachten 1939: «Aber weisst du, was mit ihm [Elser] wirklich los war? Dieser Mann aus dem Volke liebte das einfa-

che Volk; er legte mir leidenschaftlich und in simplen Sätzen dar, Krieg bedeute für die Massen aller Länder Hunger, Elend und millionenfachen Tod. Kein ‚Pazifist‘ im üblichen Sinne, dachte er ganz primitiv: Hitler ist der Krieg, und wenn dieser Mann weg ist, dann gibt es Frieden ...»

Diese würdevolle Anerkennung durch den Kripochef wurde immer wieder gerne zitiert. Meine Freude darüber hat gelitten, je mehr ich über Nebes Opportunismus und Verbrechen zusammentrug. Von Juni bis Ende Oktober 1941 kommandierte Nebe hinter den Linien der Wehrmacht in Weissrussland die Einsatzgruppe B, eine Mordarmee der Partei, und liess über 45'000 Juden und andere umbringen. Gisevius hat seinem Freund Nebe fast einen Heiligenschein aufgesetzt, vielleicht viele von Nebes Verbrechen auch gar nicht erfahren. Im selben Jahr liess Nebe in Minsk durch sein Kriminaltechnisches Institut Gaswagen für die ersten Vergasungen konstruieren und zum Einsatz bringen. Im September 1939 hatte Nebe begonnen, das Gas für die Euthanasie-Morde in Grafeneck (Württemberg) zu liefern. Auch wenn sich Nebe am 20. Juli 1944 beim Aufstand gegen Hitler beteiligte und dafür mit dem Tod bezahlte, so müssen wir doch bei seinen Erklärungen für Elser die Fahne der Kripo auf Halbmast setzen.

7 DIE VORBEREITUNGEN

Das Material für ein Attentat war in Deutschland damals gar nicht so schwer zu beschaffen, wenn man nur wollte und sich geschickt anstellte. Elser jedenfalls liess sich von der Angst vor der Gestapo nicht anstecken. Auch hierin war er ein souveräner Geist. Nirgends stiess er auf Kontrollen. Die allgemeine Sorglosigkeit hatte ihre Berechtigung, denn das Regime konnte sich der erdrückenden Mehrheit seiner Bürger sicher sein. Bei einem Volk, in dessen Tugendkatalog der absolute Gehorsam gegen die Obrigkeit ganz oben stand, war ein

Attentat auf den von Gott so gesegneten Anführer undenkbar. Und für den Rest sorgte Hitler selbst, der in ständiger Angst vor Nachstellungen jede Route spontan abänderte. Als er im Juli 1932 von Ulm über die Schwäbische Alb nach Reutlingen zur Wahlkundgebung fuhr, liess er unterwegs anhalten und suchte selber auf der Landkarte einen Umweg. So wartete zwischen Metzingen und Reutlingen vergeblich eine Gruppe von fünf Kommunisten in Gräben neben der Landstrasse, die einen Anschlag versuchen wollte. Wieder nichts – immerhin schon vor 1933. Eine Aktion, die bisher nicht zum Hitler-Bild gehört.

Die ersten Überlegungen Elsers, welche Örtlichkeit für einen Anschlag günstig sein könnte, richteten sich auf irgendeine Kundgebung. Der Wille zu einem tödlichen Schlag gegen Hitler lebte in ihm schon seit Langem, nur der Ort stand noch offen. Elser kam von der öffentlichen Kundgebung ab, als er in der Zeitung die Vorankündigung las, Hitler werde, wie jedes Jahr, am 8. November 1938 im Münchner Bürgerbräukeller reden. Nun offenbart sich Elsers völlig andersartige, der Situation bestens angepasste Arbeitsweise. Bürgerlich-aristokratische Widerstandskreise hätten jetzt monatelange Debatten geführt, bis alles verschwätzt gewesen wäre, der «einfache Schreiner» dagegen ging zum Bahnhof Königsbrunn, löste eine Rückfahrkarte, setzte sich in den Zug, fuhr nach München und reihte sich in die Masse der braunen Wallfahrer ein. Ohne Mühe gelangte er mitten ins Heiligtum der NS-Religion. Kosten für die Fahrt 11 bis 12 Mark, für die Übernachtung 1 Mark. So einfach gelang die erste Überprüfung des Attentatsortes.

Seinem Vorsatz, Hitler an der Entfesselung eines Krieges zu hindern, ordnete Elser schon lange alles unter: seinen Berufsstolz, seine Musikinstrumente, seine Ersparnisse, seine Familienbeziehungen, seine Freundschaften, selbst seine Liebe. Elser kannte nur noch ein Ziel. Und er schwieg gegenüber jeder Person. Überall dokumentierte er dabei sein gutes Gewissen, er trat in München stets unter seinem richtigen Namen auf. Ein Deckname kam ihm nicht in den Sinn.

Ab Sommer 1937 arbeitete er bei Erhard Waldenmaier (1907-1947) in der Versandabteilung. Hierhin konnte er nicht durch Zufall

versetzt worden sein, wie er glauben machen wollte, er musste nachgeholfen haben. Er hatte, wenn er etwas erreichen wollte, die unwiderstehliche Art eines fast kindlichen Bettelns, die List eines liebenswürdigen Menschen mit gutem Gewissen. Seine Münchner Zimmerwirtin Rosa Lehmann bewunderte, wie Elser in der Münchner Nachbarschaft die Handwerker anflehen konnte, um deren Werkstatt benutzen zu dürfen. Das war seine Stärke, die emotionale Nähe zu praktisch tätigen Menschen zeigt.

In der Versandabteilung von Waldenmaier gingen Muster von Zündern und Zünderteilen ein, die Elser nach Kontrolle der Sendung an einzelne Meister einer Sonderabteilung weiterzugeben hatte. Elser erfuhr somit am Arbeitsplatz alles Notwendige, brauchte niemand in Mitwisserschaft zu ziehen und hatte das Recht, jederzeit in die für ihn interessante Sonderabteilung zu gehen. Er konnte unverdächtig eine Gelegenheit abwarten, um an brauchbares Material zu kommen.

Hitler betrieb seit April 1938 die Losreißung der sogenannten sudetendeutschen Gebiete in der Tschechoslowakei, die Agitation mit der Drohung eines Krieges wurde später öffentlich, die Artikel in den deutschen Zeitungen immer feindseliger. Elser war nicht überrascht, er wusste schon lange, dass Hitler Krieg wollte, egal wo und gegen wen. Wenigstens der Generalstabschef Ludwig Beck zog am 27. August 1938 die Konsequenzen und trat zurück. Mehr passierte vom militärischen Widerstand nicht. Aber im Untergrund wartete ein Sturmtrupp radikaler Hitlergegner auf das Zeichen, in Hitlers Kanzlei einzudringen und ihn für immer auszuschalten, unter ihnen der alte Freikorpsführer Friedrich Wilhelm Heinz (1899-1968, mehr in Kapitel 24).

Als England und Frankreich Hitler nachgaben, glaubte die Militäropposition, nicht handeln zu dürfen. Das war nur eine Ausrede für die prinzipielle Entscheidungs- und Charakterschwäche. Denn hätte Hitler den Krieg bekommen, hätten die Generäle wieder nicht gegen ihn putschen dürfen, man durfte ja dem kämpfenden «Vaterland» nicht in den Rücken fallen. Elser kümmerte sich um solche abwegi-

gen Überlegungen nicht, er trieb seine Vorbereitungen umso entschiedener voran. Er war zum tödlichen Schlag gegen Hitler bereit.

Im September 1938 macht Elser sich daran, seinen Fluchtweg über Konstanz zu sichern. Am 10. September, einem Samstag, fährt er dorthin und findet die Verhältnisse zwischen Kreuzlinger und Emmishofer Zoll unverändert: keine Streife in der Nacht, der Grenzverlauf nicht bewacht, alles genau wie früher, als hier Schmuggler über den Zaun Handel trieben.

Erst kürzlich hat sich aus unbekanntem Düsseldorfer Gestapoakten ergeben, dass Elser vom 10. (Samstag) auf den 11. September und nochmals vom 11. auf den 12. September 1938 im Konstanzer Hotel St. Johann übernachtete. Für die blosse Kontrolle hätte eine Nacht gereicht, vielleicht blieb er eine zweite, um seine Erkenntnis in der nächsten Nacht zu überprüfen – oder jemanden zu besuchen. Das würde zu seiner Prüfgenaugigkeit passen. Die Konstanzer Gestapo konnte nicht feststellen, was Elser alles in der Stadt machte. Eine zur selben Zeit dort übernachtende Edit Schiller (geb. 6. Nov. 1905 in Hannover, wohnhaft Duisburg) liess sich von der Düsseldorfer Gestapo nicht ermitteln.

Die Düsseldorfer Gestapoakte hilft Elsers erkennungsdienstliche Fotos zu datieren. Der Münchner «Personalbogen» wurde am 1. Dezember 1939 von Kriminal-Ober-Assistent Schiffer erstellt. Auf der Rückseite des ersten Blattes findet sich das Ganzfoto aufgeklebt, auf dem Elser mit der rechten Hand sich stehend an einem Stuhl festhält, unter ihm Holzfussboden, an der Wand starke Schatten von Fotolampen. Elsers Gesicht zeigt schwere Verletzungen der linken Gesichtshälfte, besonders um das Auge: ein riesiges Hämatom, wie es noch später etwas kleiner auf anderen Fotos zu sehen ist. Elser trägt keine Krawatte, über dem Hemd und unter dem Jackett einen Pullover. Auf dem zweiten Blatt findet sich das schöne, durch die Elser-Briefmarke von 2003 bekannt gewordene Passfoto seines Heidenheimer Fotografen.

Am 8. November 1938 fuhr Elser nach München, zum ersten Mal. Zur selben Zeit geisterte der Schweizer Maurice Bavaud (1916-1941) durch München, um Hitler mit einer kleinen Pistole zu erledigen.

gen. Auch hier waren die Sicherheitsmassnahmen lächerlich. Selbst als frankophoner Schweizer, der kaum ein Wort Deutsch sprach, kam Bavaud auf die Ehrentribüne an der Feldherrnhalle. Doch die vielen Fahnen und die erhobenen Arme der Vorbeimarschierenden hinderten ihn am Attentat. Eine Chance hätte er ohnehin nicht besessen, er hatte in Basel eine sogenannte Damenpistole gekauft mit dem viel zu kleinen Kaliber 6,35 mm, tauglich auf eine Entfernung von höchstens drei Metern.

Georg Elser fährt nicht mit einem bestimmten Plan nach München, er will seine Überlegungen dem Augenschein überlassen. Er ist Empiriker, neigt nicht zu einem theorielastigen Vorgehen. So kommt er zum Bürgerbräukeller und kann ausser der hysterischen Begeisterung der Münchner nichts feststellen.

Was man später zur Entschuldigung für die Verführbarkeit der Deutschen durch Hitlers massenpsychologische Selbstinszenierung aufgebaut hat, schlägt bei Elser nicht an. Hitler stellt für ihn nicht, wie für viele Deutsche, die Erfüllung seiner geheimsten Wünsche dar. Elser wartet nicht auf den Erlöser, sondern er will die Deutschen und die Völker Europas von dieser tödlichen Gefahr befreien, für immer. Er versteht sich eher als Befreier, nicht als Retter und Heiland. Inmitten des pseudoreligiösen Fanatismus bleibt Elser der rationale Techniker mit einer scharfen Beobachtungsgabe für die Schwachstellen der braunen Kultstätte Bürgerbräukeller. Und er ist ein listenreicher Handwerker, der sich gut verstellen und anpassen kann. Sein Schweigen ist nicht Opportunismus, seine prophetische Gabe ruht unantastbar in ihm, sie ist nicht Produkt einer Indoktrination, sondern Ergebnis einer langen, bitteren, tief gründenden Lebenserfahrung. Elser wurstelt nicht einfach so vor sich hin, um etwas gegen die Kriegsgefahr zu tun, sondern er ist innerlich unaufhaltsam getrieben, er kann gar nicht anders.

An der Rosenheimer Strasse, Ecke Hochstrasse, in der Nähe des Bürgerbräukellers, findet Elser gegen 20.15 Uhr die Fahrbahn abgesperrt. Bis 22.30 Uhr bleibt er mit anderen Neugierigen am Strassenrand stehen und bekommt Hitler nicht zu sehen. Also hier ist nichts zu machen. Nachdem die Strasse frei ist, geht er zum Bürger-

bräukeller weiter und findet alles offen, geht durch den Haupteingang und den Garderobenraum in den Saal. Hier sieht er noch einige Leute, niemand fragt ihn, was er hier wolle. Er spaziert im Saal herum, schaut sich an, wo das Rednerpult steht: an der Wand in der Mitte des Saales, nicht an der Stirnseite. Er beobachtet alles Wichtige, die Strategie für den Anschlag fällt ihm später ein, zu Hause.

Elser will eine erste Verbindung mit dem Personal bekommen. Seine Stärke war immer der direkte, einfache Umgang mit den Leuten, etwas, was die Gestapo nervös machte. Elser's beste Tarnung bestand in seiner natürlichen Arglosigkeit, die von Weitem zu erkennen war. Er geht durch die Garderobe in das Bürgerbräustübl der Wirtschaft und bestellt sich ein Nachtessen. Es ist 23 Uhr, aber an einem aussergewöhnlichen Tag ist alles möglich. Bald setzt sich ein Landsmann aus Aalen zu ihm, der Schlachthausverwalter. Ihm fällt an dem künftigen Attentäter nur auf, dass dieser sehr wenig Bier trinkt.

Am nächsten Tag, dem 9. November 1938, einem Feiertag, kommt Elser wieder zum Bürgerbräukeller, um der Aufstellung des Traditionsmarsches zur Feldherrnhalle zuzuschauen. Diesmal sieht er Hitler wenigstens heranzufahren. Danach schaut er sich noch ein wenig die Stadt an und fährt nach Königsbronn zurück. Wäre er noch einen Tag geblieben, er hätte in der nächsten Nacht die Synagoge brennen sehen können. In sämtlichen Verhören Elser's bei der Gestapo kommt die Judenverfolgung nicht zur Sprache. Entweder wurde Elser nie nach seiner Stellung zu den Juden gefragt, oder er arbeitete auch in diesem Punkt nicht mit den Nazis zusammen.

Georg Elser ist ein gründlicher Mensch, bei dem Ideen Zeit brauchen – dafür halten sie lange. Er braucht diesmal nur zwei bis drei Tage für die Erkenntnis, dass nur im Bürgerbräukeller ein Attentat möglich sei. Wie der Anschlag technisch durchgeführt werden müsse, benötigt wieder einige Monate des Nachdenkens. Seine geistige Arbeitsweise durfte Elser ausführlich und prägnant im Berliner Verhör beschreiben, ein Zeichen dafür, wie stark er inzwischen bei den Kommissaren an Gewicht gewonnen hat: «In den folgenden

Wochen hatte ich mir dann langsam im Kopf zurechtgelegt, dass es am besten sei, Sprengstoff in jene bestimmte Säule hinter dem Rednerpodium zu packen und diesen Sprengstoff durch irgendeine Vorrichtung zur richtigen Zeit zur Entzündung zu bringen.»

Das Wörtchen «langsam» lässt sich genauer bestimmen. Im April 1939 arbeitet er vorübergehend im Königsbronner Steinbruch Vollmer und erfährt vom Sprengmeister Georg Kolb, der Sprengstoff müsse möglichst weit unten, am Boden, angebracht werden. Der untere Teil des Pfeilers im Parterre des Saales kommt jedoch nicht in Frage, zu leicht könnte hier jemand Elser während der Nachtarbeit überraschen. Also wählt Elser auf der Galerie das unterste Stück des Pfeilers – und wird dadurch bei der Sprengung einen viel grösseren Effekt erreichen. Beim gründlichen Nachdenken zu Hause wird Elser sich auch bald klar, dass er einen Zeitzünder braucht. Er weiss, dass er bei Hitlers Kundgebung gar nicht anwesend sein darf. Und schliesslich will er nicht mit in die Luft fliegen.

Die Wirkung kalkuliert Elser von Anfang an ein: Herumfliegende Stücke sollen die Leute um das Rednerpult treffen. Vielleicht wird auch die Saaldecke einstürzen. Als die Kommissare ihn später in heuchlerischer Weinerlichkeit fragen, ob er sich klar gewesen sei, wer um das Rednerpult herumsitze, sagt Elser ungerührt: Nein. «Ich wusste aber, dass Hitler spricht, und nahm an, dass in seiner nächsten Nähe die Führung sitze.»

Schon vor der Zeit seines München-Besuchs sind Elsers Eltern wieder zusammen in die neue Doppelhaushälfte in der Wiesenstrasse gezogen. Georg lässt sich aber nicht aus dem Zimmer, das ihm seiner Meinung nach zusteht, hinausdrängen und bezahlt keine Miete, obwohl seine Mutter dieses Geld dringend bräuchte. Als Tagelöhnerin bekommt sie nur ab und zu Arbeit und muss mit einem winzigen Lohn durchkommen: zwischen 1936 und 1938 verdient sie bei der Brauerei Rössle gerade 556,02 Mark. Pro Monat kümmerliche 15 Mark. Später, als sie im Jahr 1950 von der Kripo vernommen wird, hat sie gerade 50 Mark monatliche Rente. Elser kann niemandem sagen, dass er selbst das Geld für die monatelange Arbeit im Bürgerbräukeller brauchen wird.

Ab jetzt kommt er zuhause in den Ruf, herzlos, geizig, rücksichtslos zu sein. Und er wird auch tatsächlich seltsamer. Erst mit dem Reifen der Attentatspläne nähert er sich durch die notwendige Verschlossenheit dem, was man nach dem Krieg für seinen allgemeinen Charakter ausgegeben hat: Er wird wunderlich, aber auch nur gegenüber der Umwelt, die er aus Sicherheitsgründen unbedingt heraushalten will. Vom ersten Augenblick an rechnet er mit Schwätzereien der Leute und mit Nachforschungen der Gestapo, dennoch werden ihm bei den Sprengversuchen und ersten Zeichnungen in der Benzstrasse 16 von Schnaitheim Fehler unterlaufen.

Seinen grossen Holzkoffer schliesst er dreifach ab. Er legt zwei Geheimfächer im Koffer an, danach einen raffiniert getarnten doppelten Boden. Den Kofferschlüssel trägt er ständig bei sich. Ähnlich macht er es mit seinem Zimmer bei den Eltern: Er bringt zwei neue BKS-Schlösser an der Tür an und lässt niemanden herein. Drinnen bastelt er für sich, weil er diese verdächtigen Dinge nicht mehr in der häuslichen Werkstatt machen kann. Das macht die Mutter noch neugieriger, die die Dorfkontrolle einschaltet. Als Georg Elser bei der Arbeit ist, holt die Mutter den Ortspolizisten Michael Aigner, der mit einem Nachschlüssel das Zimmer öffnet. Die Augen des Gesetzes sehen Uhrwerke, Röhren und Federn auf dem Tisch liegen. Also Basteleien, nichts Gefährliches, meint der Büttel. Rund zwanzig Jahre später wird sich derselbe Polizist aufblustern und behaupten, das wären schon «Teile der Höllenmaschine» gewesen. Immer dasselbe: Hinterher waren alle schlau. Selbstverständlich hätte Aigner Elser damals der Gestapo ausgeliefert, wenn er nur den geringsten Verdacht geschöpft hätte. Und die kopflos neugierige Mutter hätte ihren Sohn der Gestapo verpiffen.

Zuhause verkauft Elser alles, was er nicht mehr braucht, darunter seine Bassgeige. Sein Sparvermögen wird bis zur Abreise die stattliche Höhe von 350 bis 400 Mark erreichen. Die Kripo rechnete nach, dass man bei einer sparsamen Lebensführung, wie Elser sie pflegte, damit drei Monate durchkommen konnte.

Seine Stellung bei Waldenmaier nutzt Elser dazu, sich im Lauf von fünf Monaten 250 Press-Stückchen Pulver zu besorgen. In seiner technischen Gewissenhaftigkeit weiss er noch die Stärke: «Ein solches Blättchen des gepressten Pulvers war 9 mm stark und hatte einen Durchmesser von 19 mm.» Das Verschwinden wird nicht bemerkt, weil auch hier eine Kontrolle fehlt. Und Elser bedient sich seiner Stärke: Er schlendert mit sichtbar gutem Gewissen und starken Nerven harmlos durch die Sonderabteilung und nimmt, wie er selbst sagt, «unauffällig und rasch» etwas mit. Dieses Schwarzpulver wird sich später im Bürgerbräukeller als dichter schwarzer Staub niederlassen und die Befürchtungen des Kriпочefs Nebe beruhigen, hier hätte die ungeduldige deutsche Militäropposition mit englischem Sprengstoff «gebastelt». Mit Schwarzpulver arbeiten nur «Amateure», denken die Fachleute.

Die Mimikry Elsers nimmt langsam komisch-groteske Züge an, durch die Anpassung an die Normalität vermeidet er jeden Verdacht. Die erbeuteten Sprengstoffplättchen deponiert er, eingepackt in Papier, in seinem Kleiderschrank, den er abschliesst, alles deckt er mit seiner Wäsche zu. Eine fünffache Sicherung, denn das Zimmer schliesst er mit zwei Schlössern ab.

Sobald der Sprengmechanismus in Elsers Kopf Gestalt annimmt, kommen ihm Zweifel an den Ausmassen. Nicht dass sich im Bürgerbräukeller herausstellt, der Apparat sei zu gross und überschreite die maximalen Masse der Sprengkammer. Er kündigt im März 1939 bei Waldenmaier. Gegen die übliche Weigerung der Firmen damals, eine Kündigung zu akzeptieren, nennt er als Grund Grobheiten des Lehrmeisters, die er sich nicht gefallen zu lassen brauche, weil er diesem gar nicht unterstellt sei. Hier ist sein fachlicher Ehrgeiz eher ein Vorwand.

Am 4. April 1939 reist er ein zweites Mal nach München, um im Bürgerbräukeller am Pfeiler Mass zu nehmen. Er spaziert zweimal unbelästigt im Saal herum, nimmt mit einem Meterstab die Masse auf und trägt sie in ein Notizbuch ein, genau wie ein Handwerker einen Auftrag notiert. Die Kontakte zum Personal verbessern sich, jeden Tag isst er einmal dort oder trinkt etwas. Gleich wird er auch mit dem Hausburschen bekannt und gewinnt diesen gegen eine

schriftliche Zusicherung von 50 Mark, ihm dann, wenn der Bursche zum Militär einrücken muss, die frei werdende Stelle zu verschaffen. Von drei Kellnerinnen macht er mit dem eigenen Fotoapparat, mit dem er auch den Pfeiler aufnahm, ein Gruppenfoto. Es gelingt ihm, die Umgebung an sich zu gewöhnen. Dafür lässt er sich viel Zeit, erst am 12. April fährt er nach Hause.

Anfang 1939 wird die Luft bei den Eltern zu Hause immer dicker. Eigentlich soll Georg ausziehen, um Platz zu machen für den Bruder Leonhard und dessen Frau. Aber er will nicht. Als ihn Ende Februar 1939 einmal Elsa besucht und er sie auf sein Zimmer mitnimmt, wirft die Mutter ihn aus dem Haus. Und er geht wohl erleichtert, er hat von dieser Heimat genug. Er kann nur nach Schnaitheim ausweichen, wo er seit einiger Zeit einen neuen Familienanschluss gefunden hat, bei der Familie Schmauder in der Benzstrasse 18. In seiner gewinnenden Selbstlosigkeit half er den Leuten bisher beim Umbau des Häuschens, sobald er bei Waldenmaier Feierabend hatte. Eigentlich ein ganz umgänglicher «Sonderling». Er langte überall zu: beim Ausgraben und bei Schreinerarbeiten. Abends fuhr er um 22.30 Uhr mit dem letzten Zug nach Königsbronn.

Seine Heimat hat er verloren und ist doch fähig, sich eine neue zu schaffen, indem er sich nützlich macht. Die offizielle Anmeldung auf dem Rathaus erfolgt erst zum 4. Mai 1939 und in der Benzstrasse 16. Vorher kampiert er eine Zeitlang in der Laube draussen, seinem Schuppen, auf dem Flachsberg, beim Vater, mit dem er sich besser versteht, seitdem dieser rausgeschmissen ist, genau wie er.

Georg Elser bekommt für seine Mitarbeit am Hausbau der Schmauders freies Quartier und die Besorgung seiner Wäsche. Seine alte Tauschwirtschaft. Er gibt sich damit zufrieden, dass er im Nachbarhaus, in der Nr. 16, bei Frau Schaad, einer Tochter von Schmauders, in einer Kammer schlafen darf. Er holt seine Werkzeuge und bringt auch Uhrenteile mit, die nachher vom Stuttgarter Gestapomann Rauschenberger gefunden werden. Seinen Holzkoffer mit dem Attentatsmaterial stellt er neben sein Bett. Von jetzt an wird er sich nie mehr von seinem Sprengstoffkoffer trennen. Genau drei

Monate bleibt er hier. Es ist die Zeit der intensivsten Attentats Vorbereitungen.

Seitdem er aus München zurück ist, weiss er, dass er eine Menge Sprengstoff besorgen muss. Der Zündapparat ist ihm noch nicht klar. Er schleicht bei Vollmers Steinbruch in Itzelberg herum, macht sich bei den Arbeiten nützlich, hilft hier und dort. Als er vom Chef gefragt wird, was er hier wolle, sagt er in seiner bezirzenden Treuherzigkeit: Ihm sei langweilig, er sei arbeitslos. Vollmer braucht gerade Arbeiter und stellt Elser sofort ein, freilich ohne ihn bei der Krankenkasse anzumelden. Die Arbeiter haben nach einer Sprengung die Steinbrocken auf Loren aufzuladen. Elser hält sich in der Nähe der Sprengarbeiten auf, die Kolb durchführt. Er beobachtet dessen Gewohnheit, dass «Kolb mehr Sprengstoff aus dem Betonhäuschen geholt hatte, als zu den Sprengungen erforderlich war». So bleibt immer etwas in der Nähe liegen, das Elser ins Auge fasst. Da im Steinbruch in Sachen Kontrolle geschlumpt wird, kann er sich im Lauf der Zeit einige Sprengpatronen aneignen. Nach Feierabend nimmt er sie in seinem Rucksack mit, den er stets bei sich trägt.

Aber Elser geht es zu langsam. So begleitet er den Sprengmeister und erfährt, wo der Vorrat liegt: am Eingang des Steinbruchs, gleich links des alten Hauptgebäudes in einem Betonhäuschen, das schon lange nicht mehr steht. Es war 1,50m tief und 1m breit. Eine Abbildung hat sich auf einem Briefkopf des Steinbruchs erhalten. Elser beschliesst, diesem Vorrat nachts «einen Besuch» abzustatten, wie er der Gestapo erzählt. Um den Steinbruchbesitzer zu schonen, behauptet er, nachts mit einer Sammlung alter Schlüssel gekommen zu sein. In Wirklichkeit herrschte im Sprenghäuschen eine Unordnung, die dem Chef anderthalb Jahre KZ Welzheim einbringen wird. Wenn einmal der Schlüssel für die eiserne Aussentüre nicht zu finden ist, wird sie kurzerhand aufgebrochen. Die hölzerne Innentür lässt sich schon lange nicht verschliessen, es liegt zu viel Schmutz davor.

Das Chaos bestätigte Bässler von der Gestapo Stuttgart: «Ich hatte seinerzeit die Kontrolle und Überwachung der Sprengstoff ver-

brauchenden Betriebe. Nie habe ich in einem Betrieb eine solche Unordnung angetroffen wie in dem Steinbruchbetrieb des Vollmer. Buchung über den Kauf und den Verbrauch von Sprengstoff war bei Vollmer völlig unbekannt. Die Verwahrung der Sprengmittel entsprach keineswegs den gesetzlichen Vorschriften. Die äussere Tür der Sprengstoffkammer war mit einem alten Kastenschloss versehen. War der Schlüssel einmal nicht greifbar, so wurde die Tür eben aufgerissen. Im Vorraum zwischen der ersten und zweiten Tür hatte sich am Boden so viel Schmutz angesammelt, dass die zweite Tür gar nicht zugemacht und somit auch nicht verschlossen werden konnte. Unter diesen Umständen war für Elser die Ausführung der Sprengstoff-Diebstähle eine Spielerei. Der Abmangel der Sprengmittel wurde von Vollmer gar nicht wahrgenommen.»

Kripo und Gestapo kamen später aus dem Kopfschütteln nicht mehr hinaus. Was für Zustände beim einstigen Ortsgruppenleiter und «Alten Kämpfer» Vollmer. Zur Abrundung des Schwankes stellte sich heraus, dass der Buchhalter über den Kauf und den Verbrauch des Sprengstoffs kein Sprengbuch führte, wie es vorgeschrieben war. Der Ortspolizist Aigner, der so tüchtig war bei der Verfolgung der freien Liebe und Elser aus dem Haus des Zimmermanns Hermann Härten hinausgeworfen hatte, war aus demselben Holz geschnitzt: Er hatte das Sprengbuch zu kontrollieren, aber nie auch nur einen Versuch dazu unternommen. Der Steinbruchbesitzer wiederum schob die Verantwortung auf den Sprengmeister. Himmeler liess das Kleeblatt für anderthalb Jahre im KZ Welzheim verschwinden, den Polizisten nicht. Die Unordnung in Itzelberg hätte niemand weiter gestört, hätte sie nicht Elser's Tat begünstigt.

Für Elser ist der Zugang zum Sprengstoff ein kinderleichter Nachspaziergang. Er holt sich bei mehrmaligen «Besuchen» über 60 Patronen Industriesprengstoff Donarit 3. Dann findet er in dem Häuschen auch Sprengkapseln. Obwohl er nur zwei bis drei Stück benötigt, lässt er eine 125-Stück-Dose mitlaufen.

Der Gestapo fiel trotz Elser's Nähe zur Schweiz nicht ein, dass er eventuell von dort Sprengstoff hätte besorgen können. In der Thurgauer Zeitung war am 21. November 1939 eine Anzeige zu lesen:

Schwarzpulver sei zu haben in der nächsten Nachbarschaft, in Kreuzlingen, bei Büchsenmacher Ernst Hartmann, das Kilo zu 2,80 SFr.

In einem Heidenheimer Laden für Nähmaschinen kauft Elser Ge- wehrmunition, in einem Autogeschäft zwei Winker (Fahrtrichtungs- anzeiger), um über sie die Zündung zur Explosion weiterzuleiten. Um sich die notwendigen Kenntnisse für die Sprengtechnik anzu- eignen, erwirbt er sich «ein für die Pionierausbildung ausgearbeite- tes Heftchen», wie die Gestapo herausfand. Es könnte sich um die populäre *Pionier-Fibel* von Hauptmann Zahn gehandelt haben. Nach dem fehlgeschlagenen Attentat Stauffenbergs wird Nebe 1944 seinem Freund Gisevius vorhalten, jeder Pionier hätte den Spreng- stoff besser plaziert als Stauffenberg, die Lektüre von Elser's Pionier- Heftchen hätte genügt. Auch in der Technik war Elser mehr als ein «einfacher Schreiner».

Aus der *Pionier-Fibel* könnte Elser einen Tipp übernommen ha- ben, wie die Sprengkapsel zum Detonieren zu bringen sei. «Ach- tung! Die Sprengkapsel detoniert schon durch mässigen Schlag, Druck, Reiben, z.B. mit Nägeln, Holz, durch Quetschen, heftige Lufterstütterungen, Erhitzen. (...) Schutzpropfen erst kurz vor Ge- brauch entfernen. Vorsichtig behandeln! Nicht etwa mit den Zähnen festhalten!» Wenn Elser bei der Eisenbahnfahrt den empfindlichen Sprengstoff ins Gepäcknetz hievte oder auf einem wackligen, unge- federten Lieferwagen in sein Quartier beförderte, ging er ein Risiko ein.

Nebenher arbeitet Elser in der Schnaitheimer Benzstrasse 18 an seinem Zündapparat, zuerst im Kopf, dann zeichnerisch und durch Versuche mit Holzklötzchen. Er montiert drei Holzstöcke auf ein Brett, durchbohrt sie, bringt sie durch eine Spiralfeder in Spannung und lässt einen Nagel wie einen Schlagbolzen auf den Zünder einer Gewehrpatrone ohne Kugel schnellen. Das Pulver entzündet sich und bringt die Sprenghütchen zur Explosion. Als die Schmauders einmal abwesend sind, unternimmt Elser in der Werkstatt des Sou- terrain seinen ersten Zündversuch, staunt, wie alles funktioniert und der Gips von der Decke fällt. Als die Hausleute die Bescherung se-

hen, macht Elser sein harmloses Gesicht: Ja, ja, da seht ihr, was die Gipser für schlechte Arbeit gemacht haben. Karl Valentin hätte seine Freude an Georg Elser gehabt.

Von nun an zieht Elser für seine Versuche den elterlichen Obstgarten auf dem Flachsberg vor. Auch hier beweist er starke Nerven: ein begeisterter Bastler, der genau weiss, was er sich in einer ländlichen Umgebung erlauben kann und wie er sich tarnen muss. Während der Vater gehunfähig in der stabilen Gartenlaube wenige Meter nebenan wohnt, macht Elser vier Zündversuche. Es kracht ordentlich. Der Vater hört den Lärm, aber ihm ist schon lange alles egal. Ganz in der Nähe hört die Explosionen auch ein Onkel Elsers, der mit zwei Pferden auf dem Feld arbeitet. Es ist Juli 1939. Bei dem starken Knall steigen seine Pferde in die Höhe und gehen ihm beinahe durch. Er sieht Georg aus der Gartenlaube herausschauen. Als er ihn abends fragt, was das für ein Knall war, hört er Georgs beliebte mysteriöse Andeutung, die kein Nachfragen duldet: «Ich probier was aus. Wenn's fertig ist, wirst du es schon noch erfahren!» Als der Onkel später nach Hause geht, sieht er auf dem Tisch der Gartenlaube «eine Art zu gross gewordener Wecker». Von dort führt ein Kabel in den Garten hinaus. Die zerstörten Holzklötzchen dieser Versuche wirft Elser hinterher in die Hobelabfälle seiner Werkstatt in der Benzstrasse bei Schmauders, wo sie ein halbes Jahr später von der Stuttgarter Gestapo auf dem Dachboden gefunden werden, mit samt den ersten Konstruktionszeichnungen.

Nur diese Phase der Konstruktion, die Zündung, erledigt Elser experimentell, alle anderen Probleme löst er rein zeichnerisch. Es geht jetzt darum, den vorher eingestellten Zündzeitpunkt von einer Uhr auf den Zündmechanismus zu übertragen. Die notwendige Masse für die Zeichnungen gewinnt er durch einen Unfall Mitte Mai 1939 im Steinbruch. Er bricht sich ein Bein – es wurde gemunkelt: absichtlich – und wird für zwei Monate krank geschrieben. Bei den Schmauders liegt er in der Küche auf dem Sofa, hört ausländische Sender und zeichnet an seinem Sprengapparat. Die brauchbaren Entwürfe versteckt er im Geheimboden seines Koffers.

Nach dem Stuttgarter Gestapomann Bässler löste Elser bereits in

Schnaitheim das Problem der Zündung: «Eine Reihe von Versuchen des Elsers führten zum vollen Erfolg. Er nahm ein Westmünsterwerk, an welchem er ein von ihm gefertigtes Holzrad so einbaute, dass er eine längere Gehzeit erreichte. Elser baute 2 Schlagbolzenzündungen ein, die ja nach Einstellung auf eine bestimmte Zeit ausgelöst wurden. Die Zündung erfolgte in der Weise, dass ein Schlagbolzen durch Federdruck nach vorne geschleudert wurde und gegen ein Zündhütchen schlug. Dieses Zündhütchen entzündete seinerseits eine angebrachte Sprengkapsel. Die doppelte Schlagbolzenzündung baute Elser deshalb ein, um im Falle des Versagens einer Zündung die Gewähr zu haben, dass die andere funktioniere.»

Die Neugier seiner Umgebung weiss Elser von Anfang an durch die Geschichte von der «Erfindung» zu zügeln. So verschafft er sich dreierlei: Verschwiegenheit, Respekt und Distanz. Ab März 1939 bereitet er seinen Absprung nach München vor. Für den Fall, dass er von der Firma Waldenmaier nicht freigegeben wird, hat er vorgesorgt: In einer Münchner Zeitung plazierte er eine Heiratsanzeige, er sucht «Fräulein oder Witwe mit Wohnung». Eine Antwort will er dem Arbeitsamt vorlegen, als Beweis, dass er nach München ziehen und heiraten werde. Er erhält zwei Antworten, aber als er auch so nach München übersiedeln kann, hat der Heiratstrick ausgedient.

Die Schmauders in Schnaitheim waren es, die Elser in den drei letzten Monaten vor dem Umzug nach München am besten beobachten konnten. Nach Berta Schmauder war Elser «sehr anständig, er hat ihnen geholfen, die Möbel in den neuen Anbau zu tragen, er war hilfsbereit, bescheiden, nett, zuverlässig, pünktlich. Er war ausgesprochen fleissig. Sie [die Schmauders] können sich nicht erinnern, ihn irgendwann mal herumsitzend gesehen zu haben. Sie erinnern sich auch nicht, ihn jemals essend gesehen zu haben. Gegen Mittag sagte er nur, ich gehe gleich fort und bin bald wieder da. Dann verschwand er und tauchte bald wieder auf. Sie nehmen an, dass er in einer Gaststätte gegessen habe.»

Dieser fleissige Mann bleibt sehr für sich und schweigt viel. Ab und zu klagt er über seine Familie, «dass das Familienleben sehr un-

erfreulich sei», der Vater wohne draussen in einer Gartenlaube. Besuch bekommt Elser nie, auch keine Post. Er hat offenbar alle Verbindungen abgebrochen. Seine Freundin Elsa Härten zieht einmal für kurze Zeit von Esslingen nach Schnaitheim, hat ein Zimmer in der Engestrasse und kommt abends herüber, um auf einer Strickmaschine zu arbeiten. Elsa erzählte 1959, wie Georg sich veränderte. «Manchmal sei ihr Elser unheimlich vorgekommen. Sie spürte, dass irgendetwas mit ihm ist, dass ihn irgendetwas bedrückt, worüber er sich nicht aussprach. Sie hat sich gewundert, dass er als Kunsttischler plötzlich in den Steinbruch als Gelegenheitsarbeiter gegangen ist. Er hat es als vorübergehend bagatellisiert, er mache es nur vorübergehend, weil er nach München gehen müsse.»

Etwas anderes fiel Karoline Schmauder auf: «Er [Elser] hat in dieser Zeit auch immer sinniert, und es konnte oft vorkommen, dass, wenn man neben ihm sass und ihn etwas fragte, er dies gar nicht hörte und überhaupt keine Antwort darauf gab. Er hat in dieser Zeit auch immer über Kopfschmerzen geklagt, was nur davon herrührte, weil er immer sinnierte.»

Die Kopfschmerzen interpretierte ich in der ersten Fassung dieser Biografie als ein psychosomatisches Symptom für Elsers Sorgen und Ängste. Eine konstruktive Kritik daran bekam ich von Sprengmeister Jürgen Bartsch in Wismar: «Donarit 3 ist ein nichtgelatinöser Ammonsalpetersprengstoff, der auch Sprengöl (Nitroglyzerin, Nitrolglykol) enthält. Dieses Sprengöl kann gesundheitsschädigende Wirkungen hervorrufen.» Diese Nebenwirkungen seien noch heute beim Umgang mit diesem Sprengstoff zu beobachten. «Die Nähe zu seinem Sprengstoff-Koffer muss [bei Elser] ungefähr die Auswirkung gehabt haben, als wenn er ständig beim Arbeiten mit den Sprengstoff-Patronen deren Ausdünstungen einatmet (besonders beim Schlafen).»

Unter den konzentrierten Vorbereitungen auf München hat die Liebe zu Elsa Härten keine Chance. Elsa zieht zu ihren Eltern nach Lebenhausen bei Göppingen und arbeitet in Esslingen. Elser hat sie im Lauf des Sommers dort noch mehrmals besucht, das Verhältnis war also noch nicht aufgelöst, wie Elsa nach dem Krieg erzählte.

Dabei kommt ihr Georg manchmal noch unheimlicher vor.

Beim letzten Besuch in Stuttgart im Frühjahr 1939 macht er im Schlossgarten ein letztes Foto von Elsa, das im KZ Sachsenhausen auf seinem Tisch stehen wird. Sie erinnerte sich noch 20 Jahre später mit Liebe an ihn: «Er war ja nicht gross, nur mittelgross, aber er hatte schönes, schwarzes Haar und kunstfertige Hände, die kleiner als meine eigenen waren. Er hat mich mit beiden Händen gefasst, und dann hat er mich an sich gedrückt und gesagt: ‚Else, wart auf mich, sei mir treu! Du bist das Einzige, was mich noch hält. Wart auf mich! Ich habe etwas vor, ich kann es dir nicht sagen, aber es wird gut gehen, und es ist notwendig. Ich will dich heiraten, wenn alles vorbei ist, und dann wollen wir fortgehen, in die Schweiz!‘ Dann habe er hemmungslos geschluchzt und sie an den Händen gefasst und kein Wort mehr sagen können. Dann sei er in den Zug gestiegen, und bei der Gegenüberstellung im Kaiserhof habe sie ihn dann erst wieder-gesehen.»

Versöhnlich sah es Elsa im Jahr 1959. Neun Jahre früher hatte sie in Stuttgart bei der Kripo mehr die Differenzen betont: Das letzte Mal habe sie sich mit ihm im Januar 1939 in Stuttgart getroffen. «Obwohl ich immer wieder bat, mir doch den Grund anzugeben, warum er ausgerechnet in München arbeiten wollte, hat er mir keine Erklärung dafür gegeben. Er war sehr eigensinnig, und wenn er über etwas nicht reden wollte, konnte er durch nichts dazu bewegt werden. Vorher hatten wir immer davon gesprochen, dass wir heiraten wollen. Nachdem wir aber bei dieser Zusammenkunft auch zu keiner Einigung kamen und ich bemerkte, dass er noch lange nicht an das Heiraten dachte, habe ich ihm erklärt, ich würde diese Ungewissheit nicht länger mitmachen und heiraten, sobald ich einen ehrlichen Menschen finden würde.»

In München wurde Elser von den Arbeiten am Attentat so beansprucht, dass er Elsa ohne Antworten auf ihre Briefe liess. Sie erinnerte sich an zwei Briefe von ihm – vor Hitler will sie jeden Brief geleugnet haben – und «dass er in München ein schönes Zimmer bewohne und auch eine Werkstatt gefunden habe, wo er arbeiten kön-

ne. In meinen Briefen habe ich ihn immer wieder gefragt, wo und was er arbeite und was er verdiene. Jedoch er hat mir diese Fragen überhaupt nicht beantwortet.»

Er wollte sie nicht mit Briefen belasten, die die Gestapo bei ihr gefunden hätte. Sie trennte sich von ihm und setzte für Mitte November 1939 ihre Hochzeit mit einem Herrn Votteler fest, der wie sie bei der Aluminiumfabrik Ritter in Esslingen arbeitete. Ein paar Tage vor der Hochzeit wurde Elsa verhaftet. Ihr Mann kam im Krieg um, den Elser verhindern wollte.

Als Georg Elser nach München umzieht, nimmt er den Holzkoffer mit dem Sprengstoff und dem Zündmaterial auf der Bahn mit, die Kisten mit Werkzeugen und Wäsche lässt er nachschicken. Am 4. August 1939, dem Tag vor seiner Abreise, fährt er mit dem Fahrrad zu seinem Vater nach Königsbronn, zur Gartenlaube, und verabschiedet sich. Dabei wird er zufällig von seinem Freund Eugen Rau gesehen und herbeigerufen. Nach den üblichen Reden, wie es gehe und was man so mache, bricht es schwäbisch aus Georg heraus. Die unbändige Entschiedenheit ist zu spüren, die ihn Monate aufrechthalten wird:

«Miar kriegad in Deutschland koi bessere Zeit mehr, hend koi bessere Zukunft, bevor dui Regierung et end Luft gschsprengt ischd. Ond i sags dir, i mach des no, i du's.» Eugen antwortet: «Ha, Georg, des kascht du doch ed macha!» Georg geht weg mit der dringenden Bitte: «Gell, schwätzed fei nex!» Dazu passt, woran sich Josef Schurr als Georgs Abschiedswort erinnerte: «Seinen Namen [würde ich], falls sein Vorhaben gelinge, bald in der Presse lesen [...]. Er bat mich aber, über diese Äusserung zu schweigen.»

Der Freund Rau wird schweigen, weit über das notwendige Mass hinaus. Er wird schweigen, bis ihm nachdrückliche Frager der nächsten Generation mit Sympathie für den toten Georg Elser die Zunge zu lockern verstehen: im Jahr 1988. Fast 50 Jahre war sein Freund in ihm verschüttet gewesen.

8 NACHTARBEIT IM BÜRGERBRÄUKELLER

Am 5. August 1939 kommt Georg Elser auf dem Hauptbahnhof München mit einem gewaltigen Holzkoffer an, worin er den hochempfindlichen Sprengstoff transportiert. Die Szene könnte aus einem Theaterstück stammen. Der künftige Attentäter holt die Fracht aus dem Gepäcknetz und schleppt sie an ahnungslosen Leuten vorbei. Mit dem kleinen Lieferkraftwagen eines Dienstmannes lässt er sich zu seinem ersten angemieteten Zimmer fahren, in die Blumenstrasse 19, 2. Stock, südlich vom Marienplatz, beim Steuersekretär Joseph Baumann. Ein schönes, fast luxuriös möbliertes Zimmer, gross, aber für Elsers Zwecke unpassend, denn darin kann er nicht basteln, keine Zeichnungen machen, die Möbel sind zu kostbar. Der Mietpreis wird ihm bald zu hoch, er muss sparen: im Monat 35 Mark fürs Zimmer und 20 Mark für das Frühstück. Deshalb sucht er sich bald eine billigere, einfachere Unterkunft, in der er fast ungestört ist, verabschiedet sich aber, als er umzieht, von den Baumanns im Guten. Bei Frau Baumann schaut er später gelegentlich vorbei und bietet in seiner bekannten Tauschökonomie Gefälligkeitsarbeiten gegen ein Essen an.

Zuerst muss Elser warten, bis die Bahn seine weiteren Koffer mit Werkzeug und Wäsche bringt. Die Legende für seinen Münchner Aufenthalt variiert er: Er absolviere einen Polierkurs für Schreiner und arbeite an einer Erfindung. Doch die Leute hier wollen mehr wissen über die Erfindung. Elser schweigt. Die ersten Schwierigkeiten ergeben sich, als er häufig über Nacht wegbleibt und tagsüber auf dem Sofa den Schlaf nachholt. Diesen Lebenswandel zu erläutern, erfordert sein ganzes Schauspielertalent: Er studiere an einer Erfindung und halte sich deswegen nachts im Freien auf einer Bank auf, dort könne er besser denken. Eine Ausrede, die im Winter geplatz wäre. Der Eindruck eines merkwürdigen Menschen verstärkt

sich, aber Elser hat wenigstens Ruhe. Und er ist anständig, hilft mal hier, mal da, ist ruhig und freundlich. Ein idealer Mieter.

Schon nach wenigen Wochen holen die Schatten des anlaufenden Krieges Elser ein. Am 28. August werden die ersten Lebensmittelkarten ausgegeben; Brot, Mehl und Kartoffeln bleiben vorerst frei. Die Begründung für die Rationierung: Die Polen mobilisieren, aber einen Krieg gebe es sicher nicht. Von den deutschen Kriegs Vorbereitungen fällt kein Wort, doch schon flattern die ersten Einberufungsbescheide in die Briefkästen. Frauen stürmen die Geschäfte. Sie müssen bald kriegswichtige Ausbildungen absolvieren: Gasschutz und Sanitätswesen. Rezepte für sparsame Kost stehen hoch im Kurs. Mit Beginn des Polenkriegs, am 1. September 1939, muss nachts überall verdunkelt werden. Die ausländischen Sender heissen ab jetzt «Feindsender», ihr Abhören steht als «Heimtücke» unter Strafe. Auf den Tag des Kriegsbeginns datiert Hitler Mitte Oktober 1939 den Befehl zur Euthanasie zurück. Der Krieg ist ihm willkommen, um unter der militärischen Zwangslage Massenverbrechen zu organisieren. Weitere Anweisungen zu Mordaktionen wird Hitler künftig nicht mehr unterzeichnen. Zwei Tage später hebt man in München die ersten Splitterschutzgräben aus, die nichts taugen, aber die besorgten Leute beschäftigen. Eine einzige Massnahme trifft die Münchner hart im Kern ihrer Mentalität: 10 Pfennig Kriegszuschlag aufs Bier. Zum Vergleich: Ein Arbeiteressen kostete im Bürgerbräu 60 Pfennig. Schuld am Bierpreis sind die Polen.

Nicht alle Münchner taumeln in den Krieg, aber fast alle. In Berg am Laim gleich hinter dem Ostbahnhof, in der Schweppermann-Strasse 9, stellt der kommunistische Schlosser und Hausmeister Karl Zimet (1895-1969) Flugblätter her. Ein Mittel, das Elser mit gutem Grund nie erwog. Im August fordert der Schlosser: Jeder, der sich und die anderen vor dem Krieg schützen will, «muss sich gegen den entsetzlichen Krieg auflehnen und alles tun, was ihn noch verhüten kann. Wer sich gegen den Kriegsbrandstifter Hitler und sein Nazisystem stellt, kämpft gegen den Krieg. Wer gegen den verbrecherischen Hitlerkrieg kämpft, kämpft für Deutschland.»

Eine gewaltige Sprache, aber ohne jede praktische Konsequenz. Wie sich dagegenstellen, ohne gleich im KZ Dachau zu landen? Ausserdem stört das blosse Reden Hitler und die Militärmaschinerie nicht im Geringsten. Die Handlungsanweisungen in solchen Flugblättern fallen unbrauchbar aus, Elser hielt von solchen Papieren nichts. Es ist eine verzweifelt einsame Stimme in München, die Widerstandsbewegung ist noch nicht entstanden, die Nazigegner sind hilflos, die Kommunisten gelähmt, dank Moskaus Aussenpolitik mit Hitler.

Auch in Elsers Heimat regt sich nur eine einzige Stimme. In Aalen, 9 km nördlich von Königsbronn, tauchen «in der Nacht vom 5. auf 6. Sept. [1939 an Plakatsäulen und anderen Stellen Anschriften [auf] wie ‚Hitler Mörder‘ und dergleichen». Der Sicherheitsdienst und die SS berichteten nichts. – Es ist aufschlussreich, wie widerstandslos die Deutschen in den Krieg rutschten.

Dagegen erweist sich als Vorteil, dass Elser kein Parteikommunist Moskauer Richtung ist, denn am 23. August 1939 besiegeln Stalin und Hitler ihren Nichtangriffspakt, Polen wird geteilt. Die Kommunisten sind von da an bis zum Angriff Hitlers auf die Sowjetunion politisch gelähmt. Schon aus diesem Grund konnten sie sich später nie mit Elsers Tat anfreunden und zogen es vor, den Schreiner mit Schweigen zu begraben.

In den nächsten Wochen findet Elser im Stadtteil Maxvorstadt ein billigeres Zimmer in der Türkenstrasse. Dass er in dieser Strasse auf ein besonders braunes Milieu trifft, das schon vor 1933 vorwiegend NSDAP wählte, wird er nicht gewusst, kaum mehr bemerkt haben. Eine kleine Rache der Geschichte: In der Türkenstrasse findet sich heute zwischen Nr. 68 und 68a ein kleiner «Georg-Elser-Platz», wesentlich dank Hella Schlumberger und dem Türkenstrassenviertel.

In der Türkenstrasse 94 sieht Elser unten an der Glocke einen Zettel hängen: «Schlafstelle billig zu vermieten. Zu erfragen bei Lehmann, II. Stock.» Elser macht einen ruhigen, bescheidenen Eindruck, fragt zuerst nach dem Preis, ist mit 4 Mark in der Woche, 17,50 Mark im Monat einverstanden. Dass es nur ein halbes Zimmer ist, eher ein Abstellraum zwischen Küche und Wohnungstür, stört

ihn nicht. Aus dem Schlauch von 2m Breite und 5m Länge ist nachher ein Bad geworden, mit Blick auf den Hinterhof.

Georg Elser bringt eine Menge Koffer und Kisten mit und darf sie im Keller unterstellen. Nur den Sprengstoffkoffer behält er bei sich, muss ihn aber draussen im Flur abstellen, weil der Platz in seinem Zimmerchen nicht ausreicht. Drinnen können nur ein kleiner Schrank, ein Schreibtisch und ein Bett stehen. Eines Sonntagvormittags kommen die Lehmanns überraschend früh nach Hause. Elser hat gerade seinen Attentatskoffer geöffnet, blättert in Zeichnungen, wirft sie erschreckt zurück und macht zu.

Er ist schon ein wenig sonderbar, fast unheimlich, der sich als «Erfinder und Kunstschreiner» vorgestellt hat. Alfons Lehmann, Tapezierer und Polsterer, nennt ihn «einen Häuslschleicher», so leise geht Elser herum, man hört ihn nicht. Verschlossen ist er, redet nicht viel. Dass er nachts weg ist, stört die Leute weniger, dann liegt er halt tagsüber auf seinem Bett. Am meisten weiss Elser die Lehmanns dadurch zu beruhigen, dass er seine Miete im Voraus bezahlt. Besuch bekommt er keinen, schon gar nicht von einer Frau. Sein Zimmer darf er aber nicht abschliessen, Rosa Lehmann will putzen und das Bett machen. Alle seine Kisten und Koffer hält er verschlossen. Jedenfalls braucht Elser dringend eine Werkstatt und die Hilfe von Handwerkern.

Am Ende ihres Lebens wurde Rosa Lehmann ein weiteres Mal zu Elser gefragt. In ihr hatte sich eine gestanzte Antwort festgesetzt, eine lebenslange Verteidigung:

«Als ich das Taferl rausgehängt hab, hat mein Mann gesagt: ‚Schau sie dir gut an, die Leut.‘ Und ich hab gesagt: ‚Anschauen kann ich sie mir, aber reinschauen kann ich nicht.‘ So kam der Elser zu uns. Wir haben nichts dafür können, dass er bei uns gewohnt hat.»

Am 8. oder 9. August 1939 geht Elser erstmals zur Nacharbeit in den Bürgerbräukeller. Er entwickelt ein Ritual, er liebt die Regelmässigkeit. Wie schon in Heidenheimer Gaststätten, so hat er auch im Bürgerbräustübl einen Lieblingstisch, an dem er nach 20 Uhr zu

Abend isst: den mittleren, wo er stets von der Kellnerin Berta bedient wird. Er pflegt das einfachste Essen für 60 Pfennig zu wählen, dazu ein einziges Bier, er ist sowieso kein grosser Esser und ein auffallend mässiger Trinker.

Gegen 22 Uhr zahlt er und schlüpft durch den Garderobenraum in den bis spätabends nie verschlossenen Saal. Den Raum überprüft er auf verborgene Personen, die ihn überraschen könnten, indem er vorsichtig und auf Gummisohlen ans andere Ende des Saales schleicht und über eine knarrende Holzterrasse auf die Galerie hinaufsteigt. Er verschwindet in einem offenen Abstellbereich, den eine spanische Wand abtrennt. Hier lagern nur Pappschachteln, wer weiss wofür. Zum Glück steht da auch ein Stuhl herum, auf dem Elser nach drei bis vier Stunden hochkonzentrierter Nachtarbeit einige Stunden vor sich hindösen kann.

Elser gibt sich in der Gaststätte so selbstverständlich, dass er nie von jemandem angehalten wird. Bald gehört er zu den Stammgästen. Ab Kriegsbeginn fehlt infolge der Verdunkelung das Notlicht im Saal, Elser muss zu einer Taschenlampe greifen, deren Schein er durch ein blaues Taschentuch abdunkelt. Mit der Zeit rückt eine Sanitätswache in einen Nebensaal ein, München erwartet Fliegerangriffe. Diese Wache kocht morgens ihren Kaffee beim Podium, auf dem während der Veranstaltungen die Musik zu spielen pflegt.

Kurz vor der nächtlichen Saalschliessung füttert die Zigarrenfrau noch ihre Katzen, die im Saal herumstreunen. Keine Gefahr für Elser. Anders der Hund des Pächters, aber ihn versteht Elser an sich zu gewöhnen, indem er ihm jeden Abend von seinem Essen Fleisch abgibt. Ein Aufwand, der sich lohnt und Elsers strategische Weitsicht für seine Umgebung beweist. Eines Nachts schickt der Pächter bei einem seiner wenigen Kontrollgänge seinen Hund über die Galerie, der Hund freut sich, Elser zu riechen, bellt zwar nicht, muss aber aus der Dunkelheit mehrmals zurückgerufen werden und kommt langsam und wedelnd zurück. Der Pächter will seine Ruhe haben und denkt sich lieber nichts. Elser hat Glück gehabt.

Eine zweite Gefahr ergibt sich, als ein Beschäftigter der Gaststät-

te frühmorgens in die Abstellkammer kommt und eine Schachtel holt. Er sieht Elser und verschwindet, ohne etwas zu sagen. Elser erkennt blitzschnell die Gefahr, setzt sich draussen an einen Tisch und mimt den Briefschreiber. Der Beschäftigte kommt mit dem Geschäftsführer zurück, der Elser zur Rede stellt. Elser hat eine Ausrede: Er habe am Oberschenkel einen Furunkel, den wollte er sich ausdrücken. Ja, warum denn nicht in der Toilette? Elser: Er traue sich nicht, es sei so peinlich. Soeben schreibe er einen Brief. Elser kommt glimpflich davon, wird nur in den Garten verwiesen, wo er sich einen Kaffee bestellt. Zum Glück erhält er kein Haus verbot. Aber von jetzt an ist er beim Chef vorgemerkt.

Jede Nacht wird zwischen 22.30 Uhr und 23.30 Uhr der Saal abgeschlossen, gut hörbar mit dreimaligem Umdrehen des Schlüssels. Bis dahin benützen ihn täglich viele Ortskundige als Abkürzung zwischen Rosenheimer Strasse und Kellerstrasse. Eine Rarität im Münchner Strassennetz. Elser wartet noch eine Weile, ob sich nicht jemand versteckt hat, ein Liebespaar oder ein Obdachloser. Erst wenn er absolut sicher ist, allein zu sein, geht er an die Arbeit zum Pfeiler ein Stock über dem Rednerpult.

Auch morgens bleibt er nach dem Aufschliessen des Saales, was zwischen 7 und 8 Uhr geschieht, noch eine Zeitlang versteckt. Den Kommissaren gab er in Berlin das einfache Prinzip seiner Tarnung zu Protokoll: «Beim Verlassen des Saales habe ich, um mich nicht irgendwie verdächtig zu machen, keinerlei besondere Vorsichten angewandt.» In der Mimikry des Alltags kennt er sich bestens aus, Unauffälligkeit ist das beste Versteck.

Beim ersten Teil seiner nächtlichen Arbeiten legt Elser möglichst weit unten an der Holzverschalung des Pfeilers eine Tür an, hier ist der Schreiner in seinem Element. Zuerst löst er den Holzstab an der Sockelleiste und sägt den oberen Profilstab der Holzverkleidung ab. Nun kann er an der Verkleidung ein Sockelbrett so aussägen, dass nach dem Wiederanbringen der Leisten keine Sägeschnittstellen zu erkennen sind. Ausserdem ist alles so tief, dass hier niemand suchen wird. Aus dem ausgesägten Verkleidungsbrett stellt er durch ein

Zapfenband eine Tür her und bringt innen einen Riegel an, der nur durch eine kaum sichtbare Fuge mit einem Taschenmesser zu öffnen ist.

Der Gestapo schilderte Elser anschaulich diesen Arbeitsgang: «Zur Anfertigung der Türe brauchte ich ungefähr drei Nächte. So konnte ich aber immer sofort mit meiner Arbeit beginnen, wenn ich nur die Türe geöffnet hatte, und brauchte nach Schluss einer Nachtarbeit nur die Türe zu verschliessen, um eine Tätigkeit im Innern der Säule vollständig zu verbergen. Selbst wenn jemand die Säule tagsüber genau betrachtet hätte, würde er an ihr keinerlei Veränderung bemerkt haben.»

Ein Zehntel der Arbeitsnächte vergeht allein mit der Herstellung der Tür. Um in den Pfeiler eine Sprengkammer hineinzutreiben, arbeitet Elser zuerst mit einem Meissel, der erzeugt ihm zu viel Lärm. In dem leeren Raum mit der besten Akustik aller Münchner Säle tönt jeder Schlag Angst erregend laut. So wählt Elser einen Handbohrer mit Meisselaufsatz. Als das Loch tiefer wird, lässt er sich vom Schlosser M. Solleder in der Türkenstrasse 59 dreimal ein Verlängerungsstück anschweissen. Seitliche Fugen im Mauerwerk bricht er mit einem Spezialmeissel auf.

Wie Elser die Verschmutzung des Fussbodens verhinderte, schilderte Bässler von der Gestapo Stuttgart: «Um zu verhindern, dass Staub zu Boden falle, hatte Elser einen Leinensack gefertigt und mit einem steifen Draht versehen. Den Sack brachte er so an, dass herausfallender Staub in diesen und nicht auf den Boden fiel.» Den Sack fand Bässler in der Stuttgarter Wohnung von Maria Hirth.

Alles für die Arbeit Notwendige kann Elser sich leicht bei Handwerkern oder Geschäften besorgen. Vieles beschafft ihm ein Rentner. Elser ist noch kurz vor dem Tod in Dachau stolz darauf, dass die Gestapo diesen unwissentlichen Helfer nie entdeckt hat.

Im Laufe der Zeit hat Elser mit über einem Dutzend kleiner Firmen zu tun, niemand ahnt, was er vorhat. Als er einmal in der Werkstatt des Schreiners Johann Brög in der Türkenstrasse 59 vor einer Kiste mit Zahnrädern sitzt, wird er von einem neugierigen Mädchen gelöchert, was das sei. Elser bedeutungsvoll im schwäbischen Dia-

lekt: «Des gibt a Padend, Mädle, des gibt a Padend.» Damit musste sie zufrieden sein.

Georg Elser kommt nachts nur langsam voran, mit äusserster Kraft drückt er seinen Handbohrer gegen die Backsteine (oder den Sandstein) und bohrt Loch für Loch weiter. Er ist ein feingliedriger Kunstschreiner mit kleinen Händen, kein Schwerarbeiter. Die Werkzeuge umhüllt er mit Lappen, um die Geräusche zu mindern. Beim Ausbrechen der Steine muss er warten, bis von draussen irgendein Geräusch hereindringt, meistens die Klospülung, die automatisch aber nur alle zehn Minuten einsetzt.

Jede Nacht angespannte Nerven, die Ohren immer gespitzt, ob sich jemand bemerkbar macht. Beim schwachen Licht seiner Taschenlampe, deren Batterien er häufig wechseln muss, kniet Elser Nacht für Nacht am Pfeiler, weil er die Sprengkammer möglichst dicht über den Boden der Galerie ansetzt. Bei einem Mass von 70 x 90 cm für die Öffnung ein kräftezehrendes Vorhaben. Nach zwei Monaten bekommt er ein vereitertes Knie, muss sich in ärztliche Behandlung begeben und einige Tage das Bett hüten. Angesichts dieser Schwierigkeiten braucht Elser für das Ausbrechen der Sprengkammer bis Ende Oktober 1939.

Den Schutt kratzt er mit einem langen Spezialwerkzeug aus der Sprengkammer, sammelt ihn in seinem Leinensack vorne am Bohrloch und versteckt ihn in einer Schachtel des Abstellraums auf der Galerie. Alle paar Tage kommt er am Tag mit einem Köfferchen hereingeschlendert, leert den Schutt um und spaziert zur Isar. Bevor er eine Nachtschicht beendet, wischt er den Baustaub tadellos vom Boden auf. Elser ist ein gewissenhafter Arbeiter, der an alles denkt.

Nach drei bis vier Stunden Nachtarbeit ist Elser erschöpft und döst den Rest der Nacht auf dem Stuhl vor sich hin. 30 bis 35 solcher Nächte bringt er in den drei Monaten hinter sich, durchschnittlich ist er jede dritte Nacht hier.

Tagsüber, nachdem er etwas geschlafen hat, macht er sich an die Entwicklung des Sprengapparats. Die beiden Uhren baut er gleich anfangs um, für den Zündkasten muss er noch warten, bis die

Sprengkammer ausgebohrt ist und die Masse festliegen. Die Übertragung von der Uhr auf die Zündung will er zuerst mit einem Autowinker und einer Batterie vornehmen. Dann zieht er den Einbau eines hölzernen Kammrades in die Uhr vor. Der kleine Zeiger nimmt alle zwölf Stunden einen von Elser eingefügten Zapfen mit und bewegt das Kammrad um ein Zwölftel weiter. So kann Elser seinen Zündmechanismus maximal 144 Stunden vorher einstellen, volle sechs Tage. Damit übertraf er das Vorstellungsvermögen der Gestapo bei Weitem.

Über einen Anschlag am Kammrad wird in der Uhr ein Hebel bewegt, der einst das Schlagwerk auslöste, nun aber nach Elser's Umbau ein Zahnrad in Bewegung setzt, das über eine kleine Seiltrommel ein angelötetes Drahtseil aufzieht. Dieses Seil entfernt einen Sperrhebel, lässt eine gespannte Feder wegschnellen und setzt einen Schlitten frei: ein aus Eisen gegossenes Klötzchen mit drei fest eingelassenen Nägeln. Diese schlagen auf die Zünder scharfer Gewehrmunition – ohne Kugeln – auf und lassen über Zündhütchen die Sprengkapseln explodieren, die ihrerseits in die Sprengstoffbehälter hineinragen und die Detonation auslösen.

Wieder kommen Elser technische Skrupel – seine «Prüfmanie». Einer Uhr allein traut er nicht, deshalb baut er eine zweite ein. Er denkt auch an die Gefahr, dass tagsüber jemand zufällig in der Nähe sitzen und im Pfeiler die Uhren ticken hören könnte. Deshalb dämpft er die Innenseite seines hölzernen Sprengkastens mit einer Korkplatte.

Diese aufwändigen Arbeiten kann Elser ohne Werkstätten und fachkundige Hilfe nicht erledigen. Seine Vermieterin Rosa Lehmann erlebte, wie Elser die Handwerker für sich gewann: «Allen Handwerkern in der Nachbarschaft ist er auf die Nerven gegangen. Überall hat er etwas arbeiten wollen, mal beim Schlosser, dann beim Tischler, dann beim Mechaniker. Er konnte betteln wie ein kleines Kind.»

Wenn es sein Ziel verlangt, kann Elser gesprächig werden und alle Isolierung überwinden. Dem Zweck zuliebe wird er fast gesellig. Die grösste Sympathie entwickelt sich zwischen ihm und dem Schreinermeister Brög. Hier gewann Elser einen Stein im Brett, in-

dem er beim Aufbau eines schweren Schrankes half, unentgeltlich. Brög konnte sich keinen Gesellen leisten. Zum Dank durfte Elser ab jetzt nicht nur in der Werkstatt arbeiten, sondern auch das Magazin nebenan als Lager benutzen. Brög gab ihm von sich aus den Schlüssel. Hier schlief Elser auch die letzten Nächte, als er Anfang November sein Zimmer bei den Lehmanns aufgegeben hatte. Er war finanziell fast am Ende, für die Übernachtung besass er kein Geld mehr.

Endlich kann Elser am 1. und 2. November 1939 die Kammer mit Sprengstoff füllen. Gewissenhaft sorgt er dafür, dass auch der hinterste Winkel mit Dynamit ausgestopft ist. Tagsüber prüft er in seinem Quartier mehrmals die Exaktheit seiner Uhren. Am 3. November kommt er abends mit seinen in Zeitungspapier eingepackten Uhren unterm Arm zum Saal – und findet ihn erstmals verschlossen vor. In den Lagerraum bei Brög kann er auch nicht, weil der Zugang von der Strasse verriegelt ist. Also muss Elser diese Nacht im Garten der Brauerei zwischen Bierfässern verbringen, einem Verfeimten vergleichbar. Die Kälte zehrt an seinen schwindenden Kräften.

Neuer Versuch am 4. November. Der Saal ist geöffnet, es gibt eine Tanzveranstaltung, was Elser schon weiss. Er löst eine Eintrittskarte und gelangt ohne Weiteres mit seinen Uhren auf die Galerie, setzt sich an einen Tisch und schaut von oben den Tanzenden zu. Bei der Saalschliessung verschwindet er im Abstellraum. Es kommt der zweite Schrecken: Der Zündapparat ist zu gross, er passt nicht in die Sprengkammer. Elser hat nur noch drei Nächte und wird nervöser. Die Differenz zwischen Zündkasten und Sprengkammer ist zum Glück nicht gross, es reicht, die Kanten des Holzkastens abzusägen und abzufilen.

5. November: wieder Tanz. Elser wartet erneut auf der Galerie, später öffnet er die Sprengkammer, der Kasten passt. Elser führt die Drahtseile ein, spannt sie und setzt die Uhren in Gang. Seine längste Arbeitsnacht bisher, er wird erst um 6 Uhr fertig. Am 1. November hatte er das gekündigte Zimmer verlassen, schlief in Brögs Magazin und schickte eine Kiste mit Wäsche und Werkzeug seiner Schwester Maria mit der Bahn nach Stuttgart.

Die letzte Begegnung am 6. November mit dem Schreiner Brög, der sein bester Helfer geworden ist, krönt das absurde Münchner Theaterstück. Zwei liebenswürdige Handwerker, die einander selbstlos zu einem guten Zweck halfen, verabschieden sich: Einer verneigt sich vor dem andern und bedankt sich aufs Herzlichste für den Beistand des andern.

Alle Verbindungen nach Königsbronn hatte Elser während der drei Münchner Monate einschlafen lassen. Elsas Briefe aus Esslingen wollte er nur postlagernd haben, so dass sie seine Adresse nicht erfuhr. An seine Familie schrieb er nicht mehr. Auf seiner letzten Fahrt nach München, am 7. November 1939, als er nur noch die Uhren zu prüfen hatte, wollte er kurz nach Königsbronn, um sich von seinem gebrechlichen Vater zu verabschieden. Die Zeit reichte nicht mehr.

Die ständige Anspannung in München, das In-sich-hinein-Fresen der Gedanken und Sorgen liessen Elser immer nervöser werden. Eine Entwicklung, die in Schnaitheim bei den Schmauders begonnen hatte. Er entsann sich der Kindheit, als seine Mutter mit ihm gebetet hatte. Seit Beginn 1939, so meinte er beim Gestapoverhör, habe er häufiger eine Kirche aufgesucht, das stille Gebet tat ihm gut. «Erst im Laufe dieses Jahres ging ich wieder öfter in die Kirche, nämlich bis heute vielleicht seit Jahresbeginn ungefähr 30 Mal. Ich bin in letzter Zeit auch öfter werktags in eine katholische Kirche gegangen, wenn gerade keine evangelische Kirche da war, um dort mein Vaterunser zu beten. Es spielt meines Erachtens keine Rolle, ob man dies in einer evangelischen oder katholischen Kirche tut. Ich gebe zu, dass diese häufigen Kirchenbesuche und dieses häufige Beten insofern mit meiner Tat, die mich innerlich beschäftigte, in Zusammenhang stand[en], als ich bestimmt nicht so viel gebetet hätte, wenn ich die Tat nicht vorbereitet bzw. geplant hätte. Es ist schon so, dass ich nach einem Gebet immer wieder etwas beruhigter war.»

Als auf der Galerie des Bürgerbräukellers Elsers Uhren tickten, zermarterte sich ein kleiner Teil des militärischen Widerstands den Kopf, wie Hitlers nächster Krieg zu verhindern wäre. Aber die Militärs blieben tatenlos, immer neue Bedenken lähmten sie. Hitler

selbst rechnete zwar grundsätzlich mit einem Aufruhr und einem Attentat. Aber vor seinen führenden Militärs hatte er keinen Respekt, er hatte oft genug erlebt, wie schnell sie einknickten, wenn er sie bloss anschrie. Seit dem Polenfeldzug wusste die Generalität genau, mit welcher Grausamkeit gegen die Zivilbevölkerung Hitler seinen Krieg betrieb, und sie ahnte seine Ziele: die Ausrottung der polnischen Juden, Geistlichen und Intellektuellen. Und es war sicher, dass der Krieg ähnlich weitergehen würde. Die deutschen Militärs, die es nicht wagten, Hitler zu beseitigen, opferten bald ohne Skrupel ganze Divisionen. Elser hatte dagegen seine Entscheidung getroffen: einer statt vieler Millionen.

Im Jahr 2000 kam es in Stuttgart wegen dieses vorhergehenden Absatzes zu einem Zusammenstoß. Beim Symposium des «Haus der Geschichte» über politische Gefangene hatte ich diesen Absatz vorgelesen, der bei keinem Rezensenten und bei keiner Lesung auf Widerspruch gestossen war. Sofort stieg der Chef des Hauses, Thomas Schnabel, gegen mich in die Bütt. Mein unverzeihlicher Fehler war wohl gewesen, mündlich Stauffenberg mit zu nennen, der in Stuttgart zum Säulenheiligen der Landesregierung aufgepäpelt wird. Schnabel verbat sich in ultimativem Ton, Stauffenberg zu kritisieren, den sie mühselig als Widerstandskämpfer aufgebaut hätten. Schnabel würde sich diese Leistung nicht nehmen lassen. Riesiger Beifall im Saal.

Seitdem wird das Licht um dieses «Haus der Geschichte» immer dunkler. Stauffenberg bekam eine Gedenkstätte hinten im Alten Schloss. Der Nazifilm von Goebbels' Lieblingsregisseur Veit Harlan «Jud Süß» (1940) wurde in einer Sonderausstellung inszeniert, der 1738 hingerichtete jüdische Geschäftsmann aus Heidelberg erhielt darin keine Stimme. Der neueste Schlag: eine Verherrlichung von Hitlers Lieblingsgeneral Erwin Rommel: «Mythos Rommel». Elser findet in dieser Geschichtspolitik keine Würdigung.

Sein Sprengapparat ist zweimal verlorengegangen, zuerst bei der Explosion. Die Gestapo beauftragte Elser 1940, den Apparat in der Gestapozentrale nachzubauen. Dieses Modell setzte sie bei der Aus-

bildung von Kriminalkommissaren ein, es ging bei der Bombardierung Berlins unter. Für Brandauers Film «Georg Elser – einer aus Deutschland» (1989) liess die Bavaria-Filmgesellschaft Elsers Modell nachbauen. Die Nachbildung befindet sich jetzt in der Georg-Elser-Gedenkstätte von Königsbrunn unter Verschluss, kann aber auf Voranmeldung besichtigt werden. Die Uhr ist allerdings keine Schwarzwald-Pendeluhr, das Zifferblatt trägt arabische Zahlen, keine römischen.

9 HITLER SCHREIT DEN WELTKRIEG HERBEI – UNTER ELSERS TICKENDER BOMBE

Wie seit Jahren üblich, versammelten sich auch am 8. November 1939 ab 18 Uhr die «Alten Kämpfer» im Münchner Bürgerbräukeller. Diesmal waren 1'500 gekommen. Wenigstens einmal im Jahr durften sich die machtlosen Putschisten von 1923 feiern lassen. Früher dominierte im Saal das Braun der SA, jetzt sah man vorwiegend das Feldgrau der Soldaten, seit dem 1. September 1939 stand Deutschland im Krieg. Die meisten Teilnehmer der Traditionsfeier waren zum Militär eingezogen, heute Abend hatten sie Urlaub, viele von der im Aufbau begriffenen Westfront gegen Frankreich. Auf dem zweiten Podium, an der Stirnseite des Raumes, spielte Marschmusik. Im Saal standen kleine Tische für die vielen Bierkrüge. An den roten Nazifahnen war zu erkennen, dass es sich hier nicht um ein bayerisches Bierfest handelte.

Die im Bürgerbräukeller versammelten «Kämpfer» hatten sich schon 1923 entschieden: Krieg gegen die Demokratie und den Rest Europas. Die Nazigesellschaft war weit entfernt von der Sorge um den Frieden. Propagandaminister Joseph Goebbels notierte zum 5. November 1939 in sein Tagebuch: «In der Politik herrscht absolute Ruhe. Aber das ist wahrscheinlich die Ruhe vor dem Sturm. Man

findet nicht einmal mehr sonderliches Material zur Polemik.»

Bei einem Treffen mit Hitler kurz darauf bekam Goebbels ein Ziel gesteckt: «Er [Hitler] ist der Meinung, dass England einen k. o. Hieb bekommen muss. Das stimmt auch. Englands Macht ist einfach nur noch ein Mythos, keine Realität mehr. Umso mehr muss der zerschlagen werden. Eher gibt es in der Welt keine Ruhe.»

Nachdem Hitler sein erstes grosses Ziel, die Revision des Versailler Friedens Vertrages von 1919, erreicht hatte, schwebte ihm ein umfassenderes Ziel vor, wie er Goebbels anvertraute. «Vielleicht gelingt es dem Führer, eher als wir alle denken, den Westfälischen Frieden zu annullieren. Damit wäre dann sein geschichtliches Leben gekrönt.» Beseitigung der Konfessionsspaltung, Neuaufteilung Europas unter der Hegemonie eines weit ausgreifenden Deutschen Reichs: eine grössenwahnsinnige Spekulation.

Am 7. November traf Goebbels die neblige Stimmung des Regimes: «Im ganzen Land gehen die tollsten Gerüchte um, was nun geschehen wird.» Gerüchte waren ein wesentliches Merkmal der manipulierten NS-Öffentlichkeit, in der niemand mehr wusste, was Propaganda war und was nicht. Selbst Goebbels traute den Sicherheitsdienst-Berichten immer weniger.

Am Tag darauf, dem 8. November, flog Goebbels mit Hitler und Gefolge nach München. Während Hitler der Sekretärin unterwegs seine Münchner Rede diktierte, las Goebbels das Drehbuch des antisemitischen Hetzfilms «Jud Süß» von Veit Harlan. Hitler stieg in seiner Münchner Wohnung ab, besuchte später wie gewöhnlich ein Café und betrat Punkt 20 Uhr den Bürgerbräukeller. Normalerweise wäre er um 20.30 Uhr gekommen, dem historisch richtigen Zeitpunkt: Am 8. November 1923 hatte er genau zu dieser Uhrzeit mit den schwer bewaffneten Putschisten die Versammlung des bayerischen Kabinetts im Bürgerbräukeller gestürmt. Wie ein Westernheld war er mit gezogener Pistole in den Saal und ans Podium gestürzt, hatte in die Luft geschossen und die «nationale Revolution» ausgerufen. Seit 1933 beschwor er nun jedes Jahr zu gleicher Zeit

am gleichen Ort in einem Partiegottesdienst die braune «Revolution» mit einer zweistündigen Rede. Heute musste das Parteivolk mit der halben Redezeit vorliebnehmen, ohne dass jemand offiziell die Kürzung erklärt hätte. In diese Lücke sprangen später wilde Vermutungen.

Wegen des unmittelbar bevorstehenden Frankreich-Feldzugs wollte Hitler rasch wieder in Berlin sein, doch die Wetterlage war unsicher, und sein Privatpilot Hans Baur rechnete mit Nebel. Aller Voraussicht nach hätte Hitler am nächsten Morgen aufgrund der Herbstnebel nicht das Flugzeug nehmen können. Die Eisenbahnverwaltung sah nur eine Möglichkeit, Hitlers Sonderzug in den Fahrplan einzuschieben: Abfahrt um 21.31 Uhr. Hitler musste mit seinem Gefolge pünktlich am Bahnhof sein. Er beugte sich dem Fahrplan und legte seine Rede von vornherein nur auf eine knappe Stunde Dauer an. Sie hat einen wohlüberlegten Schluss, kein abruptes Ende, wie von gewöhnlich uninformativer Seite endlos oft erfunden wurde. Die Wahl des Sonderzugs muss schon lange vorher entschieden gewesen sein, denn für die Sicherheit von Hitlers Zug hatten 5'000 SS-Leute auf der ganzen Strecke zu sorgen, was lange vorher durchzugeben war.

Als Hitler mit seinem Gefolge im Bürgerbräukeller eintrifft, wird ihm die «Blutfahne» vorangetragen, auf der 1923 beim Putsch einige von den Polizeischützen Getroffene ihr Blut vergossen haben sollen. Dieses Tuch genoss magisch-kultisches Ansehen, jede neue Partiefahne gewann erst durch die Berührung mit dieser «heiligen Fahne» selbst wieder heiligen Charakter.

Hinter Hitler folgt die Parteiprominenz, von der obersten Führungsetage fehlt nur Göring. Immerhin sitzen Goebbels, Himmler, Heydrich, Hess, Ley, Rosenberg, Streicher, Frank und Esser direkt um Hitler herum. Christian Weber, Pferdeknecht und, wie man im Life-Mitschnitt des Rundfunkarchivs hören kann, in der Redege wandtheit nie darüber hinausgekommen, steht als einer der Marschierer von 1923 bei den Gedenkmärschen am 9. November immer an der Spitze. Er hat es zum Münchner NSDAP-Stadtrat gebracht und begrüsst Hitler auf krachlederne Art: stockend, unbeholfen,

sprachlich grauenvoll, mit unfreiwilliger Komik, wie sie sich aus dem Zusammenprall von hohlem Sendungsgefühl, schmucklosem Bierfest und sprachlichem Unvermögen ergibt. Ich zitiere im Folgenden nach dem Originalmitschnitt, der sich im Rundfunkarchiv Frankfurt/Main erhalten hat, der Zeitungsdruck entspricht nicht der wirklich gehaltenen Rede.

«Mein Führer, wir sind heute wiederum zum Appell angetreten» – in Wirklichkeit sitzen alle vor ihren Bierkrügen – «an den Tag oder an die Taten der Erinnerung 8./9. November 1923.» Weber kommt ins Schleudern, er hat sich auf eine freie Rede eingelassen. «Heute erübrigt sich alles.» Was denn? Er geht gleich weiter, weil ihm nichts mehr einfällt. «Sie sehen, mein Führer, dass unsere Herzen sprechen.» Er will sich fangen durch Wiederholung, spricht nochmals vom «Appell», zu dem Hitler «hierhergeeilt» sei, und dankt «von ganzem Herzen». Eine sechsfache Welle von Heilrufen erlöst Weber aus seiner rhetorischen Ratlosigkeit und lässt den Saal erzittern. Alle stehen auf: erneut dreifaches «Heil». Weber will dasselbe noch einmal inszenieren und brüllt vorweg «Sieg», im Nu hat der Saal ihn überholt und antwortet dreimal mit «Heil». Der Choreffekt ist versaut.

Das Rednerpult vor dem mittleren Pfeiler, dem tragenden des Saales, ist nach Webers Abgang frei für Hitler. Der senkt seinen Blick auf das mitgebrachte Manuskript, das vorher an ausgewählte Journalisten verteilt worden ist und am nächsten Tag vollständig im *Völkischen Beobachter* abgedruckt sein wird. Tatsächlich hält sich Hitler häufig nicht an den Wortlaut seines Manuskriptes, authentisch ist also nur die Tonaufnahme im Rundfunkarchiv.

Hitler spricht anfangs stockend und macht häufig Pausen an den falschen Stellen. Dahinter steckt Absicht: Er will den Saal erst später aufkochen, denn er weiss aus Erfahrung: Wenn der Beifall einmal anfängt, gibt es kein Halten mehr. Mit langweilender Stimme deutet er seinem dressierten Publikum an, es habe noch nicht zu applaudieren. Von Anfang an herrschen bei Hitler bescheidene Stilmittel vor:

Pleonasmus, Wiederholung, Inhaltslosigkeit bis zum Gefasel. Hitler erweist sich in dieser Ansprache keineswegs als der exzellente Redner, für den er noch lange ausgegeben wurde.

Gleich der erste Satz kommt aufgeblasen daher: Er, Hitler, wolle heute «die Erinnerung an einen Tag erleben, der für uns von grosser Bedeutung war». Eigentlich würde das reichen, aber weil Hitler so sehr von der Masse begeistert ist, als deren Erlöser er sich fühlt, schiebt er noch dazwischen: «der für uns, für die Bewegung und damit für das ganze Volk von grosser Bedeutung war».

Wir sind mitten in einer religiösen Veranstaltung: Der Prediger, durch Goebbels zum Messias des geknechteten deutschen Volkes stilisiert, braucht das Heilsereignis nur anzutippen, die Gläubigen verstehen schon. Konkrete Beschreibung, wie der Putsch 1923 ablief, würde die Weihe des Augenblicks verletzen. «Es war ein schwerer Entschluss, den ich damals fassen musste» – so steht es im Manuskript, dem der Zeitungsdruck folgt. Nichts ist zu hören über die Mitkämpfer, die hier vor Hitler sitzen und genau wissen, dass er nicht der einzige war. Am Rednerpult kommen Hitler Skrupel, frei fügt er über das Manuskript hinaus hinzu: «und mit einer Reihe anderer Kameraden auch zur Durchführung brachte». Es könnte weitergehen, aber das Ritual verlangt weihevoller Vertiefung, am einfachsten durch Wiederholung: «ein schwerer Entschluss, der aber gewagt werden musste».

Um die Gegenwart in ihrem Glanz herauszuputzen, schildert Hitler zuerst das Negative: «Eine furchtbare Katastrophe war über unser Volk hereingebrochen.» Etwa die Niederlage von 1918? Mitnichten, sondern der angeblich aufgezwungene Krieg. Von Kriegsschuld keine Rede, höchstens von der Schuld, nicht alles für die «nationale Stärkung» getan und den Krieg zu spät begonnen zu haben. Um die Ursache des Kriegsausbruches von 1914 sprachlich zu verschleiern, stürzt sich Hitler in eine halsbrecherische Logik: Deutschland habe sich zum «Kriege hineinreissen lassen müssen». Er ist sich bewusst, wie komisch das «müssen» hinterherhinkt, und wirft sich deshalb salbungsvoll mit der ganzen Wucht seiner Stimme hinein.

Ab jetzt purzelt der Redeaufbau durcheinander. Hitler springt assoziativ über auf die Gegner und will deren Schuld an beiden Weltkriegen damit beweisen, dass er sie als «dieselben Kräfte» tituliert. Sie zettelten den Krieg gegen Deutschland an «mit den gleichen Phrasen und mit den gleichen Lügen». Die Niederlage von 1918 war gar keine, es war nur ein raffiniertes Manöver der Gegenseite. Nicht einmal auf die Legende vom «Dolchstoß» der Heimat in den Rücken des Heeres braucht Hitler zurückzugreifen: «Es hat einer grossen Lüge bedurft, um unserem Volk die Waffen zu stehlen.» Engländer und Franzosen hätten die Deutschen «nicht auf dem Felde niedergezwungen», glaubt Hitler.

Schon hier taucht sein extremer Voluntarismus auf, seine verzweifelte Geschichtsphilosophie, auch materielle Geschichte glaubt er durch eine Willensanstrengung aufheben zu können. Es dämmert die verheerende Konsequenz für den Fall der erneuten Niederlage herauf: Deutschland ist im Feld sowieso unbesiegbar, der eigentliche Kampf findet im Willensbereich statt. Logische Konsequenz: Das eigene Land, sollte es diese Willensleistung gegen alle Völker nicht zustande bringen, wird er am Ende völlig preisgeben, bis zur Vernichtung.

Wieder hüpfert Hitlers Assoziation weiter, mitten im Abschnitt. Woher er sein «grosses Selbstvertrauen» habe? Hitler ist bei seinen Veteranen, den Soldaten, die vor ihm sitzen, er wärmt sie und treibt sie zugleich voller Begeisterung in den Tod. Sein Selbstvertrauen habe er «im Felde selbst gewonnen». Der Tod wird zum grossen Freund. Kein Gegner war den deutschen Soldaten je überlegen. Warum? Wieder aus Gründen des Willens: «Weder Franzosen noch Engländer hatten mehr Mut, hatten mehr Todeskraft aufgebracht als der deutsche Soldat!» Wir schlittern in eine unbeweisbare und zugleich unwiderlegbare Todesmystik.

Der rote Faden ist dem Redner endgültig entglitten, deshalb wiederholt er sich. Nun staut sich aber im Publikum Dampf auf, den es gewohnt ist, im Beifall abzulassen. Als Hitler zum ersten Mal nebenbei sagt, heute stehe «eine andere Regierung» als 1914 Herrn

Churchill gegenüber, bricht gegen seine dämpfende Stimmregie Beifall durch. Das Publikum erleichtert sich und feiert sich als die Regierungspartei.

Der Bann ist gebrochen, ab jetzt durchziehen im Saal Lachsalven und Beifallsstürme die Rede, innerhalb der restlichen 50 Minuten 63 Mal, durchschnittlich alle 45 Sekunden. Hitler kommt in Fahrt, es tut ihm gut, vom Beifall überholt zu werden. Sein Ton wird leichter, er setzt Ironie bis Sarkasmus ein und zeigt seine schauspielerischen Fähigkeiten. Streckenweise macht er aus dem Biersaal einen Kabarettsaal, freilich einen wahnwitzig-bayerischen. Von den Gegnern Deutschlands kommt nur England in Sicht. Hitler scheint nicht klar zu sein, dass er einen Weltkrieg vom Zaun gebrochen hat. England wird der Lächerlichkeit preisgegeben, das Publikum freut sich. Vereint begrüßen Heiterkeit und Bierseligkeit den grossen Krieg, wie wenn der ein Spass werden würde.

Immer wieder kehrt Hitler zum Ersten Weltkrieg zurück und in der Folge zum demütigenden Versailler Vertrag. Wenn es um Englands Grösse dank der Kolonien geht, wird er dramatisch, redet schneller und schreit immer lauter. Das Publikum versteht: Der Beifall kommt häufiger, innerhalb einer Minute gleich viermal. Hitler gibt seine dauernden Wortbrüche in der Aussenpolitik als Retourkutsche nach England zurück, er könne nur zu England kein Vertrauen haben.

Hitler hüpfert hin und her und überlässt sich seiner Laune, eine klare Linie ist schon lange verloren. Er kehrt zurück zu Deutschlands Katastrophe. Anfangs verstand er darunter den Kriegsausbruch, jetzt die Nachkriegszeit. Katastrophe ist also immer. Die Niederlage begreift er nur im Rahmen nationaler Ausdehnung: Verlust der Kolonien, des Handels, der Kriegsflotte, von Territorien und von Besitz durch Kontributionen. Das gefühlsduselige Fazit: «Man hat uns in das tiefste Elend gestossen.» Eine ideale Chance, seine Partei ins Spiel zu bringen: «Und aus diesem Elend ist die nationalsozialistische Bewegung gekommen.» Dass seine Partei erst in der Weltwirtschaftskrise 1929 vielen verunsicherten und aufgetriebenen Bürgern als Strohalm gegen die Linke vorkam, verwischt Hitler mit der Ein-

ordnung seiner «Bewegung» in eine Heilsgeschichte.

Mit einem Schlag ist Deutschland Weltmacht geworden. Wenn Hitler seine gegenwärtige diplomatische Auseinandersetzung mit England anspricht, offenbart seine Sprache den Scherbenhaufen in seinem Kopf: «Unsere ganze Zielsetzung war eine einzige Beschränkung der deutschen Politik im Sinne der Ermöglichung der Herbeiführung einer Verständigung mit England.» Die «Verständigung» mit Russland wird bald zeigen, was Hitler darunter verstand: Ruhepause und Rüstung bis zum Überfall.

Hitler kündigt mit seiner zunehmenden Lautstärke an, dass ein Nerv seines Machtkomplexes blossliegt. Er brüllt, wenn es um einen Gewaltverzicht geht – und nennt ihn verfälschend «Lebensverzicht». Leben kann er sich nur als ständigen Kampf vorstellen, als eine ununterbrochene Serie von Gewaltakten. Deshalb will er «das Leben» des deutschen Volkes «durchsetzen».

Hitlers Expansionsidee bricht durch: «Lebensraum». Eine Begrenzung ist nicht auszumachen, ein endloses Gebiet auf allen Seiten. Eine Nation explodiert, mitten in Europa.

Ab der Mitte dieser Rede marschiert der Grössenwahn. Deutschland sei stark – der Lebensstandard interessiert Hitler nicht. Es sei die grösste Militärmacht. Bei diesen Passagen brandet ein Beifallsgebrüll nach dem andern durch den Saal. Das Publikum putscht sich auf, nicht nur der Redner. Die «Alten Kämpfer» wollen in den Krieg. Das Volk sei geschlossen wie noch nie, meint der oberste Feldherr.

Erneut schiesst sich Hitler auf England ein, das Deutschland wegen dessen fortschrittlicher Sozialpolitik hasse. Als er behauptet, England hasse «das Deutschland der Beseitigung der Klassenunterschiede», weiss man nicht, was daran die braunen Veteranen beifalls würdig finden. Aber es kommt nicht mehr auf den Inhalt an, sondern nur auf starken Tobak mit einer provozierenden Stimmlage des «Trommlers». Innerhalb eines Abschnitts hämmert Hitler 18 Mal das Wort «hassen» ein und zählt ermüdend auf, was die Engländer

an Deutschland angeblich hassen. In ruhigerer Umgebung würde allein schon dieser Ton offenlegen, wer hier von Hass trieft. Nebenbei werden die schlichtesten Vorurteile bedient: Die Engländer waschen ihre Kinder nicht und lassen sie verlausen. Gejohle antwortet.

Die Kriegsstimmung ist so weit geschürt, dass Hitler auf das Ende zusteuern kann. Bei allem rhetorischen Chaos hat die Rede eine innere Logik: Ziel ist das Anheizen der Kriegsstimmung. Als Hitler in den Saal brüllt, in diesem neuen Weltkrieg «wird England erst recht nicht der Sieger sein», da schreit das Publikum so laut wie bisher noch nie. Das ist der erste Höhepunkt der Rede, stimmlich. Ein zweiter Kraftakt derselben Lautstärke, als Hitler sich in eine kollektive Todessehnsucht verrennt: «Wie lange der Krieg dauert, spielt keine Rolle, kapitulieren wird Deutschland niemals, niemals, jetzt nicht und in drei Jahren auch nicht.» Bei dem zweimaligen «niemals» kommt Hitler ins Keifen, seine Stimme drückt sich extrem nach oben, bis sie sich überschlägt und im Aufbrüllen des Saales untergeht. Der totale Krieg bis zur Götterdämmerung wird hier vorweggenommen. Nicht erst die Berliner haben 1943 Goebbels zugebrüllt, sie wollten den totalen Krieg, die Münchner waren schon 1939 dafür. Allerdings nur die Münchner, die im Bürgerbräukeller dabei waren. Ein drittes Todesgebrüll, als Hitler prophezeit: «Es kann hier [im Krieg] überhaupt nur einer siegen, und das sind wir!»

Die Soldaten im Bürgerbräukeller sind reif zum Selbstopfer, Hitler greift tief hinein in seine mystische Opferideologie. «Was immer auch im Einzelnen uns an Opfern zugemutet wird, das wird vergehen, es ist belanglos. Entscheidend ist und bleibt nur der Sieg!»

Der Gottesdienst der Partei geht zu Ende. Hitler bedankt sich bei der «Vorsehung», der er geschwind eine Hakenkreuzbinde überstreift. Aus der bisherigen Parteigeschichte schliesst er, dass die «Vorsehung das, was geschah, so gewollt hat!». Er bedankt sich bei den toten Soldaten – das Publikum steht auf, endlos werden die Stühle gerückt –, ihre Opfer hätten geholfen, Polen in 30 Tagen zu überwinden.

Die verquollene Todesmystik deformiert ein letztes Mal Hitlers

Sprache zu einem Brei: «Das, was wir Nationalsozialisten als Erkenntnis und als Gelöbnis vom Totengang des 9. November in die Geschichte unserer Bewegung mitgenommen haben, nämlich dass das, wofür die ersten 16 gefallen sind, wert genug war, auch viele andere, wenn notwendig, zum Sterben zu bringen – diese Erkenntnis soll uns auch in der Zukunft nicht verlassen.» Man muss den Satz mehrmals lesen, bis sich der Nebel lichtet.

Hitler beendet seine Rede um 21.07 Uhr. Um seinen Sonderzug zu erreichen, eilt er mit seinem Gefolge und seinen vielen Koffern auf den Hauptbahnhof. Siegestrunken diktiert Goebbels nachts im Zug auf der Rückfahrt für sein Tagebuch: «Tolle Begeisterung durchtobt den Saal. Diese Rede wird eine Weltsensation werden.»

Doch ein anderer, der schwäbische Schreiner Georg Elser, sollte Hitler die Schau stehlen. Während der oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht auf Weltkrieg Nummer Zwei zuschrie, tickten hinter ihm die beiden Schwarzwälder Uhrwerke von Elsers Bombe. Zu diesem Zeitpunkt wollte Elser bereits in Sicherheit sein, in der Schweiz.

10 ELSER SCHEITERT AN DER SCHWEIZER GRENZE

Eigentlich hätte Georg Elser schon am 6. November 1939 in Konstanz durch den Grenzzaun schlüpfen können, aber nach drei Monaten Nerven und Kräfte aufreibender Arbeit in München hatte er keine Eile mehr. Der Abschied von der Heimat fiel ihm schwerer als erwartet. Nach langer Einsamkeit in München wollte er noch einmal eines seiner Geschwister sehen. Ursprünglich hatte er sogar geplant, kurz nach Königsbronn zu fahren und sich von seinem gebrechlichen Vater und der Familie Schmauder in Schnaitheim zu verabschieden.

Am 6. November besuchte er die Schwester Maria Hirth in der Lerchenstrasse 52 in Stuttgart. Er erzählte nur, dass er «über den Zaun», die Grenze müsse, den wahren Grund gab er nicht preis, auch nicht, als sie nachfragten. Er konnte noch immer schweigen, brauchte nirgends sein Herz zu erleichtern, er war mit sich und seiner selbst gestellten Aufgabe im Reinen. Seine Schwester nahm an, er wolle desertieren – er konnte als Lediger jederzeit einberufen werden. Georg Elser tat so, als ob er «auf Wanderschaft» gehe, zur Arbeit in die Schweiz. Das war glaubhaft, denn vom Bodensee hatte er eine Begeisterung für die Schweiz mitgebracht. Auf Nachfragen sagte er nur: «Ich muss. Es ist nicht zu ändern.» Bei seiner bekannten Hartnäckigkeit war es zwecklos, weiter zu fragen.

Am Abend desselben Tages ging Georg Elser früh zu Bett, er schlief bis weit in den nächsten Vormittag hinein, völlig ausgepumpt. Die Arbeit war getan, alle Anspannung von ihm abgefallen, er hatte kein Ziel mehr vor sich, das letzte, die Grenze, schien ihm eine Kleinigkeit zu sein. Die noch ausstehende wichtigste Aufgabe hatte er einem mehrfach gesicherten Zündmechanismus an vertraut.

Von vornherein hatte er beabsichtigt, vor der Flucht in die Schweiz die beiden Uhren seiner Sprengvorrichtung noch einmal zu überprüfen. Bei seinen Chefs war er dafür bekannt gewesen, dass er nach einer abgelieferten Schreinerarbeit nochmals zu den Kunden ging und prüfte, ob auch alles wirklich in Ordnung sei. Später nannte man dies scherzhaft «Prüfmanie». Als Tüftler mit einem Hang zur Perfektion wollte Elser nicht die Mühen eines Jahres durch Schlamperei oder Zufälle aufs Spiel setzen. Als Uhrenkenner wusste er, dass eine Pendeluhr schon bei einer geringen Neigung des Bodens stehenbleiben konnte. Er hatte den Boden seiner Sprengkammer unter schwierigen Bedingungen und mit primitiven Mitteln ausgeglichen: in einem stockdunklen Saal, nur mit einer Taschenlampe, abgeblendet mit einem dunklen Taschentuch; den Gips hatte er mit seinem Urin angemacht, eine Wasserwaage konnte er für die Ausgleichsarbeiten nicht anlegen, er musste sich auf sein Feingefühl in den Händen verlassen.

Erst gegen 16 Uhr fuhr er am 7. November 1939 von Stuttgart mit dem D-Zug nach München, er kam spät an. Zum gewohnten Abendessen im Bürgerbräustübl neben dem grossen Saal, dem Bürgerbräukeller, reichte es nicht mehr, er hatte auch nicht mehr genug Geld. Und dann wollte er am letzten Abend von den Kellnerinnen nicht mehr gesehen werden, die ihn inzwischen gefährlich gut kannten. Am Ende seiner dreimonatigen Tätigkeit als «Erfinder», wie er sich ausgegeben hatte, war er in Stuttgart nur mit 10 Mark angekommen. Seine Schwester schenkte ihm 30 Mark, als Dank für Werkzeuge, Uhren und Kleider, die er ihr überlassen hatte. Seine Habseligkeiten wurden für sie ein Danaergeschenk, wie sich später bei den quälenden Verhören der Gestapo herausstellen sollte. An der Schweizer Grenze besass Elser gerade noch fünf Mark. Latrinenparolen aller Lager sahen ihn hier reich belohnt ankommen, mit Tausenden von Mark und einer Villa in Aussicht.

Um nicht gesehen zu werden, betritt Georg Elser in München am 7. November kurz vor Schliessung des Lokals, gegen 22 Uhr, den Bürgerbräukeller durch den Haupteingang in der Rosenheimer Strasse. Er schleicht durch den Saal, biegt am Ende ab zur Galerie und verschwindet oben hinter der spanischen Wand. Nach dem Abschliessen der Saaltüren wartet er lange, ob sich irgendwo noch jemand regt, geht zu seinem Pfeiler in der Mitte des Saales, über dem Podium, vor dem am nächsten Abend Hitler sprechen wird, und öffnet seine «Geheimtüre» am Pfeiler. Beide Uhren gehen noch auf die Minute genau. Was er als Handwerker und Erfinder leisten konnte, hat er getan. Den Rest der Nacht döst er im Abstellbereich auf dem Stuhl vor sich hin.

Morgens um 6.30 Uhr geht er unbeobachtet zum Notausgang bei der Küche zur Kellerstrasse hinaus und frühstückt an einem Kiosk am Isartor. Er leistet sich ein karges Siegesfest. Seit dem Entschluss zum Attentat vor einem Jahr ist er allein. Nun hat er einen Grund zum Feiern, aber er ist Schwabe, ein Meister der Sparsamkeit bis an den Rand des schieren Geizes. Er trinkt heute ausnahmsweise zwei Tassen Kaffee, sonst leistete er sich immer nur eine.

Elser liebte die Regelmässigkeit, in Gaststätten sass er immer am selben Tisch, eine Änderung war ihm zuwider. So geht er jetzt gewohnheitsmässig und aus Sentimentalität, ohne dass es dafür eine Notwendigkeit gäbe, zum Schreinermeister Brög in die Türkenstrasse 59, mit dem er sich so gut verstanden hatte. Elser will sich nochmals verabschieden: eine Geste der Sympathie und Dankbarkeit. Da er Brög nicht in der Werkstatt findet, geht Elser nebenan zu seiner Wirtin in die Nr. 94. Er ist dort schon vor einer Woche ausgezogen und hat sich verabschiedet, es gehe wieder zurück in die Heimat. Nun steht er unten, etwas bedrohlich mit einem schwarzen Hut, wie Rosa Lehmann nach dem Krieg erzählen wird. Aber da steckt sie seit Jahren im Trauma von «Attentatshausen», wo sich alle Erinnerung vermischt hat mit der Angst vor übler Nachrede und Belästigung durch Polizisten und Journalisten. Elser ruft von unten hinauf, ob Post für ihn gekommen sei. Eine unsinnige Frage, denn er hat niemandem seine Adresse gegeben.

Nein, Post sei keine für ihn da. So fährt er um 10 Uhr vom Hauptbahnhof mit einem Bummelzug 3. Klasse nach Ulm, steigt um in den D-Zug Richtung Bodensee und kommt gegen 18 Uhr in Friedrichshafen Hafenbahnhof an. Er hat noch eine gute halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt des Schiffes nach Konstanz und sucht einen Friseur auf. Beim Grenzübertritt will er als politischer Flüchtling frisch rasiert einen guten Eindruck machen. Einen Fährverkehr nach dem schweizerischen Romanshorn, wie heute, gibt es nicht. Das Schiff nach Konstanz legt um 18.30 Uhr ab. Fahrplanmässig käme es in Konstanz um 20.05 Uhr an, wegen des Nebels muss es später geworden sein. Wenn man die Zeit der Verhaftung 20.40 bis 20.45 Uhr bedenkt, könnte die Verspätung 15-20 Minuten betragen haben.

Sobald Elser Konstanzer Boden betritt, macht er Fehler, so könnten wir heute glauben. In Wirklichkeit sind die Irrtümer schon längst begangen. Sie liegen in seiner falschen Beurteilung der Grenzlage und in der selbst gewählten Abschottung gegen jede Hilfe beim Grenzübertritt. Ausserdem ist er tief erschöpft. Seine Stimmung könnte vergleichbar sein mit den Gefühlen, die einst ein aus Dachau

befreiter Häftling, der Franzose Rovani, so beschrieb: «Jetzt, da es keinen Grund mehr gab, Angst zu haben, spürte ich eine grosse Leere in mir, eine abgrundtiefe Erschöpfung, aus der ich, wie mir schien, nie mehr würde auftauchen können.» Die «Melancholie der Erfüllung», wie Ernst Bloch gesagt hätte, hat Elser gepackt. Ein neues handgreifliches Ziel steht nicht mehr vor ihm, die Schweiz kennt er oberflächlich, von einem halben Jahr in Bottighofen bei Kreuzungen her. Er hatte die Idylle eines freizügigen Sommers erlebt.

Ähnlich hat sich Rolf Hochhuth in Elser hineinversetzt: «[...] alle seine Kraft hatte er jetzt verbraucht, er machte nur noch Fahrlässigtöriches [...]; geradezu verträumt vor seelischer Erschöpfung tor kelte er den Zöllnern in die Fänge.» Aber die Fehler liegen früher und vor allem in der Isolation. Elser war zwar im September 1938 kurz nach Konstanz gefahren, um zu prüfen, ob der von ihm vorgesehene Grenzübergang noch unbesetzt war. Jetzt aber befand sich Deutschland im dritten Kriegsmonat, jeden Tag konnte der Krieg an der Westfront losbrechen. An eine Flucht mit Hilfe erfahrener Parteikommunisten dachte Elser nie, er wollte grundsätzlich niemanden in sein Attentat hineinziehen, und er gehörte nicht zur Partei. Er war kein gefährdeter Funktionär, der auf geheimen Kurierwegen über die grüne Grenze zu bringen war. Durch seinen Anschlag während der Gültigkeit des Hitler-Stalin-Paktes hatte Elser die Parteidisziplin verletzt, er zählte nicht zu den Leuten, die vor Hitler gerettet werden mussten.

Vom Konstanzer Hafen aus geht Elser den kürzesten Weg zur Grenze: Konzil, geradeaus über die Marktstätte, links in die Rosgartenstrasse, an der Dreifaltigkeitskirche vorbei, über den Bodanplatz in die Hütlinstrasse und über die Kreuzlinger Strasse zum Grenzsträsschen Schwedenschanze. Sein Ziel ist der grosse Garten des Wessenberg Heims. Dort markiert ein ungefähr zwei Meter hoher Zaun, gekrönt von zwei Reihen Stacheldraht, die Grenze. Es kommt Elser nicht in den Sinn, sich vorher über den Standort und die Route der Grenzpatrouille Gewissheit zu verschaffen. Links von der heu-

tigen Elser-Gedenktafel passiert er eine nicht verschlossene Gartentür, geht links am Haus vorbei und nähert sich dem Grenzzaun.

Was jetzt passiert, stellt keineswegs ein Rätsel dar, wie seit Jahrzehnten behauptet wird. Am zuverlässigsten sind die Berichte der Zollpatrouille, die Elser 25 Meter vor dem Grenzzaun aufgriff. Xaver Rieger und Waldemar Zipperer beginnen ihre Patrouille um 20 Uhr und gehen vom Kreuzlinger Zoll zum Wessenberg Garten bei der Schwedenschanze. Fünf Wochen später, als offenkundig war, welchen Fang er gemacht hatte, schrieb Rieger:

«Wir betraten das Grundstück um 20.05. Unser Standort war so gewählt, dass wir die gesamte Grenze in unserem Abschnitt übersehen konnten. [...] Zwischen 20.40 und 20.45 trat plötzlich hinter dem Gebäude eine Gestalt hervor, die nach kurzem Beobachten des Geländes schleichend und äusserst eilig der Grenze zustrebte. Der Abstand von mir zu der Gestalt betrug etwa 15-20 m. Als ich diese Gestalt sah, bewegte ich mich sofort und vorsichtig und unter sofortiger Bereitstellung des Karabiners in Eile auf den Mann zu. Als ich die Überzeugung hatte, dass mein Anruf gehört werden musste, rief ich ihn mit den Worten ‚Hallo, wo wollen Sie hin?‘ an. [...] Unter Beachtung der in den Planspielen gegebenen Richtlinien hielt ich es für das Beste, den Mann nicht dadurch stutzig zu machen, dass ich etwa sofort seine Festnahme aussprach. Da der Mann auf meinen Anruf behauptete, einen Bekannten mit dem Namen Feuchtelhuber vom Trachtenverein Konstanz zu suchen, dem er in früheren Jahren angehört habe, liess ich ihn bei der Meinung, ihm behilflich sein zu wollen. [...] Ich sagte ihm deshalb, ich wolle ihn zu einem Manne führen, der sich in Konstanz besser auskenne und sicherlich diesen Bekannten selbst kennen würde. Sollte ihn aber dieser Mann auch nicht kennen, so müsse er halt sehen, wie er sich zurechtfindet. [...] Ich erreichte dadurch auch, dass er Vertrauen zu mir fasste und willig mitging. Dem Hilfgrenzangestellten Zipperer gab ich die Weisung, auf seinem Posten zu bleiben und scharf weiter zu beobachten, weil ich vermutete, dass noch weitere Personen hinter Elser steckten, die wie er versuchen würden, illegal über die Grenze zu kommen.

Diese Vermutung hatte ich deswegen, weil zuvor von uns ein Mann in hellem Mantel auf Schweizer Seite beobachtet worden war, der sich an dem Zaun zu schaffen gemacht hatte und auffällig hin und her ging. Beim Abtransport achtete ich scharf darauf, dass Elser keine Gegenstände abwerfen konnte. Vor der Einlieferung in die GAST [Grenzaufsichtsstelle] blieb Elser vor der Tür noch einmal stehen und warf noch einen Blick nach der Schweiz. Es erweckte den Eindruck, als ob Elser im letzten Moment noch in die Schweiz flüchten wollte. Als Elser jedoch meinen schussbereiten Karabiner sah und ich ihm energisch zurief: ‚hier ist die Tür‘, folgte er willig in den Durchsuchungsraum. Die hier vorgenommene gründliche körperliche Durchsuchung, die bis aufs Hemd durchgeführt wurde, hatte folgendes Ergebnis: In den Hosentaschen trug Elser eine Beisszange, einen verschlossenen Umschlag, in dem sich zahlreiche Zettel über Aufzeichnungen der Herstellung von Granaten und Zündern, Härte- und Hitzegraden, über Kennzeichnung der Munitionskisten, über Farbe, Inhalt der Kisten sowie deren Bestimmungsort befanden. Weiter hatte Elser Teile eines Zünders bei sich (Schlagbolzen, Feder usw.) und eine unbeschriebene Ansichtskarte, die in bunten Farben die Innenansicht des Bürgerbräukellers darstellte und den Amtsstempel der NSDAP trug. Zollsekretär Traber, der sich an der Durchsuchung beteiligt hatte, fand am Schluss noch unter dem Rockaufschlag versteckt das frühere Rotfront-Abzeichen. Auf Befragen, weshalb er dies Abzeichen und die Karte bei sich trüge, erwiderte er ‚aus Sympathien Während der ganzen Durchsuchung und Vernehmung zeigte sich Elser sehr willig und äusserst ruhig. Elser wurde dann der Grenzpolizei übergeben.›

Dieser Bericht kann als Grundtext für Elsers missglückten Grenzübertritt gelten, später überwucherten Legenden das Ereignis. Der genaue Standort und die Beschäftigung der Patrouille blieben hier unklar. Die Grenzer stellten sich so hinter das Haus, an die Südseite, dass sie aus dem Dunkel heraus den Grenzzaun überschauen konnten, nebenher hörten sie am offenen Fenster des Wohnzimmers im Erdgeschoss Radio: Hitlers Rede aus dem Bürgerbräukeller in München. Die Nachbargärten auf der linken Seite konnten sie dabei

nicht einsehen: Hier hätte für Elser eine Chance gelegen, wenn er eher in Konstanz angekommen wäre und die Wachablösung beobachtet hätte. Nur wenig früher, um 20.25 Uhr, war die vorhergehende Patrouille im Wessenberg Garten abgelöst worden. Diese Falle hinter dem Haus konnte Elser nicht kennen. Er ging im Dunkeln unbesorgt am Haus vorbei und blickte nicht nach rechts – die Grenzer befanden sich rechts hinten im Schatten eines alten Birnbaums, auf der Höhe des rechten Hausecks –, während 25 Meter weiter jenseits des Zauns die Schweizer Grenzstrasse hell beleuchtet war.

Georg Elser ist nicht auf den Kopf gefallen. Als die Zollbeamten ihn stellen, weiss er sich rasch zu tarnen mit seiner vertrauensvollen Harmlosigkeit. Er suche Feuchtelhuber – mal heisst der auch Faistelhuber –, den alten Vorsitzenden des Trachtenvereins. Hinter dem rätselhaften Mann auf der Schweizer Seite, der an den Zaun geklopft haben soll, witterte die hellseherische Gestapo später den englischen Geheimdienst, Otto Strasser oder einen Verbindungsmann. Danach drehten sich bei der Gestapo die Verhöre wochenlang nur um die Frage, ob dieser Mann auf Schweizer Seite einen Hut oder eine Mütze trug. Rieger sprach von einem Hut, während andere, ulkigerweise auch solche, die gar nicht dabeigewesen waren, unter scharfem Druck der Gestapo von einer Mütze sprachen. Die Gestapo steckte in einer Paranoia: Jeder, der etwas Verdächtiges sah oder gesehen haben könnte, genoss von nun an das unausrottbare Misstrauen der Geheimen. Ein Untersuchungsgrundsatz, den die Gestapo von der sowjetischen GPU übernommen hatte, als deren gelehriger Schüler sich Heinrich Müller, der berühmte Gestapo-Müller, bekannte. Die Paranoia ging so weit, dass selbst Xaver Rieger später behauptete, noch lange nach den Verhören Elsers von einem Spitzel der Gestapo überwacht worden zu sein, ob er sich mit dem englischen Geheimdienst oder Otto Strasser treffe oder ob er etwas Verdächtiges sage.

Am Kreuzlinger Zoll blickte Elser nach der Schweiz, vielleicht voll Sehnsucht, vielleicht mit Bedauern. Jedenfalls fehlte ihm die Kraft, die letzten acht Meter vom Zollgebäude über die Grenze zu

fliehen. Es gab damals nur eine Kette über die Strasse, keinen Schlagbaum. Ob die Grenzwaiche geschossen hätte? Sicher, die Nazis waren bei Verletzungen der Grenze zur Schweiz nicht zimperlich. Doch Elser war ausgepumpt, und er war nie Sportler gewesen, hatte keine athletische Figur, ging zur Musik, aber nicht in einen Sportverein. Seine Stärke war das jahrelange Tüfteln in seiner Werkstatt, seine Taktik bestand im Verstecken hinter Ruhe und Natürlichkeit. Und damit war er weit gekommen, hier nun war seine Kunst am Ende.

Endgültig in die Katastrophe führte die Leibesvisitation. Sie legte nahe, dass Elser Spion, Saboteur und Kommunist sein musste. Seine Ausreden, diese Dinge nur vergessen zu haben, nahmen die Berliner Kommissare später grosszügig ins Verhörprotokoll auf. Sie hatten keine Lust, diese windige Aussage zu hinterfragen. Dem Reichskriminaldirektor Arthur Nebe kam dagegen die richtige Ahnung: Elser habe mit dem Tascheninhalt sein Asyl in der Schweiz sichern wollen. Das Spionagematerial über die Munition stammte aus der Heidenheimer Firma Waldenmaier. Elser wollte den Schweizern beweisen, dass in Deutschland Kriegsmaterial produziert werde. Das war durch den Kriegsbeginn freilich ein alter Hut und hätte die Schweiz auch wenig interessiert, da sie selbst grosse Waffengeschäfte mit Deutschland betrieb. Doch Elser hing noch an einer alten Eidgenossenschaft, die es nicht mehr gab. In Wirklichkeit hätte in der Schweiz das Abzeichen des kommunistischen Rotfrontkämpferbundes die Abschiebung sogar eher beschleunigt, denn die Schweizer stellten ihre eigenen Kommunisten immer wieder ausserhalb der Verfassung.

Ein einziges Stück in seinen Taschen war der echte Elser: die Beisszange. Mit ihrer Hilfe wäre er in wenigen Minuten durch den Grenzzaun geschlüpft. Der übrige Tascheninhalt ist trauriger Beweis für seine Fehleinschätzung des Grenzübergangs. Aber wäre Elser überhaupt als Flüchtling anerkannt worden? Vielleicht in den sozialdemokratisch regierten Kantonen Baselstadt oder Schaffhausen, im Thurgau sicher nicht. Hier herrschten eine an Hitler angepasste Stimmung, eine gute Portion Antisemitismus und eine Feindschaft gegen die Linke.

Elser wollte nach dem Grenzübergang in die Schweiz durch eine schriftliche Schilderung seiner Arbeit in München seine Urhebererschaft an der Explosion im Bürgerbräukeller beweisen. Doch die Gestapo hätte von der Schweiz sofort die Auslieferung als Schwerverbrecher verlangt, und die politische Polizei von Bern wäre dem Verlangen gerne gefolgt. Es gab ein gegenseitiges Abkommen beider Staaten, dass Attentäter auf das Staatsoberhaupt gegenseitig ausgeliefert werden.

Hätte Elser Fürsprecher gehabt – über die er aber als ein nur Mundart sprechender Schwabe und als parteiloser linker Schreiner nicht verfügte –, wäre er vielleicht nach Frankreich ausgewiesen worden, wie in den nächsten Tagen Otto Strasser. In Frankreich hätte er sich ohne eine Hilfsorganisation nicht lange halten können. Amerikaner und andere hilfswillige Staaten hätten einem Schreiner ohne höhere Empfehlungen gewiss nicht eines der raren Visa nach Übersee gegeben. Elser wäre 1940 auch so Opfer der Gestapo geworden, sein Lebensweg hätte genauso in ein KZ und in den Tod geführt.

So gesehen fällt auf Elsers gescheiterte Flucht neues Licht. Wäre Elser die Flucht in die Schweiz gelungen, sein Schicksal hätte nicht anders ausgesehen als nach der Festnahme in Konstanz. Der Fall des Schweizer Maurice Bavaud (1916-1941) zeigt, dass die Schweizer Diplomatie damals einen Hitlerattentäter nicht geschützt hätte. Der Schweizer Botschafter Hans Frölicher (1887-1961) in Berlin, strammer Hitler-Anhänger, hätte Bavaud, der Hitler 1938 mit einer Pistole hatte erschiessen wollen, gegen einige in der Schweiz inhaftierte Gestapospitzel austauschen können. Aber Frölicher wollte nicht. So endete der Hitlergegner Maurice Bavaud 1941 unter dem Fallbeil in Berlin-Plötzensee – und ist noch heute in der Schweiz nicht allgemein anerkannt.

Schon bei der Leibesvisitation im Konstanzer Zollgebäude wird Elser mit Schlägen bedroht, weil er die Zünderteile als Uhrenteile für Basteleien verharmlost. Von jetzt an bekommt Elser bis zu seiner Einlieferung in Sachsenhausen, über ein Jahr lang, reichlich Schläge, schwere bis lebensgefährliche. Die Polizeiprotokolle schweigen dazu.

Die Zollwache ruft die Konstanzer Gestapo in der Mainaustrasse 29 an, in der ehemaligen Villa Rokka, einem dreistöckigen Gebäude mit 15 grossen Räumen. Der Gestapomann Otto Grethe holt mit einem grauen Auto den verhafteten Elser ab, der ohne Widerstand hinten Platz nimmt. Grethes Eindruck von Elser: «ein unauffälliger Mann, höchstens 1,60m gross, welliges Haar, mager, verbissenes Gesicht, finsterer Blick». Elser wird von Anfang an geduzt. Im Milieu der besser situierten Sonderhäftlinge und der herrschsüchtigen, misstrauischen kommunistischen Funktionärshäftlinge wird man später aus dem Duzen im KZ ein Indiz für eine Kumpanei mit der SS machen.

Otto Grethe verhört Elser im ersten Stockwerk des Gestapogebäudes, er glaubt keine von Elser's Ausreden und merkt gleich, dass Elser «sehr unzugänglich» ist und nichts zugeben wird. Elser lässt sich keineswegs alles bieten, sondern verteidigt sich zäh durch nichtssagende Auskünfte. Er kann auch mal «aufsässig» werden, da er sich zu Unrecht verhaftet vorkommt, und schlägt mit der Hand auf den Tisch.

Nach einer Stunde, als das Verhör erst die Personalien erbracht hat, gegen 23 Uhr, kommt über den Fernschreiber die Meldung vom Bürgerbräuattentat, die Grenzen seien zu schliessen und schärfstens zu bewachen. Georg Elser gibt sich unbeeindruckt, als ein Fernschreiben nach dem anderen eintrifft und die Fahndungen anlaufen. Es fällt das Wort «Sprengstoffattentat», aber Elser behält die Nerven und lässt sich nichts anmerken. Vielleicht ist er sich noch sicher, dass Hitler umgekommen ist.

Die erste Vernehmung dauert bis 4 Uhr morgens, Elser wird angebrüllt, schliesslich sperrt man ihn in eine Notarrestzelle im Erdgeschoss ein. Verdacht erregen die Zünderteile, die Elser übrigens im Geldbeutel mit sich trug – von Vergessen kann keine Rede sein. Der Gestapochef kommt morgens um 7 Uhr und ruft die Gestapo-Leitstelle Karlsruhe an, die Meldung geht zur Gestapozentrale nach Berlin und zur neuen Sonderkommission nach München. Noch am selben Tag wird Elser mit einem Auto der Konstanzer Gestapo nach München überführt.

Später, in Berlin, fragten die Kommissare Elser, was er beim An-

ruf durch die Patrouille an der Grenze empfunden hatte. Seine trockene Antwort, die seine Zweckrationalität beleuchtet: «Ärger über mich selbst und über meinen Leichtsinn». Er bedauerte, sich vorher nicht genau umgesehen zu haben. Ein Fehler, den er sich zuvor nicht geleistet hatte. Denn seine Tat selbst war bestens vorbereitet, sein Sprengapparat funktionierte mit Präzision.

Über die Mentalität und Stimmung des Grenzwächters Xaver Rieger – nur fünf Monate danach – gibt es eine ausführliche Beschreibung vom April 1940, im Tagebuch des schwäbischen Soldaten Joseph Zepf. Stundenlang verbreitete sich Rieger damals in einer Konstanzer Gaststätte, ohne sich im Geringsten von der Gestapo verfolgt zu fühlen. Er fühlte sich wegen Elser's Verhaftung sogar als «der Held von Konstanz». Seine chaotischen Gedankengänge sind typisch für die Kriegsgeneration, mit ähnlichem Unsinn brüsteten sich alte Soldaten noch lange nach dem Krieg. Weil es selten eine solche Quelle gibt – normalerweise wird so etwas bald weggeworfen –, sei diese Passage vollständig angeführt:

«6. April 1940. Bei einem Dämmerstopp in der Spanischen Weinhalle führte mich der Zufall mit jenem Mann zusammen, der den Attentäter im Bürgerbräu am 9. November 1939, Elser, bei seinem versuchten Übertritt über die Grenze gefasst hatte. Im Laufe des Abends erzählte er des Langen und Breiten den Hergang der Verhaftung, fügte aber dauernd die Bemerkung hinzu, dass er vieles nicht erzählen dürfe und auch nicht wolle. Ich vermute, er tut es deshalb nicht, weil der Prozess noch im Gange ist, in den, wie er sagt, eine Unmenge Menschen verwickelt sind und noch verwickelt werden. An der Verhaftung habe noch ein Kollege von ihm teilgenommen, der erst 2 Tage im Zolldienst verwendet gewesen sei, und wenn auch mit Unrecht sich rühmen dürfe, dem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben. Mit Unrecht, denn er habe sich so feig und unbeherzt benommen, dass er ihm mal ein Musterbeispiel von Mut habe geben wollen und müssen.

Die Verhaftung selber habe aber ihn selbst, Rieger, so aufgeregt, dass er sich nicht mehr an alle Vorgänge erinnern könne. Und doch

habe Elser ausser ein paar beschriebenen Zetteln keine weiteren Dokumente bei sich getragen. Dass Rieger aber einen schweren Jungen vor sich gehabt habe, habe ihm der sichere Instinkt gesagt, der ihm zu eigen sei und ihm ungemein wichtige Dienste leiste. Zum Dank für seine Tat sei er zum Oberleutnant befördert worden. Tatsächlich hat er diese Uniform auch getragen. Er meinte am Schluss seines Berichtes: ‚Wer hätte auch geglaubt, dass aus dem einfachen Bauernbublein Xaver Rieger einmal ein Oberleutnant werde?‘

Dann ging er auf das Gebiet der Politik über und vertrat sehr selbständige Ansichten in einer allerdings etwas geheimnisvollen Art. Obwohl er zunächst geglaubt habe, der Krieg gehe bis Ende Mai zu Ende, sei er nunmehr der Überzeugung, er werde noch lange gehen. Der Führer werde wenig Blutopfer verlangen und noch so lange zuwarten, bis die russische Ostseeflotte fertig sei und durch den Nord-Ostseekanal in den Grossen und Kleinen Belt einlaufen werde. Russland habe auch dahinten irgendwo eine Flotte bei Japan. Auch diese werde erscheinen und zwar auf dem Wege da oben herüber ungefähr beim Nordpol. Dann wehe England! Frankreich breche innerlich zusammen, weil es alt und morsch ist. Trotzdem werde es der Führer schonen, denn wir haben ja nichts gegen dieses Land. Es werde wohl wie Böhmen und Mähren ein deutsches Protektorat werden.

Nach diesen mit Beifall aufgenommenen Darlegungen kümmerte er sich um Sophie, die er fortgesetzt in den Armen hielt und verküsstete. Selbst die alte Köchin bekam von dieser Liebe etwas ab. Als dann nach einiger Zeit eine in einen Haarpelz gekleidete Schickse das Lokal betrat, war auch diese bald in seinen Armen, doch benahm er sich sehr zurückhaltend, abgesehen davon, dass er ihren Kopf öfters an sich drückte und ihr ins Ohr flüsterte. Sie muss aber irgendwie gerochen haben, dass er beim Zoll war, und machte sich rasch aus dem Staub. Rieger versicherte uns, er sei überzeugt, dass sie eine Spionin sei, und meinte, er werde schwer hinter ihr her sein. Wir trennten uns ganz vergnügt nach diesem 4-stündigen Beisammensein.»

11 DIE EXPLOSION

Die Explosion im Bürgerbräukeller um 21.20 Uhr erlebten die Augenzeugen im Gebäude unterschiedlich, je nach ihrem Standort im Saal. Ihre Schilderungen sind nicht in unser Bild von Elasers Tat eingegangen, sie machten damals jedoch einen wichtigen Teil der Berichterstattung aus und gehören mit der Klage über die Opfer noch heute zu den Manövern gegen Georg Elser. Mit diesen Zeugnissen verstehen wir mehr von der Manipulation der deutschen Gemüter.

Die Kellnerin Maria Strobl hatte an Hitlers Tisch zu bedienen, nur ihn selber nicht. Für die Unversehrtheit von Hitlers Mineralwasser sorgten bewaffnete SS-Männer. 1959 erzählte Maria Strobl einem Journalisten von ihren Erlebnissen. Während Hitlers Rede hielt sie sich mit einigen ihrer Kolleginnen – 30 waren im Einsatz – draussen bei der Toilette auf und rauchte. Als zum Schluss das Deutschlandlied erklang, machten sich die Kellnerinnen eilig vor dem Spiegel hübsch und gingen zum Saaleingang. Das allgemeine Stühlerücken war das Zeichen, die Bierkrüge abzutragen und zu kasieren. Der Saal leerte sich schnell, Hitler war weg, es blieben nur rund 120 Personen zurück, vor allem Musiker und technische Helfer. Zu ihrem Erlebnis sagte Maria Strobl:

«Ich wollt den Tisch abräumen, hab zehn Masskrüg gnommen. Es war unter der Säule vom Hitler, weil ich diese Tische bedient hab, und dann hab ich die zehn Masskrüg gnommen, und auf einmal ist ein Luftdruck kommen und hat mi 'n Ausgang nausgeschmissen zum Haupteingang. Mir sind die Steine an Kopf und der ganze Dreck. Und dann bin ich vor ins Arztzimmer. Wir habn gemeint, es ist a Bombe, die wo gfalln is. Wir habn ja nix gwusst. Und dann hab i mi heimführen lassn durch an Kriminaler.»

Zu Hause stellte Maria Strobl fest, dass sie ihre Tasche und Pa-

piere in der Gaststätte vergessen hatte. Also wieder zurück. Inzwischen war die SS da. «Da hab i erst gsehn, wie der Saal aussieht. Dass alles in sich zammengfalln war und dass die SS gstritten hat, weil einer graucht hat, und es hat doch niemand rauchen dürfen, weils nit gwusst habn, was is, gell.» Anfangs befürchtete man eine Giftgasbombe.

Maria Strobl konnte eine Zeitlang nicht mehr hören und erlitt einen Nervenzusammenbruch. Ein Dauerschaden blieb, in den Ohren behielt sie ein Rauschen, Tag und Nacht, später wurde das linke Ohr taub. Wegen des raschen Aufbruchs hatten viele «alte Kameraden» einfach nicht bezahlt, neunmal musste sie in die Parteizentrale gehen, ins «Braune Haus», bis sich jemand bereit fand, die Verzehrkosten aller Zechpreller jenes Abends zu begleichen.

Von den Kellnerinnen kamen vier ins Krankenhaus. Die Hilfsbedienung Maria Henle war sofort tot. Eine Kollegin, die mit oben auf der Galerie abräumte, «hatte bei der Explosion das Empfinden, sie befinde sich auf einer Schaukel, so stark schwankte die ganze Galerie im Augenblick der Explosion».

Mit den Tagen schoben sich in den Erinnerungen der Augenzeugen ideologische Elemente in den Vordergrund, die vorher so deutlich nicht aufgetaucht waren. So berichtete ein Hamburger «Blutordensträger» am 11. November nach der Rückkehr aus München dem *Hamburger Tagblatt*: Als er im Bürgerbräukeller gerade durch eine Tür ins Bürgerbräustübl ging, um einen Imbiss einzunehmen, sei er durch den Luftdruck zu Boden geworfen worden. «Zunächst begriff ich nicht, was geschehen war.»

Nun springt die nachgewachsene Ideologie ein. Die erste Vermutung vieler, es handle sich um eine Fliegerbombe, ist bereits weggeschoben. «Unser allererster Gedanke war: Gott sei Dank, dem Führer war nichts geschehen! Von der Unglücksstelle her hörten wir die Schmerzensrufe der verletzten Parteigenossen und Parteigenossinnen. Ihre Hilferufe klangen wie eine markerschütternde Anklage gegen jene Meuchelmörder, die diesen Anschlag auf das Leben des Führers und damit auf Deutschland vorbereitet hatten.» «Erst als

man ihnen immer wieder sagte, dass dem Führer nichts geschehen sei, füllten sich ihre Augen voll tiefer Dankbarkeit an die Vorsehung mit Tränen, und sie schienen alle Schmerzen vergessen zu haben.»

Der erste Bericht aus dem Krankenhaus mischte medizinische Aspekte mit Beobachtungen von Augenzeugen. Die Verletzten waren mit dickem Staub bedeckt, bluteten oft stark im Gesicht, die meisten hatten Verletzungen am Oberkörper: Prellungen, Schürfungen, Schädelsplitterungen. Der Grund dafür: Decke und Wände waren eingestürzt, der Kronleuchter herabgefallen. Oft wirkte allein schon der Luftdruck verheerend. «So wurden mehrere Alte Kämpfer von der sechs Meter hohen Galerie in den Saal hinabgeschleudert. Andere wurden mit ungeheurer Wucht unter die Tische geworfen, wieder andere von herabstürzenden Balken getroffen.» Viele erinnerten sich: «[...] eine riesige Stichflamme schien über die Säule hinaufzuschossen, an der sich noch kurz zuvor der Führer befand. Dann hüllte eine mächtige Staubwolke den Saal in eine undurchdringliche Finsternis. Noch mehrere Sekunden lang vernahm man das Rieseln des Mauerwerks und das Bersten von Säulen. Dazwischen durchzitterten laute Hilferufe den Saal.»

Ein hellsichtiger Augenzeuge, der in den *Münchener Neuesten Nachrichten* schon am 9. November zu Wort kam, bezeugte eine anfangs noch seltene Vermutung: «Eine Höllenmaschine war im Saal!», und er zog daraus eine Konsequenz im Geist Hitlers: «Der Führer sollte ermordet werden – mein Gott, welches bestialische Gehirn gebar und unternahm diese Scheusslichkeiten?»

Im *Berliner Lokalanzeiger* vom 11. November kamen weitere Augenzeugen zu Wort. Der Ingenieur Jakob Royer, Blutordensträger, hatte Glück. Im Augenblick der Explosion war er «etwa sechs Meter vom Pfeiler entfernt und wurde durch den Luftdruck bewusstlos unter einen Tisch geschleudert. Dadurch wurde er gegen die herabfallenden Trümmer geschützt.» Als er zu Bewusstsein kam, glaubte er an eine Fliegerbombe, «erkannte seinen Irrtum aber, als er Flammen in Kopfhöhe von rückwärts heraufschlagen sah».

Ein anderer Zeuge, der Diplomingenieur Emil Wipfel, war beim

«Reichsautozug Deutschland» Leiter der «Propagandatechnik», im 5. Hauptamt der Reichspropagandaleitung, seine Abteilung hatte bei Massenveranstaltungen der Partei für Wasser und Elektrizität zu sorgen. Während der Explosion war diese Gruppe gerade dabeigewesen, die Sprechanlage abzubauen, hielt sich also in der Nähe des Rednerpults auf. Wipfel sah: «Plötzlich war um uns ein kurzer, greller Feuerschein. Im gleichen Augenblick hörten wir einen entsetzlichen Knall. Ich wurde etwa zwei Meter nach rückwärts geschleudert, fiel auf die Trümmer, und dann brach es prasselnd und krachend über mich herein. Als Ruhe eingetreten war, lag ich auf dem Bauch, den rechten Arm hatte ich um den Fuss meines Kameraden Schachta geschlungen. Ich wusste in diesem Augenblick noch nicht, dass er bereits tot war. Mein linker Arm war unbeweglich, meine Füße waren regungslos eingeklemmt. Es ist erstaunlich, welchen Kopf man in einer so schlimmen Lage behält. Ich überlegte mir zunächst nur das eine, dass ich mich ruhig verhalten müsse, um ein Nachrutschen von Balken oder sonstigen Trümmern, die auf mir lagen, zu vermeiden. Wie ich nachher erfuhr, lag ein Teil der Saaldecke, die an der Stelle, wo das Führerpodium stand, niedergebroschen war, auf mir; ich vermute, dass sie von einem zertrümmerten Tisch, der neben mir stand, und vielleicht auch vom Körper meines toten Kameraden noch soweit gehalten wurde, dass ich nicht erdrückt wurde. Ich konnte kaum atmen. Bald hörte ich aus meiner nächsten Nähe Schreie von ebenfalls verschütteten Kameraden und fing nun auch selber an, mich bemerkbar zu machen. Immerfort riefen wir, dass niemand auf die Trümmer über uns treten solle. Es dauerte aber noch geraume Zeit, bis die Polizei uns glücklich hervorholte; denn gerade an der Stelle, wo es uns erwischte, lag ja der Trümmerhaufen besonders hoch.»

Den ausführlichsten Augenzeugenbericht verfasste Dr. Wilhelm Kaffl (1911-1944), Hauptschriftleiter der NS-Wochenschrift *Die Post*. Ein Profi, deshalb muss man sich zuerst eine lange ideologische Einleitung gefallen lassen: Alle seien ernst gewesen, beschämt von Hitlers Grösse, der nur seinem Ideal lebe und jedes Opfer bringe. Kaffl versicherte, ihm sei das«Siegheil» niemals «aus gläu-

bigerem und vertrauenderem Herzen» gekommen. Später geht Kaffl hinaus in den Vorraum zur Garderobe:

«Da – ein dumpfer Knall, Klirren von Glas, einige erdrückte Schreie – ein Luftstoss presst mich gegen den Garderobentisch! Bruchteile von Sekunden wird es unheimlich still und dunkel. Aber ein paar Glühbirnen sind doch intakt geblieben, ich sehe, wie sich die ersten durch den Ausgang zwängen – dunkle Gestalten, staubbedeckt über und über! Mechanisch greife ich nach dem Mantel, den mir die kreidebleiche Garderobenfrau eben hingeworfen hat.

Laut schreiend stürzt ein blutjunges Mädels, das wohl aus der nebenan liegenden Küche kommt, an mir vorbei. Ich stehe noch da und frage laut, was los ist. Verständlich, dass ich keine Antwort bekomme. Ein paar, die in meiner Nähe stehen, rennen zum Saaleingang. Ich mit! Wir können nicht gegen den Strom anschwimmen, der sich uns aus dem Saal entgegenstemmt. Aber eines ist noch schlimmer: eine gelblichgraue, undurchsichtige Wand – wohl aus Staub und Explosionsstoffen – zieht vor uns auf.

Der unbeschreibliche Gestank dieses Nebels lässt einen neben mir laut schreien: Fliegerangriff – Giftgas – alles weg hier.' Ich habe schon die Hand vor Mund und Nase und wühle nach einem Taschentuch. Ich gebe es auf, in den Saal vordringen zu wollen. Irgendwo wurde gerufen: ‚Alles absperren – niemand verlässt das Haus!‘ Ich will mich nützlich machen und bilde mit anderen eine Absperrkette. Inzwischen wird uns klar, dass kein Fliegerangriff erfolgt war und auch keine Gasbomben geworfen worden sind – nein, dass etwas viel Entsetzlicheres geschehen sein musste: ein Verbrechen, ein Attentat, ein Mordanschlag auf den Führer! Eine namenlose Wut packt uns. Wo sind die Mörder, wer sind sie?

Wir haben keine Zeit nachzudenken. Blutüberströmt haben sich einige Verwundete aus dem Saal geschleppt. Das war kurz vor halb 10 Uhr, und die Explosion erfolgte vielleicht fünf Minuten vorher. Verwundete? Richtig! Weiss Gott, was dort im Saal noch alles geschehen ist. Wir müssen helfen! Rasch lösen wir uns aus der Ab-

sperrkette. Der Weg in den fast dunklen Saal ist uns frei. Unsere Augen müssen sich erst zurechtfinden.

Dann sehen wir, was hier geschehen ist. Unsere erste Sorge: verwundete Kameraden. Wir finden sie in irgendeiner Ecke, auf einem zerbrochenen Stuhl, zwischen Scherben und Trümmern. Auch Kellnerinnen holen wir heraus. Einstweilen ist es irgendwie heller geworden. Vielleicht scheint es uns auch nur so. Sanitäter sind plötzlich zwischen uns, mit Tragbahren und Verbandszeug. Ein paar Frauen in Schwestertracht sind ebenso flink wie besonnen am Werk. Vom Garten her hörten wir das Glockensignal der Feuerwehr und die Sirenen des Überfallkommandos. Endlich! Die wenigen Minuten, die sie seit dem Alarm ausgeblieben sind, die kamen uns wie Stunden vor.

Erst jetzt finden wir Zeit, uns im Saal umzusehen: ein Bild grausamer Zerstörung. Ein gut Teil der hochgespannten Decke ist in den Saal gestürzt. Ein Berg von Schutt, Brettern, Eisenträgern, zerbrochenen Stühlen und Tischen häuft sich mannshoch vom Haupteingang gegen die Saalmitte. Ja, gegen die Saalmitte – gerade dorthin, wo noch vor 20 Minuten der Führer stand und sprach, wo Rudolf Hess, Dr. Goebbels, Alfred Rosenberg und viele andere unserer Führer saßen, dorthin häuft sich die Vernichtung und wird zur Anklage gegen eines der gemeinsten und brutalsten Verbrechen, das die Weltgeschichte kennt. Der Führer lebt! Drei Worte – wir sprachen sie als das innigste Gebet, das je unser Herz und unser Mund formte.

Der Hass, die Missgunst des Verbrechergesindels, sie sind an ihm zerbrochen. Er lebt – und wir werden die Pest austreten, die von dieser Welt Besitz ergreifen will, die gegen Recht, Ehre und Mannestum an weht und der nichts zu gemein, zu niedrig ist!»

An der Stelle des Rednerpults lag der Schutt etwa drei Meter hoch, dort war die Saaldecke heruntergebrochen und eine Aussenmauer von 15 Meter Länge nach innen eingestürzt. Hitler und die am nächsten Sitzenden wären nicht davongekommen.

Der Nürnberger Gauleiter Julius Streicher (1885-1946) war mit bis nach Nürnberg gefahren, kehrte sofort zurück nach München und

besah sich im zerstörten Biersaal die Stelle, wo er kurz zuvor noch gegessen hatte: «Tische und Stühle sind in Tausende kleiner und kleinster Splitter aufgelöst und dort, wo mein Stuhl stand, da liegen jetzt die vielen Zentner eines schweren Eisenträgers.»

Nach der ersten Verwirrung riegelten Schutzpolizei und Gestapo das ganze Gelände ab, unterstützt von SS und SA, viele mit aufgesetzten Stahlhelmen. Drinnen im zerstörten Saal ging der Reichsarbeitsdienst an Rettungs- und Bergungsarbeiten. An ein Abspiessen der herunterhängenden Deckenreste war vorerst nicht zu denken, es fehlten die dafür notwendigen Baumstämme. Ohne Unterbrechung trafen mit Alarmsignalen Krankenwagen, Polizeiautos und Feuerwehren ein. Gleich gingen in der Wohngegend, wo man die Detonation gut gehört hatte, wilde Gerüchte um. Die Telefonverbindungen aus der Stadt nach auswärts wurden lange blockiert. Nachts um ein Uhr verhängte die Gestapo eine Sperre, die auch zentrale Stellen wie die Abwehr des Heeres in Berlin betraf.

Am abgeklärtesten gab sich eine Funkreportage, die der Reichssender München am 9. November vormittags aufnahm und direkt sendete. Diese Quelle liegt im Rundfunkarchiv Frankfurt. Ein Köhner steht hier am Mikrofon, nie um ein Wort verlegen. Eher ein Techniker und kühler Berichterstatter. Ideologische Partien wie Empörung über das Attentat und Trauer um die Opfer hält er heraus, das hat hier nichts zu suchen, es gehört in einen Nachtrag. Die Zuhörer sollen authentische Eindrücke von einem grausigen Ort bekommen. Die Sprache hält Ordnung und Übersicht, während Chaos das Mikrofon umgibt. Im Hintergrund hört man, wie mit Schaufeln der Schutt abgetragen wird. Während die Augenzeugen den Saal als Ort des Grauens erlebten, sieht der Reporter darin eher einen Ort für neugierige Touristen. Dem entspricht am zweiten Tag die Wandlung des Saals vom Zentralort der Parteireligion zum Objekt der Kriminalisten. Der Stimme des Reporters gelingt eine bemerkenswerte Mischung aus höherer Weihe, Dramatik und Sachlichkeit.

«Schon wenn man hinten beim Hof hereinkommt, findet man ei-

nen ganzen Berg von Balken, ein riesiges Balkengewirr, einen Berg von Ziegeln, zertrümmerte Tische, Stühle liegen durcheinander, zer Schlagene Biergläser, die grauschwarz sind vom Kalk und Dreck. Nun sind wir hier herinnen im ehemaligen Saal: oben ein riesiges Loch, man sieht den Himmel durch. Die Aufräumarbeiten sind im Gange. Die Decke ist heruntergestürzt, zum Teil hereingestürzt, eingebrochen. Stücke von dem Stuck hängen noch dran, abgebröckelt zum Teil, die Kronleuchter hängen ganz schief dran, eingebault und ohne Lampen. Ein Gewirr von Ziegeln, von Holzsplittern. Der Luftdruck hat selbstverständlich alle Scheiben eingeschlagen, hinausgedrückt. Es ist ein Bild fürchterlicher Zerstörung. Hier grosse Schutthaufen. Wir stehen etwa drei Meter jetzt von der Stelle weg, an der das Führerpult gestern stand. Rohrmatten hängen oben herein, Stücke des Mauerwerks stehen noch. Ein Doppelträger ist schräg hereingekippt in den Raum, über uns der freie Himmel, wie gesagt. Drahtgeflecht, Stahlträger, Verschalungen, Stützsäulen, alles durcheinander. Der Zwischenboden oben ist hereingebrochen, und Träger ragen dort wie Spiesse kreuz und quer in den Raum. Es ist, wie gesagt, ein fürchterliches Bild, und man muss die Worte sich suchen, um so etwas zu schildern.»

Der Reporter interviewt anschliessend das Parteimitglied Frank, einen schwäbischen Techniker oder Architekten, der die Explosion miterlebt hatte. Dieser Mann empfindet Freude an der Präzision, auch er bietet sachliche Unterkühlung. Seine technische Neugier drängt den Führerkult in den Hintergrund. So rutschen ihm zweimal unbedacht Komplimente für den Attentäter heraus, was nicht zum Geifern der Zeitung über die Hintermänner passt. Es gibt bei ihm kein negatives Wort, weder gegen den Attentäter noch gegen seine Tat. Hier spricht der klassische Homo faber, unbeeindruckt von der braunen Umgebung.

«Ich wollte den Saal soeben verlassen und war vielleicht noch einen Meter von der Ausgangstüre weg, als plötzlich in der Höhe im Saal ein Lichtschein erschien. Im selben Moment hab ich von hinten einen starken Schub [bekommen] – eigentlich keinen Stoss, sondern

wie wenn ich stark geschoben würde, und hab mich im nächsten Moment ein paar Meter weiter in der Richtung zum Ausgang wieder vorgefunden. Im gleichen Augenblick gab es ein donnerndes Geräusch, ein Mmmm [imitiert stimmlich], und dann war eigentlich alles vorbei. Ehe man sich überlegen konnte, was war, stand man in einer Staubwolke drin, dass man erstens überhaupt nichts mehr gesehen hat und zweitens dass man überhaupt nicht mehr atmen konnte. Wir haben zunächst uns überhaupt keine Gedanken darüber machen können, was eigentlich geschehen war, sondern wir haben uns das Taschentuch vor den Mund gehalten und haben mal gesehen, dass wir den Ausgang kriegen.

In der Garderobe draussen konnte man einigermassen wieder atmen, dann hat man nach kürzester Zeit wieder kehrngemacht, und wir sind in den Saal wieder rein und haben zunächst mal unten im Parterre, wo die Scheiben noch ganz geblieben waren, die Scheiben rausgeschlagen, dass wir mal wieder frische Luft reinkriegten. Und erst etwa vielleicht eine Minute oder anderthalb Minuten nachher hat sich der Staub dann gesetzt, dann haben wir überhaupt erst entdeckt, dass die Decke eingebrochen war. Dann kamen auch sofort die ersten Verwundeten, die sich selbst befreien konnten, die unter Tischen oder Stühlen drunterlagen. Die waren noch verhältnismässig gut dran, weil die gesichert waren. Und dann die schwerer Verletzten, die mussten wir allmählich rausschaufeln.»

Der Reporter fragt, wie sich das alles ereignet habe, Franks Antwort lässt sprengtechnische Fragen beiseite und konzentriert sich auf das Auseinanderbrechen der Saalkonstruktion:

«Nach dem Lichtschein, den man gesehen hat, der war in der Höhe. Das heisst, es ist bestimmt die Sprengung nicht von unten gekommen, vom Boden her, sondern in der Höhe der Galerie muss die Sprengladung angebracht [gewesen] sein, und zwar am ersten Pfeiler auf der Seite, auf der das Führerpodium stand, in der Höhe der Galerie. Das ist der Pfeiler, an dem wir stehen, der etwa drei Meter rechts vom Führerpodium war, da muss die Sprengladung [angebracht gewesen sein]. Sie sehen, da oben sind die Träger abgebogen

und durchgerissen, hier oben hat die Sprengung eingewirkt. Und muss also die Sprengladung in der Galerie entweder unter dem Rie-menboden oder unter der Holzverschalung an der Wand gesessen sein. Dann ist zunächst mal dieser Träger abgerissen. [...] Und da-durch, dass der Träger gerissen ist, haben die Längsträger, die zwis-chen Galerie und eigentlichem Saal abstützen, ihren Halt verloren und sind runtergesackt. Das sind zwei Träger, der eine, der hier noch mit Stein verkleidet ist, der war in Höhe des Bodens der Galerie. Und der grosse Eisen-T-Träger, den wir da sehen, [...] der ist runter-gekippt, weil das Oberteil von diesem senkrechten Träger hier na-türlich auch nachgegeben hat, nachdem er durch die Sprengladung hier durchgerissen war.»

Der Reporter ist von der Neugier angesteckt, treuherzig fragt er: «Dann war also hier die Stelle, von der man aus den ganzen Saal zum Einsturz bringen konnte?»

Der Fachmann hat keine Bedenken, dem Attentäter ein Lob aus-zusprechen: «Ja, es ist sprengtechnisch die günstigste Stelle gewe-sen, [...] ausser den zwei grossen Längsträgern kam hier ein grosser Querträger rüber, der hat ebenfalls den Halt verloren und ging run-ter. Und auf diesem Querträger ist wieder ein Stahlträger gelegen, der in der Mitte des Saals rüber kam und am nächsten Träger nicht gestützt war, sondern nur mit Nieten und Seitenstücken mit dem nächsten Träger verbunden war und von oben durch die Dachkon-struktion gehalten war. Durch diese Konstruktion, dadurch dass [es] hier nun nachgegeben hat, ist der Träger abgekippt und die Stelle, wo hier genietet war, hat nachgegeben, die Niete hat's rausgeris-sen, der Träger kam runter, der nächste hat sich gesenkt, ausserdem ist die ganze Dachkonstruktion noch runtergerissen worden, weil an der ja der Träger dort befestigt war. Dadurch konnte eine ausseror-dentlich umfangreiche Einsturzwirkung erzielt werden.»

An Verhaftungen dachte die Polizei am Abend des 8. November noch nicht, es herrschte völlige Unsicherheit: Wer konnte es über-haupt gewesen sein? Drei Menschen waren sofort tot, vier Verletzte starben bald im Krankenhaus, wo weitere 63 Verletzte behandelt wurden. Am 13. November erlag ein achter seinen Verletzungen.

Im Nachkriegsdeutschland wollte man jahrzehntelang die Berechtigung von Elzers Attentat nicht zugeben und hat zur Selbstentlastung die acht «unschuldigen Opfer» instrumentalisiert. Keinen Gedanken verschwendete man an Hitlers Millionen Morde in den Lagern und an die «Euthanasie»-Opfer, den 50 Millionen Opfern des Zweiten Weltkriegs galt wenig Aufmerksamkeit, erst recht nicht in Hinsicht auf eine eigene Verantwortung. Viel lieber galt das Mitgefühl den acht Toten vom Bürgerbräukeller.

Ein Blick in den *Völkischen Beobachter* hätte diese verräterischen Gefühle kleiner gehalten. Ausser bei der Aushilfskellnerin Maria Henle (geb. 1909) handelte es sich bei den Getöteten um Mitglieder von NSDAP und / oder SA, «alte Kämpfer», die allein an Hitlers Veteranenfeier teilnehmen durften. In den Todesanzeigen zeigten sich Partei und Angehörige stolz auf diese Träger des «Blutordens». Viele hatten zum Freikorps Epp (Franz Ritter von Epp, 1868-1946) und zum Stosstrupp Adolf Hitler gehört, die 1923 in München die Republik zerstören und eine Diktatur errichten wollten, unter sofortigen Morden an Juden und Demokraten.

Stellvertretend mögen die Todesanzeigen für den 50 Jahre alten Michael Wilhelm Weber gelten. Er sei, wie seine Witwe voller Stolz schrieb, «für seinen geliebten Führer, für sein freies Deutschland» gestorben. Weber war Inhaber der Grossparfümerie «Bavaria», Parteigenosse, Träger des Blutordens, Träger des Eisernen Kreuzes II (EK II) und des Bayerischen Militär-Verdienst-Kreuzes, Freikorpskämpfer, Anhänger Hitlers seit 1920, Hauptsturmführer des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps (NSKK), einer paramilitärischen Parteiorganisation, und stellvertretender Führer der NSKK-Motorstandarte 86.

Drei der Toten kamen in der Nähe von Hitlers Pult um, Mitglieder des Reichsautozugs, SA-Hauptsturmführer bzw. Truppführer. Sie befanden sich im Dienst für Hitler. Nach der damaligen Wertordnung waren Tote im Dienste der Partei nicht zu bedauern, für alle Ewigkeit wurden sie ehrenvoll in die Reihe der Parteihelden aufgenommen. Ihr Tod galt als ruhmreicher Beitrag zum Sieg der «Bewegung». Wie Hitlers Anhänger später beim Staatsakt vom 11. Novem-

ber 1939 von Hess zu hören bekamen, galt das Unglück des Einzelnen nichts, wenn nur der Führer lebte. In der Ideologie der Partei hatten sie sich für Hitler «geopfert» und marschierten drüben in Walhalla weiter für Deutschland. Mitleid war nicht erwünscht, wir sollten es ihnen auch nicht postum aufdrängen. Die Gleichgültigkeit gegenüber dem individuellen Leben durchzog die ganze Propaganda, so auch im «Panzerlied», das im Jahr 2009 kurz in einem Liederbuch der CDU Baden-Württembergs Auferstehung feierte. Autor war der Oberstleutnant Kurt Wiehle. In einer beim Nachdruck weggelassenen Strophe hiess es einst:

«Was gilt denn unser Leben für unsres Reiches Wehr?
Für Deutschland zu sterben, ist unsre höchste Ehr'.»

Elsers Befreiungsschlag gegen die NS-Führung hatten zum Erfolg nur 13 Minuten gefehlt. Wen Elser damals getroffen hätte, zeigt ein Foto vom 8. November 1939 während Hitlers Rede, das erst am 22. November im *Völkischen Beobachter* und in den meisten deutschen Zeitungen erschien. Die Bildunterschrift nennt die erkennbaren Personen, alles Männer: «Vom, am ersten Tisch: Alfred Rosenberg, Max Amann, Dr. Ley, Dr. Goebbels, Karl Fischler, Konstantin Hierl, Dr. Frick; am zweiten Tisch: Julius Schaub, Martin Bormann, dahinter Wilhelm Brückner, Heinrich Himmler, Ulrich Graf, Christian Weber, dahinter Heinrich Hoffmann, Oberst Schmudt, Karl Wolff.»

Der Schlag hätte die Nazis auf Monate gelähmt: der oberste Einpeitscher begraben, die Partei in ihrer morderprobten Führung geschwächt, die Militärs mit Oberwasser gegen eine endlos ausufernde, unkalkulierbare Kriegspolitik, SS und SD ohne Heinrich Himmler (1900-1945) und Reinhard Heydrich (1904-1942), die Kanzlei ohne Martin Bormann (1900-1945), das Propagandaministerium kleinlaut, die Partei durch Nachfolgekämpfe gelähmt. Die in der Vorbereitung befindliche Euthanasie-Mordaktion hätte ohne Hitler kaum stattfinden können, ohne den grenzenlosen Krieg nach

Osten hätte es wohl auch keine Shoa gegeben.

Man mag einwenden, das wäre alles bloss müssige Spekulation – aber solche Gedanken schaffen auch Befreiung von der ausgeweglosen Gewalt der faktischen Abläufe – und sie nähren unseren Respekt vor einem Holzarbeiter, von dem man lange nichts hielt.

12 DER SCHUTTBERG WIRD UNTERSUCHT

Um 21.31 Uhr fuhr Hitlers Sonderzug nach Berlin ab. Die Stimmung im Salonwagen war aufgekratzt bis übermütig. Thema wie immer nach solchen Veranstaltungen: die ruhmreiche Vergangenheit der Partei vor 1933, die «Kampfzeit». Und nun zusätzlich der «Blitzkrieg» gegen Polen, das zweite Land im Osten in wenigen Wochen niedergeworfen, nach der Tschechoslowakei. Mit Österreich hatte Hitler sogar schon drei Länder an sich gerissen. Die Schweizer Grenzer warfen ab 1941 den nazistischen Grenzern ein treffendes Schimpfwort an den Kopf: «Ländli-Stehler».

Hitler hatte immer recht gehabt, er konnte sich der absoluten Zustimmung seines Volkes sicher sein. Was machte da schon das bisschen Unwillen im Militär? Die führenden Militärs im Generalstab hatten immer nur Bedenken gehabt, nie wollten sie etwas riskieren, aber er hatte sich immer durchgesetzt – und gesiegt. Nun sollte es bald gegen England gehen, vorher allerdings musste in einem weiteren Blitzkrieg Frankreich überrannt werden.

Die Stimmung in Hitlers Salonwagen war siegesbesoffen. Hitler trank wie immer Mineralwasser, aber mancher in seinem Gefolge erwischte zu viel Alkohol. Der Zug würde ja erst um 10.20 Uhr in Berlin ankommen, am Anhalter Bahnhof, genug Zeit, um den Kater auszuschlafen. Unterwegs versuchten zwei Stationsvorsteher, einer in Augsburg, den Zug anzuhalten und Hitler vom Attentat zu be-

nachrichtigen. Vergeblich, der Lokführer überfuhr auf strengsten Befehl die roten Handsignale der Bahnhofsvorsteher, um den knappen Sonderfahrplan einhalten zu können.

Erst in Nürnberg war um ein Uhr nachts ein Zwischenhalt vorgesehen. Goebbels ging hinaus und gab Fernschreiben auf, kreidebleich kehrte er mit einem Telegramm zurück. Hitler hielt die Nachricht vom Einsturz des Bürgerbräukellers für einen makabren Scherz, so etwas war Goebbels zuzutrauen, der hatte ein freches Mundwerk. Über das Risiko eines Anschlags wurde im innersten Kreis oft gesprochen. Dennoch gab Hitler immer wieder seinem Bedürfnis nach einem Bad in der Menge nach. Goebbels' blasse Gesichtsfarbe und sein Ernst sprachen gegen einen Schabernack. Hitler versuchte eine andere Erklärung: Es sei nur eine Falschmeldung – er sprach von «Mystifikation», also Farce, Betrug. Dagegen hatte sich der Propagandaminister bereits abgesichert durch Rückfragen in Berlin.

Also doch: An der heiligen Stätte für die Selbstverherrlichung der Partei hatte es jemand auf Hitlers Leben abgesehen. Aber die Stimmung im Zug war zu fidel, der Sieg zu nah, so dass Hitler in einer Art reagierte, die tiefen Einblick in seine Mentalität erlaubt. Sein spontaner Kommentar: «Glück muss der Mensch haben.» Er offenbarte sich als Spieler. Bisher war er noch immer damit durchgekommen. Nun wollte er selbst die Nachricht überprüfen, verliess den Zug, ging ans Telefon und sprach mit der Einsatzleitung im Münchner Bürgerbräukeller, mit Gauleiter Adolf Wagner (1890-1944) und dem Münchner Polizeipräsidenten Friedrich Karl Freiherr von Eberstein (1894-1979).

Als er zurückkam, war er wie verwandelt, so die Beobachtung seiner Sekretärin, die einen guten Schuss Ideologie dazugab. Wer in diese Umgebung eingeschlossen lebte, konnte kaum mehr Realität und Mythos unterscheiden. Das Gesicht Hitlers, so empfand es diese Begleiterin, nahm «einen entschlossenen und harten Zug» an. «In seinem Blick loderte die mystische Flamme, die ich so häufig bei ihm in den Augenblicken grosser Entscheidungen bemerkt hatte.»

Blitzschnell kehrte Hitler das Attentat um in einen weiteren, noch grösseren Sieg. Er bemühte die «Vorsehung», ein Trick, der bei seiner glaubenswütigen, auf Irrationalität getrimmten Gefolgschaft immer gut ankam. Während die anderen rätselten, was das Ganze solle, rief Hitler beim Betreten des Salonwagens: «Jetzt bin ich völlig ruhig! Dass ich den Bürgerbräu[keller] früher als sonst verlassen habe, ist mir eine Bestätigung, dass die Vorsehung mich mein Ziel erreichen lassen will.»

Seine nächsten Überlegungen galten den Hintermännern. Hitler steckte von seiner Münchner Rede her noch so voll mit Hass gegen England, dass er sofort auf den britischen Secret Intelligence Service (SIS) tippte. An den nächsten Bahnstationen, wo neue Nachrichten aus München warteten, wurden die ersten Befehle ausgegeben. Die ganze Nacht ging es im Zug so hektisch weiter, dass Goebbels bis Berlin nur eine einzige Stunde Schlaf fand. Himmler hatte noch in der Nacht Ermittlungen eingeleitet. Für die kriminalistischen Untersuchungen forderte Hitler die besten Fachleute an und beauftragte Arthur Nebe mit der Untersuchung, den Reichskriminaldirektor und Chef des Amtes V des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) in Berlin. Sachlichkeit, Propaganda, Wahnsinn und Mythos konnten bei Hitler ohne Weiteres eine enge Verbindung eingehen.

Hitlers Einfall, den britischen Geheimdienst verantwortlich zu machen, übermittelte Goebbels noch in der Nacht über Fernschreiber nach Berlin. Am nächsten Tag, dem 9. November, hatten die Pressemeldungen der NS-Agentur «Deutsches Nachrichten Büro» (DNB) bereits ihre Linie gefunden. Erst am 21. November schrieb Hitler der Presse einen weiteren Erklärungsstrang vor: Organisator des Münchner Attentats sei Otto Strasser (1897-1974) gewesen, damals Emigrant in der Schweiz, ein oppositioneller Nationalsozialist und Gegner Hitlers seit 1930; der Bruder Gregor Strasser (1892-1934) war im Zusammenhang des Röhm-Blutbades gegen die SA 1934 ermordet worden. Otto Strasser wurde schon länger mit Anschlügen und einer störenden Gegenpropaganda in Verbindung gebracht.

Otto Strasser hatte als linker Nationalsozialist früher und mehr

Widerstand geleistet als viele späteren Widerstandskämpfer. Er verband bereits in der Revolutionszeit nach dem Ersten Weltkrieg Elemente der Linken mit denen der Rechten, verknüpfte das Kommando über eine Rote Hundertschaft im Kampf gegen den Kapp-Putsch (1920) mit völkischen Theorien von Moeller van den Bruck (1876-1925). Mit seinem Bruder Georg und mit Goebbels baute er ab 1925 in der NSDAP einen linken, sozialrevolutionären Flügel auf, zugleich antisemitisch wie antimarxistisch. Nach seinem Austritt aus der Partei gründete Otto Strasser die Gruppe «Schwarze Front» mit einer gleichnamigen Zeitschrift als «Kampfgemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten». Die Abspaltung kam nie über eine Splittergruppe hinaus. 1933 musste Strasser emigrieren. In Verbindung mit der «Schwarzen Front» betrieb der emigrierte Stuttgarter Rundfunkingenieur Rudolf Formis (1894-1935) in Slapy südlich von Prag einen erfolgreichen antinazistischen Emigrantensender. Heydrich schickte die Sicherheitsdienst-Killer Alfred Naujocks (1911-1966) und Werner Göttisch dorthin, die 1935 Formis während einer Funksendung ermorden konnten. Während Formis zuhause vergessen ist, verehren tschechische Funkamateure ihn heute als Helden.

Von Prag aus bemühte sich 1936 Strassers Organisationsleiter Friedrich Beer-Grunow darum, dass ein ehemaliges Mitglied des Jugendbundes dj. 1.11. – Helmut Hirsch (1916-1937) – auf dem Nürnberger Parteitag eine Bombe hochgehen lassen sollte. Doch bevor Hirsch den Sprengstoff bekam, wurde er am 21. Dezember 1936 in Stuttgart verhaftet und am 4. Juni 1937 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Hirsch gab an, sein Anschlag sollte nicht Personen treffen, auch nicht Hitler, aber von da an war die Strasser-Gruppe bei Hitler als attentatsfähig notiert. Die späteren militärischen Widerstandskämpfer hielten damals noch lammfromm zu Hitler.

Zurück zur Spurensicherung nach München. Um Mitternacht hatten zwei Sprengstoffexperten ihre Untersuchungen im Saal aufgenommen, beaufsichtigt von Dr. Albrecht Böhme, dem Chef der Kripoleitstelle München. Der in Fällen von Attentaten und Sabotage zuständige Münchner Gestapochef war abwesend und wurde später

ausgebootet. Böhme liess Kripoleute erkennungsdienstliche Arbeiten durchführen: Sicherung von Spuren, vor allem von Splittern aller Art, unter Scheinwerferlicht wurden im Saal Fotos angefertigt, die freilich am nächsten Tag bei vollem Licht wiederholt werden mussten. Schon bei der Bergung der verschütteten Toten und Verletzten hatte die Feuerwehr verdächtige Messingteile gefunden. Das brachte Böhme auf die Idee, am nächsten Morgen den ganzen Schuttberg sorgfältig durchsieben zu lassen. In der Rundfunkreportage am nächsten Morgen konnten die Zuhörer im Hintergrund die Schaufelgeräusche hören. Der Saal war eine Baustelle geworden.

Eine erste Vermutung nach dem Hintergrund des Anschlags kam aus den Kreisen der «Alten Kämpfer», die sich gegen den Vorwurf verteidigen mussten, beim Saal- und Personenschutz versagt zu haben. Sie behaupteten, die Explosion liege ausserhalb ihrer Verantwortung, sie habe ja erst stattgefunden, als sie die Sicherheitssperre um den Saal aufgehoben hatten. Diese Ausrede sah dürrtig aus. Als Fachleute Reste des Zeitzünders fanden, fiel die Idee in sich zusammen. Für einige Tage half man sich mit der Vermutung, die Explosion habe in einem leeren Raum oberhalb der Galerie oder im Dachgebälk des Saales stattgefunden. Dies geisterte als Nachricht durch die In- und Auslandspresse.

Die Sprengexperten waren sich dagegen schon am 9. November gegen 4 Uhr morgens ihrer Sache sicher und kamen in ihrem Gutachten zu einem Ergebnis, das weitgehend den Beobachtungen entsprach, die der Augenzeuge Frank im Rundfunk wiedergab: «Schon auf Grund dieser ersten Feststellungen wurde angenommen, dass hier an der Säule und zwar auf der Galerie die Sprengstelle sich befinden müsse.»

Die Beurteilung der Sprengstoffmenge im Gutachten der Experten liest sich wie ein Kompliment für Elsers technische Qualität. Auch hier fehlt jegliche ideologische Wertung, es herrscht eine sachliche Sprache. Techniker sind am Werk, die einen Kollegen beurteilen. Sie rechneten: Wäre die Sprengladung frei angebracht worden, so wären 50 kg nötig gewesen. Für den Attentäter war es sicher un-

möglich, so viel Sprengstoff in den Saal zu schmuggeln und unauffällig unterzubringen. Dieser Einwand brachte die Experten auf die richtige Fährte: «Es war deshalb wahrscheinlich, dass eine in die Säule eingebaute Ladung, die dann unter Berechnung nach der üblichen Formel nur etwa 8-10 kg betragen hätte, zur Verwendung kam.» Der dafür notwendige Einbau liess darauf schliessen, dass «der Anschlag schon von langer Hand vorbereitet worden ist». Der Attentäter hatte die Wirkung enorm gesteigert, indem er den Explosivstoff nicht frei auslegte, sondern in einen Pfeiler einbaute – in der Fachsprache «verdämmte» – und gerade in den tragenden, auf dem die Saaldecke und das Dach ruhten.

Die Fachleute zeigten fast hellseherische Fähigkeiten: «Dadurch dass die Galerie sowohl nach der Saalseite wie nach der Aussenwand zu mit einer Holzverschalung versehen war, war es dem Täter ohne besondere Schwierigkeit möglich, durch Abheben der Verschalung und wieder Anbringung nach der Herstellung der Minenkammer wiederholt zu arbeiten, ohne aufzufallen. Immerhin musste er mit den örtlichen Verhältnissen und Gepflogenheiten des Hauses vertraut sein. Sobald die Minenkammer geladen war, war nur noch die Zeitzündung anzubringen und auszulösen.»

Des Weiteren nahmen die Experten einen Zeitzünder an, im Fachausdruck eine «Höllmaschine». Dazu passten «Spiralfedern, Zahnräder und sonstige Metallstücke», die man «auf dem noch erhalten gebliebenen Boden der Galerie gefunden» hatte. «Aus diesem Fundort war zu schliessen, dass auch die Sprengstelle sich in Höhe des Galeriebodens befand.» Die Sprengladung habe sich hinter der Verschalung befunden, «etwa in der Mitte des Pfeilers». Nur in einem irrten die Experten gründlich: Es habe sich um «einen aussergewöhnlich brisanten Sprengstoff [ge]handelt, der den sonst gebräuchlichen gewerblichen Sprengstoffen weit überlegen ist». Den Sprengstoff Donarit hätten sie kennen müssen.

Der Münchner Polizeipräsident von Eberstein urteilte in seinem ersten Bericht vom 9. November 1939 enthusiastisch, «dass es sich durchaus nicht um eine primitiv hergestellte Apparatur gehandelt

hat, sondern dass fachmännisch hervorragende Arbeit geleistet worden ist». Er ahnte nichts von einem Amateur. Seiner grotesken Begeisterung – eigentlich ein Dienstvergehen – versetzte er pflichtschuldig einen Dämpfer: Als Täter vermutete er eine «zunächst noch unbekannte Terrorgruppe». Weitere Aufschlüsse erwartete der Polizeipräsident von Vernehmungen des Bürgerbräupersonals, der im Saal untergebrachten Sanitätsabteilung und aller Firmen, die «bei Bauarbeiten, Renovierungen und Ausschmückungen des Bürgerbräukellers» zu tun hatten und in den Besitz von Bauplänen des Saales gelangt sein könnten. Zu ihnen musste der Täter gehören.

Als Dr. Böhme am Morgen des 9. Novembers den Schuttberg durchsieben liess, bot ihm die Münchner Uhrmacherinnung ihre Hilfe an und schickte 40 Lehrlinge der Uhrmacherfachschule. Die Männer der Feuerwehr und des Reichsarbeitsdienstes schaufelten vorsichtig den Schutt um und sicherten die Stelle gegen Einsturzgefahr. Mitten im Staubwirbel, der Sicht und Atem erschwerte, durchsuchten die Uhrmacherlehrlinge mit geschulten, flinken Augen und geschickten Fingern den durchgesiebten Schutt. Kommissare übertrugen die Fundorte aller Metall- und sonstigen Teile auf einen Grundriss des Saales, so dass bald erkennbar wurde, woher die Explosion mit welcher Wucht gekommen war. Insgesamt fanden die Lehrlinge über 300 Messing- und andere Metallteile. Dabei kamen auch Reste von Isoliermaterial mit einem Firmenaufdruck zum Vorschein, eine wichtige Spur zum Verkäufer des Materials und über ihn zum Käufer, der Schwäbisch gesprochen hatte.

Von Anfang an lagen sich bei der Untersuchung verschiedene Behörden in den Haaren, das war typisch für den NS-Regierungsstil. Hitler versprach sich von der Konkurrenz verschiedener Ämter eine Sicherung seiner absoluten Stellung. So erschienen nachts um 2.30 Uhr unaufgefordert am Tatort der Generalstaatsanwalt und der Oberstaatsanwalt, die die gerichtlichen Ermittlungen einleiten wollten. Die Gestapo liess sie gewähren, bis am 15. November, wohl nach einer Audienz Himmlers bei Hitler, eine kategorische Entscheidung

fiel, wie der Abwehroffizier Helmuth Groscurth (1898-1943) in seinem Diensttagebuch notierte: «Heydrich hat dem Oberreichsanwalt Lautz [Ernst Lautz, 1887-1979] erklärt, eine Beteiligung der Justiz bei Aufklärung des Attentats käme nicht in Frage. Ebenso hat Reichskriminaldirektor Nebe auf höhere Weisung die Einschaltung des Generalstaatsanwalts in München abgelehnt.» Ein hoher SS-Offizier begründete die Ausschaltung der Justiz damit, «es sei jetzt Kriegszeit, da solle man doch alle Verbrechen usw. gleich an die Gestapo abgeben».

Zu einem politischen Zusammenstoß kam es im Bürgerbräukeller wegen der Spurensicherung. Als Polizeipräsident Eberstein, ein SS-General, morgens den ersten Bericht Böhmes las, tippte er verächtlich gegen seine Stirn und fuhr den Kripochef an: «Sie wollen aus dem Schutt ein politisches Verbrechen erkennen?!» Ihm wäre es lieber gewesen, am Tatort alles gleich wegräumen zu lassen. Böhme erklärte, das wäre «ein unverzeihlicher Unterlassungsfehler». Als Böhme fragte, was stattdessen zu tun sei, schwieg der Polizeipräsident, der kein gelernter Kriminalist war. Das Umschaukeln ging weiter. Morgens kamen «Alte Kämpfer» vorbei, die sich in die Ermittlungen einschalten wollten, aber «wegen drohender Einsturzgefahr» aus dem Trümmersaal verwiesen werden konnten.

Am 9. November traf Arthur Nebe um 11 Uhr mit dem Flugzeug von Berlin in München-Riem ein, in seinem Gefolge sechs Kripobeamte. Nebe war sicher nicht bei der Feier in München gewesen, denn Hitlers Zug kam ja erst gegen 10.20 Uhr in Berlin an. Himmler, Chef der SS und der Polizei, hatte schon nachts auf Befehl Hitlers die Bildung einer «Sonderkommission Bürgerbräukeller» angeordnet: eine «Tatortkommission» unter dem Abteilungsleiter Hans Lobbes aus dem Reichskriminalpolizeiamt und eine «Täterkommission», für die man nach anderthalb Tagen ergebnisloser Vernehmungen am Abend des 10. November einen früheren Fachmann der Münchner Politischen Polizei aus Wien herbeiholte: Franz-Josef Huber (geb. 1902), den Leiter der Gestapozentrale Wien. Hier kam eine alte bayerische Seilschaft zum Zug, die den «Preussen» in Berlin nie so recht schmeckte. Huber war ein guter Bekannter des ge-

fürchteten Heinrich Müller (1900-1945), seit 1937 Chef der Gestapo in Berlin. Sitz dieser Sonderkommission wurde die Münchner Gestapozentrale im Wittelsbacher Palais, Ecke Brienner- und Türkenstrasse. Den dritten Ermittlungsbereich, die Spurensicherung, leitete Nebe selbst.

Noch in der Nacht hatte eine Verhaftungswelle eingesetzt, die wochenlang anhielt. Die Gesamtzahl der Inhaftierten ist nicht mehr ermittelbar, es könnten über 1'000 gewesen sein. In der Nacht gab es allein an den Grenzübergängen 120 Verhaftungen. Kommunisten, die nicht gerade hinter Gittern oder in einem KZ verschwunden waren, wurden wieder einmal festgenommen. In Breslau verhaftete die Gestapo 100 Juden. Wer sich in München aus Neugier am Tatort herumtrieb, sah sich schlagartig ins Wittelsbacher Palais zum Verhör verschleppt. Wer in den nächsten Wochen irgendwo etwas «Falsches» über das Attentat sagte, fiel in die Hände der Geheimen. Denunziationen blühten so üppig, dass die Gestapo bald überfordert war. Miteinander Verfeindete suchten alte Rechnungen zu begleichen. Die fleissigsten und billigsten Gestapoleute waren die Nachbarn, Betriebskollegen, Streithansel und Schwatzbasen. Die denunzierten Namen wurden zuerst in Berlin vom Reichssicherheitshauptamt geprüft, wo schon lange eine zentrale Kartei für Verdächtige existierte. Das hielt wochenlang an. Die Stapoleitstelle Berlin gab allein am 18. November 17 Hinweise weiter. Bei so viel Hysterie und Wahn konnte in München die Komik nicht fehlen. Am 9. November hatten morgens Zecher das populärste Münchner Lied gesungen: «In München steht ein Hofbräuhaus». Die Gestapo hörte «Bürgerbräukeller» und schritt zur Verhaftung.

Auf Befehl Himmlers verhaftete und verhörte man darüber hinaus die rund 50 Beschäftigten des Bürgerbräus. Die Kellnerin Maria Strobl entging der Festnahme nur wegen ihrer Verletzungen. Gestapoleute kamen ständig zu ihr nach Hause, brachten eine Schreibmaschine mit, fragten sie tagelang immer dasselbe und schleppten sie trotz ihres Widerspruchs fünf- bis sechsmal zu Verhören ins Wittels-

bacher Palais. Viele der Beschäftigten, voran der Pächter der Gaststätte, blieben drei Monate in Haft.

Reichskripochef Nebe, der in Berlin vage Verbindungen zur Militäropposition unterhielt, befürchtete anfangs, oppositionelle Heisssporne aus dem Generalstab könnten selbständig gehandelt haben. Der Zeitpunkt des Attentats schien darauf hinzudeuten, denn für den Fall des Kriegs gegen Frankreich waren von einer oppositionellen Strömung im Generalstab Attentatspläne gehandelt worden, wieder einmal. Doch der Generalstabschef des Heeres Franz Halder (1884-1972) überlegte und erwog und schwankte und schob die Tat lieber dem Abwehrchef Canaris zu, der wiederum «patriotisch» empfand und entsetzt ablehnte.

Groscurth schrieb angewidert in sein Privattagebuch: «Diese unentschlossenen Führer ekeln einen an.» Am 1. November erklärte Hans Oster (1887-1945), Generalmajor in der Abwehr, einer der tatkräftigsten militärischen Widerstandskämpfer, dem Diplomaten Erich Kordt (1903-1969): «Wir haben niemanden, der die Bombe wirft, um unsere Generale von ihren Skrupeln zu befreien.»

Die Unruhe Nebes steigerte sich, als er am Morgen des 9. Novembers im Rundfunk hörte, beim Attentat sei britischer Sprengstoff verwendet worden. Diese Version ging in die Wochenschau der UFA ein. Die deutsche Militäropposition favorisierte englisches Sprengmaterial, weil es explosiver und leichter formbar war – freilich kamen die hohen Herren, die diesen Sprengstoff auf dem Dienstweg besorgen konnten, über Gespräche nicht hinaus.

Als Nebe gegen Mittag das Sprenggutachten las, atmete er auf. Nun war es unmöglich, dass die rivalisierende Gestapo das Attentat manipulieren und der Abwehr unterjubeln konnte. Von nun an hatte Nebe allerdings auch kein Interesse mehr, den Attentäter zu schonen. Er brauchte bis 1944, um zu erkennen, dass eigentlich nur der Attentäter vom Bürgerbräukeller das notwendige Format gehabt hatte, Hitler aus der Welt zu schaffen. Und zwar früh, nicht erst kurz vor dem unausweichlichen Kriegsende.

13 DAS ECHO AUF DEN ANSCHLAG

Joseph Goebbels zeigte sich vom Attentat unbeeindruckt, Hektik und Nervenkitzel waren ihm stets willkommen. In sein Tagebuch trug er kaltschnäuzig ein: «Wäre die Kundgebung wie alle Jahre vorher programmgemäss durchgeführt worden, dann lebten wir alle nicht mehr.» Dann warf er sich das Gewand eines braunen Geistlichen um: «Er [Hitler] steht doch unter dem Schutz des Allmächtigen. Er wird erst sterben, wenn seine Mission erfüllt ist.» Zum 10. November notierte Goebbels vergnügt: «Die Stimmung im Lande ist ausgezeichnet.» Nebenher redigierte er bereits das Drehbuch zum «Jud Süß»-Film von Veit Harlan.

Ein anderer mythos-fähiger Bewunderer Hitlers, General Erwin Rommel (1891-1944), schrieb am 15. November 1939: «Der Führer ist sehr entschlossen. Das Münchner Attentat hat ihn in seinem Willen bestärkt». Es ist eine Freude, dies miterleben zu können.»

Keine solche Freude empfand der Parteiphilosoph Alfred Rosenberg (1893-1946), schon lange isoliert, aber in München hatte er zu Füßen des Führers und der tickenden Bombe gesessen. In sein Tagebuch trug er am 11. November 1939 ein: «Noch stehen wir alle unter dem Eindruck des Attentats in München.» Am Tag zuvor hatte er bei Hitler zu Mittag gegessen, was selten genug passierte. Hätte Hitler die Rede am 8. November nicht früher als üblich beendet, «so wären wir eben alle unter den Trümmern begraben worden», meinte Rosenberg. Ein «merkwürdiges Gefühl» beschlich ihn, die Erinnerung an den fehlgeschlagenen Putsch von 1923: «[...] vor 16 Jahren ging ich mit der Pistole in der Hand mit Adolf Hitler zu diesem gleichen Podium, wo uns jetzt der Tod zudedacht war. [...] Wir hatten 14 Jahre mit unserem Kopf gespielt, jetzt sind die gleichen Gegner, offenbar vom Ausland her, am Werk, um uns aus der Welt zu schaf-

fen.» Dann wandten sich seine Gedanken der eigenen Umgebung zu, ihm fiel die ungeschützte Lage seiner Villa auf: «Sehe ich mein Haus an, so ist es eine Kleinigkeit, in der Nacht mir in der menschenleeren Gegend eine Bombe mitten ins Schlafzimmer zu werfen.»

Goebbels war hingegen Berufsoptimist, immer mittendrin in den Medienmanipulationen, er lenkte die öffentliche Meinung in den Zeitungen, im Rundfunk, auch in der Filmwirtschaft. Der *Berliner Lokalanzeiger* titelte am 10. November grossspurig: «Ganz Deutschland hallt wider von dem fluchwürdigen Verbrechen.» Wie man sich das vorstellen soll, sagte der nächste Titel: «Die gesittete Welt in heller Empörung». Bei der Überschrift zum dritten Artikel erreicht die papierene Dramatik ihren Höhepunkt: «Eine Welle fanatischer Empörung geht über das Reich.» «Fanatisch» gehörte zu den Lieblingsworten Hitlers und folglich des braunen Journalismus.

Mit einem Netz ehrenamtlicher Mitarbeiter, zumeist SS-Leuten, registrierte der Sicherheitsdienst die wirkliche politische Stimmung im Volk, deshalb war dieser Geheimdienst oft besser informiert und realistischer in seiner Einschätzung als die Parteiführung. Der Sicherheitsdienst-Bericht vom 23. Oktober 1939 leistete sich im Vorfeld des Münchner Attentats den kernigen Satz:

«Nach wie vor lässt sich für das ganze Reichsgebiet feststellen, dass sich das Vertrauen in die amtliche Nachrichtenübermittlung in Presse, Film und Rundfunk in einem erfreulichen Masse gefestigt hat und dass das Volk die gegenwärtige Form der Propagandaführung, vor allem gegenüber dem Ausland, begrüsst und innerlich mitmacht.» Zwei Tage später: «Das deutsche Volk ist davon überzeugt, dass der Kampf gegen England fortgesetzt werden muss.» Stimmen gegen den Krieg seien kaum mehr festzustellen. Das war nicht weiter verwunderlich. Für Friedensäusserungen stand die Aussicht auf KZ, die Einweisung in ein Lager war schon längst eine populäre Drohung geworden. Seit 1934 fiel jede abweichende Meinung unter das Heimtückegesetz, seit Kriegsbeginn stand das Hören von Feindsendern unter Strafe.

Der Sicherheitsdienst-Bericht vom 11. November 1939 notierte eine Welle der Empörung. Zuerst misstrauten die Leute der Presse, die Gerüchteküche kam in Gang: Hitler sei schwer verletzt, «führende Männer der Partei und des Staates» seien getötet worden. Als nichts davon stimmte, stürzte sich die Erbitterung auf die «Engländer und Juden», die seien die Hintermänner. «In einigen Orten kam es zu Demonstrationen gegen Juden.»

Sofern das Regime wollte, liess sich der Antisemitismus gleich wieder bremsen, wie in diesem Fall. Ohne Weiteres hätte sich eine zweite Reichspogromnacht inszenieren lassen. Arbeiter forderten, in England «keinen Stein mehr auf dem anderen» zu lassen, Göring solle mit der Luftwaffe «London in Schutt und Asche legen lassen». Zukunftsträchtige Sätze, die bei den späteren Bombardierungen deutscher Städte zurückschlügen. Hitler hielt seine Rede im Bürgerbräukeller für so zukunftsweisend, dass er sie als reich illustrierte Broschüre in einer Auflage von drei Millionen verteilen liess.

Wie sehr das Attentat die Herzen bewegen konnte, lässt sich aus Privatäusserungen erschliessen, einer Art Parteikitsch. Ein Professor schrieb an Hitlers Chefadjutanten Wilhelm Brückner (1884-1954): «Unser ganzes Volk ist ergriffen in Dankbarkeit gegen die Vorsehung. Der Einzelne kann es dem Führer nicht ausdrücken. Ihnen aber, dem Hüter des Vorhofs zur Herzkammer des Führers, der ihm so viele Ströme aus dem Volke zuleitet, darf ich es sagen [...]: Es war für mich der glücklichste Augenblick in meinem langen Leben, als ich den Führer in Sicherheit wusste [...].»

Eine faschistisch-kitschige Dichterin, Erika Spann-Rheinisch, die Ehefrau des Austrofaschisten Othmar Spann (1878-1950), schrieb aus der Steiermark in einem fürchterlichen Parteischwulst – ein Beispiel für den weiblichen Enthusiasmus jener Zeit:

«Wieder haben Gottes Engel den Erwählten der Deutschen Seele behütet. Dank sei Gott und Ihnen, o Führer mein! Denn allen geschieht ja doch, was sie sind! Ihnen geschieht nach Ihrem Wesen, nach Ihrer Bestimmung: Ihr Wesen ist eins mit dem Deutschen

Geist; er hat Sie herausgeführt aus der Verborgenheit Ihrer Ahnengeschlechter und zu unserm Herzen und Haupte gemacht! Möge Ihr starker Stern ewig über Ihnen stehen bleiben! Mögen Freunde und Feinde sehen, dass Sie unbesieglich wie der Deutsche Geist, unverwundbarer als Siegfried sind!»

Wo solche Gefühle florieren, braucht auch der Geschäftssinn nicht zurückzustehen. Am 13. Dezember 1939 meldete der Sicherheitsdienst: «Seit dem Kriegsausbruch und besonders auch nach dem Münchner Attentat haben in vielen Orten Geschäftsinhaber Führerbilder in den Schaufenstern ausgestellt.» Dem Regime war die Werbung recht. In Kiel erlaubte sich eine Spirituosenhandlung einen ironischen Scherz: Das Hitler-Bild stand mitten unter Spirituosenflaschen und daneben der Spruch: «Wir kapitulieren nie!»

Es gab freilich auch widerborstige Strömungen. Aufschlussreich die Beobachtung des Sicherheitsdienstes, überall im Reich nähmen Fehlgeburten und Abtreibungen zu. Viele seit Kurzem schwangere Frauen hatten Angst vor der Zukunft, falls die Ernährer ihrer Kinder nicht aus dem Krieg zurückkommen sollten. Sie halfen sich – mit Abtreibung.

Himmler befahl in den Zeitungen, jede verdächtige Äusserung über das Attentat der Polizei zu melden. Ein unzulängliches Fahndungsmuster, denn der in Gerüchten schwelgende Volksmund liess sich damit nicht fassen. Die Gestapo rechnete nicht mit dem Einfallsreichtum der kleinen Leute, falls sie gestellt würden. Durch die Denunziationen bekam sie eine Menge Arbeit, die nur in wenigen klaren Fällen in Repression mündete, oft aber bloss Unmengen von Papier verursachte, das am Kriegsende von der Gestapo vernichtet wurde.

Der Sicherheitsdienst-Leitabschnitt Berlin bewies, wie wenig die NS-Propaganda von der guten Stimmung in Berlin zutraf. Er sammelte Äusserungen, «dass in der Zeit um den 9. November grosse Umwälzungen zu erwarten seien». In Wilmersdorf streute eine Frau aus, am 9. November werde Hermann Göring zum Führer ausgerufen. Die Verkäuferin eines Radiogeschäftes in Weissensee verpetzte einen Mann, der, als er ein Radio kaufen wollte, aber keines vorfand,

mit einem Ausspruch drohte, den er von einer Jüdin gehört haben wollte: «Wartet nur erst den 8./9. November ab!» Das Datum der Münchner Traditionsfeier schien eine magische Wirkung auszuüben.

Nach dem Attentat bedauerte ein Berliner Malermeister: «Schade, dass es missglückt ist!» Ein Metallarbeiter bezweifelte, dass der englische Geheimdienst das Attentat verübt habe, sein richtiges politisches Gespür bewies er mit der Bemerkung, «das Attentat sei vom Volke angestiftet worden und man solle nicht glauben, dass das Volk zu 100% hinter dem Führer stehe».

Viele Hitler-Gegner verspürten in Berlin Schadenfreude über den Anschlag. Manche gingen sogar davon aus, Hitler und andere würden bald erschossen werden. Ein Ladeninhaber, der laut Plakatausgang Juden nur von 12 bis 13 Uhr bediente, bekam am 11. November eine Drohung per Postkarte – ein Rügebrauch, Jahrhunderte alt:

«Wie kommen Sie Schweinehund dazu, den jüdischen Herrschaften nur ab 12 Uhr zu gestatten einzukaufen? Haben Sie ganz vergessen, dass Sie von dem 100%igen Kauf der jüdischen Kunden gelebt haben? Schleunigst das Schild ab oder die Scheiben fliegen genau wie gestern in München, wo den Lausenazis die Bombe geplatzt ist.»

Zu Händen von Kriminalkommissar Legath – womit wir einen weiteren Kripo-Mann aus den Elser-Untersuchungen kennen – stellte der Sicherheitsdienst-Bezirk für Amt IV Münchner Sonderkommission «Attentat München» eine Sammlung der markantesten antinazistischen Subkultur zusammen:

«Am 10.11. [1939] gegen 7 Uhr 30 wurden im Umkleideraum der Kellner im ‚Prälaten‘ am Alexanderplatz Flugblätter folgenden Inhalts gefunden: ‚Hoher Orden, goldene Tressen, hohle Köpfe, grosse Fressern usw. Die Rückseite trug den Text: ‚Bei der Fahne schwarz-rot-gold kam die Butter angerollt, bei der Hakenkreuzfahne, der stolzen, essen wir kahle Bolzen.‘

Am gleichen Tag wurde um 16 Uhr in dem Flur des Hauses Lautsitzer Str. 18 an der Haustür auf der Erde liegend eine gummierte Klebemarke in der Grösse der früheren Klebmarken Deutschland

erwache!' gefunden. Auf der Marke stand: Christen denkt an die Bergpredigt: Krieg dem Kriege !'

In der Nacht vom 10. zum 11.11. wurden im Bezirk des 6. Polizeireviere in der Waldstr. 54/59 insgesamt 6 abgebrochene Hakenkreuzfahnen gefunden.»

Eine in ihren kreativen Aktionen äusserst einfallsreiche Berliner Widerstandsgruppe führte die Tarnnamen «Onkel Emil», «Ringverein» oder «Clique». In ihr begegnen wir einer Sonderlinie der Attentats-Verarbeitung. Hier wirkten gewiefte linksliberale Journalisten mit. Ihr bleibendes Zeugnis fand die Gruppe in den Erinnerungen von Ruth Andreas-Friedrich. Die Autorin bezeugte, in welchem Gefängnis man damals lebte und was sich dennoch hinter den Mauern alles regte.

Als Hitler in Berlin am 27. September 1938, zum Ende der Sudetenkrise, die Kriegsbegeisterung seines Volkes testen und sich auf dem Balkon der Reichskanzlei feiern lassen will, schaut Ruth Andreas-Friedrich unten zu: Die Berliner stehen da «wie geprügelte Hunde», «nirgends hebt sich eine Hand», Hitler zieht sich «unbejubelt» zurück.

Wie eine Erlösung wirkt am 9. November 1939 die Nachricht vom Münchner Anschlag, ein Kollege empfängt Ruth in der Zeitung: «Mensch, wenn die [Höllmaschine] getroffen hätte, lägen wir alle betrunken unter dem Tisch!» Die Nazi-Zeitungen schäumen über den englischen Secret Service, zwei Redaktionskollegen vermuten einen zweiten «Reichstagsbrand», oder Himmler habe seine Macht beweisen wollen, Hitler wollte die «Vorsehung» veranschaulichen, leider sei kein Prominenter unter den Opfern. Ein heller Kopf wünscht sich: «Wäre das Ding bloss früher losgegangen!» und «Was nützen uns Höllmaschinen, wenn sie nicht rechtzeitig explodieren!» Er ist sich sicher: Der Secret Service stand nicht dahinter.

Das Tagebuch schweigt drei Wochen lang, erst am 4. Dezember kehrt Elser in die Notizen zurück, obwohl sein Name seit dem 22. November 1939 bekannt ist. Man traut der Polizei nicht. Dieser Elser sei gegriffen worden, als er mit dem «Plan des Bürgerbräukellers» in die Schweiz wollte. Ruth Andreas-Friedrich sieht die These von einem zweiten Marius van der Lubbe (1909-1934) bestätigt:

«Was nützt ihm dieser Plan in der Schweiz?» Ein befreundeter Reichsgerichtsrat glaubt, Elser sei vielleicht schon vor Jahren gestorben, von ihm gebe es nur noch das Foto im Verbrecheralbum. Das Volk sei durch die Fotografie beruhigt – und «Herr Elser [...] gerät allmählich in Vergessenheit». Bei aller Freude über dieses Tagebuch beweist dieser Nachsatz, dass am Original später Zusätze und Verbesserungen angebracht worden sind.

Die «Deutschland-Berichte» der Exil-SPD veranschaulichen das Chaos in den Köpfen der Deutschen nach dem Attentat: grosse Aufregung, wilde Gerüchte, Schadenfreude, Misstrauen gegen die NS-Presse, Übernahme englischer Retourkutschen und vor allem ängstliches Einziehen der Köpfe. Bei der Parteileitung gingen aus dem deutschen Untergrund fünf Berichte ein, die kein einheitliches Stimmungsbild erkennen lassen. Nach dem ersten Bericht modifizierte der Volksmund anfangs die Linie der Engländer: Die «Göringclique» habe das Attentat angestiftet, das Militär habe es durchgeführt. Am Ende schwenkten die Leute wieder auf die NS-Linie ein: England hat's getan. Der unerschöpfliche Gestapo-Mythos von der Verschwörung wirkte mit Macht: «Welche Kräfte stehen hinter diesem Attentat und welche Kräfte haben es fertiggebracht, Himmlers Gestapo zu täuschen bzw. ihr zu verheimlichen, dass die Sache losgehen würde?» Irgendwie müsse Hitler dahinterstehen.

In einem anderen Bericht wurde spekuliert, warum nach den anfänglich sehr widersprüchlichen Meinungen die NS-Propaganda sich so rasch durchsetzen konnte. Man kam auf eine scharfsinnige und realistische Antwort, erkannte die Ideologie vom Burgfrieden und die Ausreden gegen das Attentat – die noch heute leben: «Die Vorstellung von dem Boot, in dem alle sitzen, ist zu verbreitet, und die Glaubwürdigkeit in die schon einmal erteilten Versprechen der Kriegsgegner ist zu nachhaltig erschüttert, als dass der besagte ‚kleine Mann‘ ein Verlangen danach haben könnte, die Bombe hätte ihre Wirkung tun sollen. Andererseits sagt man sich: Ein solcher Anschlag kann doch nie alle ‚Führer‘ auf einmal treffen und schon deshalb ist er sinnlos. Er hätte im günstigsten Falle als Folge ledig-

lich eine innere Verwirrung, und der Nutzniesser wäre der Feind, der Krieg wäre verloren und das Elend wäre noch viel grösser als nach Versailles; alle Anstrengungen seit 1933 wären nutzlos gewesen.»

Das Fazit war niederschmetternd: «So kann man nur mit Staunen feststellen, ganz gleich wer die Bombe warf, den Erfolg ernten die Nazis.» Die englische Behauptung, das Attentat sei «ein zweiter Reichstagsbrand», also von den Nazis selbst angestiftet, ziehe nicht.

Fatalerweise wirkte diese Linie untergründig weiter. Als der Attentäter endlich Namen, Biografie und Beruf aufwies, bediente sich die Kampagne gegen Elzers Integrität gerade der alten Masche: der Attentäter als Handlanger der Nazis.

Der SPD-Bericht endete mit der Frage, was überhaupt die politische Lage noch ändern könne? Allein «die überzeugende militärische Niederlage des Reiches». Zynismus aus Einsicht in die eigene Hilflosigkeit. Dieser verheerenden Auffassung hingen auch Teile des militärischen und zivilen Widerstandes an. Vergessen, kaum erörtert wurde eine zukunftsbezogene Idee: Ein erfolgreicher Anschlag vom 8. November 1939 im Bürgerbräukeller hätte das Blutbad der nächsten Jahre verhindert.

Angesichts eines Heeres von Denunzianten hatten die vielen Gerüchte Verhaftungswellen zur Folge. Auch wenn jemand nur etwas weitererzählte, fiel er unter das Heimtückegesetz: ein Gummiparagraf. Bei der Nachprüfung entschieden die Einstellung der Polizei und das Geschick des Angezeigten, durch Geschwätzigkeit und Berufung auf andere Verwirrung zu stiften. Meister dieser volkstümlichen Selbstverteidigung gab es in Oberbayern. Manchmal entwickelte sich daraus eine Komödie, mit heimlichem Lachen auf Kosten der Ermittler.

Die Polizei führte in München und Umgebung in der Nacht nach dem Attentat Strassenkontrollen durch, um die Attentäter zu schnappen. Die Gendarmerie Unterhaching hielt am 9. November morgens um 5 Uhr ein Taxi an. Bei der Kontrolle der Papiere lallte der Fahrgast sternhagelvoll: «Ich habe den Führer nicht erschossen wollen.» Nur weil er sich aus weisen konnte und Doktor, Reserveoffizier und

Blutordensträger war, durfte er heimfahren. Er ging straflos aus.

Der nächste Fall brachte eine Abrechnung. Einer Arbeiterin in Ottobrunn fiel eine alte Geschichte ein: 1936 habe ein Mechaniker aus Ottobrunn bei einer Hitlerrede gesagt: «Wenn man jetzt hergehen würde und sich unter die Leute drängen, dann könnte man ihm [Hitler] leicht ‚eine‘ hinauflassen.» Einem anderen Zeugen habe derselbe Mann, der übrigens an der Strasse wohne, auf der Hitler zum Obersalzberg zu fahren pflege, erklärt, «dass man sich leicht in den Wald legen und dann herauschiessen könnte, wenn er [Hitler] wieder durchfahre». Jemand anderes beobachtete denselben Mann bei der Beförderung eines «zerlegbaren Militärgewehrs». Also das musste der Attentäter sein. Der Landrat gab die Anzeige an den Oberstaatsanwalt weiter – der aber durfte nicht ermitteln.

Gleich nach dem Attentat hörte im Leichenschauhaus von Fürstenfeldbruck ein Hitlerfreund, wie eine 61 Jahre alte Tagelöhnerin angesichts eines ihr bekannten Toten sagte: «Die sollen froh sein, die gestorben sind, wir kriegen ja so nichts.» Dann stiess sie heraus: «Wenn er nur hin gewesen wäre.» Der Mann glaubte, sie meine Hitler, schrie sie an, sie gehöre nach Dachau, und zerrte sie auf die Polizeiwache. Die Beschuldigte rechtfertigte sich schlitzohrig: Sie habe den Ausspruch auf der Strasse von zwei Burschen gehört, die vor ihr hergingen. Sie wurde verwart und musste versprechen: «In Zukunft werde ich bestimmt mit niemand mehr etwas sprechen.» Es wird nicht viel geholfen haben.

Am vergnüglichsten ging's in Moorenweis bei Fürstenfeldbruck zu. Ein Parteigenosse, Postangestellter, hatte einen kühnen Spruch getan: «Do het's no a G'fahr ghabt, wenn er [der Hitler] hie gewesen war.» Übersetzung des Polizeipostens: «Da hätte es gar keinen Schaden gegeben, wenn er tot gewesen wär.» Darin sah die eher gemütliche Ortspolizei nur eine «ungeheuerliche Gemeinheit» und eine «schwere Verletzung der Führerehre». Doch dann erzählte es der Postler auch der NS-Frauenschaftsleiterin weiter. Als er deshalb nach München zur Gestapo bestellt wurde, wollte er es von zwei

Bäuerinnen gehört haben. Als diese vernommen wurden, wollten sie etwas ganz anderes gehört haben. Und so ging es lustig weiter. Der Ortsgendarm strich die Segel, er hatte endlich begriffen, dass er von den Frauen «verschickt» worden war. Ein Landesbrauch gegenüber nicht vertrauenswürdigen Neugierigen.

Auf viele Oppositionelle und Widerstandskämpfer wirkte das Attentat wie ein Fanal. Der Sicherheitsdienst-Bericht vom 10. November meldete, dass in Berlin «im Geschäft der Firma Photo-Hoffmann, Kochstr. 10, eine Schaufensterscheibe mit einem Stein zertrümmert wurde. In dem Fenster waren ausschliesslich Bilder des Führers aufgestellt.» Auch die Tschechen verbargen nicht ihre Genugtuung. «Bei der tschechischen Minderheit im Sudetengebiet war die Schadenfreude über das Münchner Attentat allgemein feststellbar.»

Die Sicherheitsdienst-Berichte vermochten über die zahlreichen zustimmenden Äusserungen zum Attentat nicht viel zu sagen, das war Sache der Gestapo. Es dürfte mehrere hundert Gestapo-Untersuchungen gegen Leute gegeben haben, die sich verdächtig oder gar zustimmend zum Münchner Anschlag geäussert hatten.

Einer der wenigen bisher publizierten Fälle ist der des Saarländers Wilhelm Jung, ehemals Mitglied der SPD, Gastwirt in Neunkirchen. Als er am 9. November 1939 in seiner Wirtschaft den Zeitungsbericht über das Attentat las, sagte er einer Hausnachbarin: «Wenn der Führer und seine engsten Mitarbeiter bei dem Attentat umgekommen wären, würde es heute schon ganz anders in Deutschland aussehen.» Und der Attentäter werde, selbst wenn er hier in der Wirtschaft sässe, von niemandem verraten werden. Jung war sich seiner Umgebung zu sicher. Seine Ansicht sprach sich herum, er wurde festgenommen, die Zeugin blieb trotz Bittens von Frau Jung bei ihrer «patriotischen» Aussage. Jung erhielt von einem Sondergericht zwei Jahre Haft, danach überstellte man den geschwächten 60-jährigen Mann, einen Kriegsinvaliden, ins KZ Sachsenhausen, später nach Auschwitz, wo er 1942 umkam.

Im Jahr 1942 kam in der Gestapo in Essen eine einstige Sympathiebezeugung für Elasers Anschlag zu Ohren. Davon erzählen Düs-

seldorfer Gestapoakten. Lina H., 1902 in Essen geboren, hatte nach Elser's Anschlag im Treppenhaus den Fehlschlag bedauert: «Das ist mal wieder eine Strohpuppe, die daherhalten muss, wer weiss, wer der Attentäter ist. Ach, vielleicht wäre es für uns ganz gut gewesen, wenn er nicht mehr wäre.»

Elsers Tat wirkte bis in die Konzentrationslager hinein. Einerseits schöpften politische Häftlinge daraus die Hoffnung, dass es doch einmal gelingen werde, Hitler zu beseitigen, andererseits gerieten SS-Wachmänner in eine solche Wut, dass sie sich an Häftlingen austobten. Was in Buchenwald passierte, beschrieb gleich nach dem Krieg der Häftling Klaus Barthel (1907-1974). Die Geschichte ist so widerlich, dass sie bisher nie Beachtung fand. Umso mehr muss sie hier nachgeholt werden, weil sie plastischer als Gestapo-Protokolle den Geist des Regimes und seiner Wächter zeigt.

Am Morgen des 9. Novembers war das Münchner Attentat durch das Radio bekannt geworden. Klaus Barthel: «Eine unheimliche Atmosphäre lag über dem Lager. Jeder erfahrene Konzentrationär [Häftling im KZ] rechnete damit, dass sich dieses Ereignis, wie alle vorhergehenden politischen Geschehnisse, irgendwie auf das Lager auswirken würde.» Zwei Wachleute gingen zur Strafkompagnie und liessen alle Juden vor dem Block antreten. Zehn wurden selektiert und zum Tor hinaufgeschickt. Weitere Selektionen gab es bei Block 16 und 17. Insgesamt 21 Opfer mussten am Tor zwei Stunden in der Kälte stehen und wurden dann zum Abmarsch befohlen. Dann hörte Barthel, der vom ersten Stockwerk eines Blocks aus den Abzug verfolgt hatte, Schüsse.

«47 [Schüsse] haben wir gezählt. [...] Sie waren in den Steinbruch geführt worden. Hatten vom oberen Rand aus den Befehl bekommen, einen grossen Stein aufzunehmen und nach der Rampe zu tragen. Als sie sich auf halbem Wege mit ihrer schweren Last der Rampe näherten, krachten auf einmal Schüsse. Sie liessen die Steine fallen und suchten Deckung im grossen Loch des Steinbruchs. Nichts half. Die Schüsse krachten von allen Seiten. Von rechts, von links, von hinten, von vorn, wohin sie auch sprangen, überall piffen

die Kugeln und wirbelten den Muschelkalk vor ihnen auf, bis einer der Schüsse sie zur Strecke brachte. Einige riefen den Schützen noch «Mörder», «Bluthunde» entgegen, und dann war alles ruhig. Verstreut lagen die 21 im Gelände des Steinbruchs. Das Blut floss aus ihren Körpern in kleinen Pfützen zusammen. Viele zeigten Kopfschüsse und waren entsetzlich entstellt. Manche waren schwer verletzt und lagen stöhnend mit verkrampften Gliedern auf der kalten Erde. Konnten sie noch hoffen?

Aus allen Ecken, Winkeln und Verstecks kamen die Mörder hervorgekrochen. [...] Sie kontrollierten ihre Opfer. Diejenigen, die nicht tödlich getroffen waren, erhielten aus nächster Nähe den Fangschuss! [...] Jede Leiche wurde formell seziiert und den Angehörigen als Todesursache mitgeteilt: ‚Auf der Flucht erschossen !‘ Alle übrigen Juden im Lager mussten sechs Tage zusammensitzen. Massenarrest!»

Einer der 21 Ermordeten hiess Herbert Adam, ein deutschnationaler Jude. Er war 1933 oder 1934 erpresst worden, zur Bespitzelung Otto Strassers nach Prag zu gehen, lief aber zu Strasser über. Nach einem Einbruch in Strassers Büro wurde er von der Prager Polizei verhaftet und 1935 fälschlicherweise mit dem Mord an Rudolf Formis belastet. 1936 kehrte er nach Deutschland zurück, die Gestapo wollte ihn im Auslandsnachrichtendienst einsetzen. Bald kam er wieder in Haft: über Dachau nach Buchenwald.

Die Mordaktion von Buchenwald war ein sadistisches Schlachtfest, das die Wut hemmungsloser Lustmörder über eine unverstandene, tiefe Verunsicherung offenbart: Irgendjemand hatte den Heiligen angegriffen, da musste ein Opfer zelebriert werden, passend zur blutrünstigen Religion.

Für das KZ Sachsenhausen bezeugte der ehemalige politische Häftling Rudolf Wunderlich, wie erregt die SS-Leute über das Attentat waren. Am 14. November wurde der Österreicher Dr. Karl Tuppy, einst Wiener Staatsanwalt, als Gefangener eingeliefert. Mit ihm hatten die Nazis eine Rechnung zu begleichen. Nach geltendem Recht hatte er einst die Anklage gegen die nationalsozialistischen Mörder des österreichischen Kanzlers Engelbert Dollfuss (1892-1934) erhoben. Als Tuppy im November 1939 verschleppt wurde

und die «Politische Abteilung», die Gestapozentrale innerhalb des KZ, betrat, wurde er in einer Schlägerorgie fast zu Tode geprügelt und nachher mit zerschmettertem Gesicht blutüberströmt ans Tor gestellt. Abends lag er tot im Krankenrevier.

Ein bisher unbekannter Fall aus Graz in der Steiermark zeigt, wie durch harmloses Weitergeben von Aussagen Unheil entstehen konnte. Als ich Anfang 2000 in Graz meine Elser-Biografie vorstellte, erzählte mir nachher eine Grazerin innerlich sehr bewegt vom Unglück zweier Grazer Frauen. Davon zeugt jetzt nur noch ein Brief, den ich damals sofort nach Graz schickte, mit der Hoffnung auf Kontakt – ohne Erfolg. Deshalb steht der Brief an Franz Kirnbauer hier ausführlich:

«Ich weiss nicht, ob Sie nach meiner Buch Vorstellung mitbekamen, wie eine Grazerin, geb. 4. Oktober 39, mir die tragische Verflechtung ihrer Mutter in Elsers Attentat schilderte. Nur so [viel] kurz: Die Zeitzeugin war gerade erst einen Monat auf der Welt, da ereignete sich Elsers Anschlag. Die Mutter hörte, wie eine andere Grazerin impulsiv sagte: Schad, dass der Hund nicht hin ist (oder so ungefähr). Die Mutter erzählte das nichts ahnend jemand anderem in Graz, unbedacht einem Nazi-Bonzen. Der denunzierte bei der Gestapo, die Mutter wurde daraufhin als Zeugin vorgeladen, kapierte natürlich gleich die Gefahr und erinnerte sich plötzlich an nichts mehr. Daraufhin wurde ihr von der Gestapo angedroht, man werde sie so lange hierbehalten, bis sie sich entsinne. Wegen ihres kleinen Kindes, ihres ersten, sah [sie] sich allmählich gezwungen zu unterschreiben. Die angezeigte Frau mit dem Antihitler-Spruch kam für 3,5 Jahre nach Dachau (oder ins Nebenlager Aichach, wo BMW sich billige Arbeitskräfte besorgte).

Nach Kriegsende kehrte die Geschichte wieder, unter Umkehrung von Siegerin und Besiegten. Eines Tages kam die Mutter, deren Tochter mir all das erzählte, mit blutig geschlagenem Gesicht nach Hause. Die ehemalige KZ-Gefangene hatte sie mit Hilfe anderer überfallen, mit Schirmen, Prügeln usw. traktiert. Die einstige Dachauerin erstattete Anzeige gegen die Denunziantin, die verhaftet wurde, als noch die Russen da waren.

Glücklicherweise ging dann die Besatzungsmacht an eine westliche Macht über (Franzosen? Sie werden es besser wissen), und es gab ein ordentliches Gerichtsverfahren, mit Gefängnisurteil. Erst nach 1,5 Jahren kam die Frau frei, deren Kind die Mutter fast nicht mehr kannte.»

Die ganze Steiermark kam am 7. Juli 1945 zur britischen Besatzungsmacht. Der Fall, der mit Gerichtsakten zu untersuchen wäre, zeigt die durchschlagende Wirkung des Gestapo-Terrors, der noch in der 2. Generation seine Opfer nicht freigab.

Die Nachricht vom Bürgerbräuattentat verwirrte die Seelenlage aller. Die Nazis erzeugten brachialen Anpassungsdruck. Wer schon immer gefährdet war, wie die Juden, zog sich am besten ganz zurück, ging gefährlichen Leuten aus dem Weg oder schwieg. Die einzigen Organisationen, die noch nicht gleichgeschaltet waren und eine eigene Position – und sei's nur die des Schweigens – einnehmen konnten, waren die Kirchen. Schon im Sicherheitsdienst-Bericht vom 15. November 1939 schrieb die SS, dass die evangelische und die katholische Kirche sich dem Attentat gegenüber unterschiedlich verhielten. Die katholischen Geistlichen vermieden am liebsten eine Stellungnahme, viele evangelische verurteilten dagegen den Anschlag scharf. Bei den Evangelischen gab es «Dankgottesdienste für die Erhaltung des Führers» und Kanzelabkündigungen für Hitler. Als Beispiel beschrieb der Sicherheitsdienst-Bericht einen Stuttgarter Gottesdienst. Der Pfarrer ging über den Dank an Gott weit hinaus, hob Hitlers Teilnahme am Ersten Weltkrieg hervor, den «mutigen Gang am 9. Nov. 1923» und den «Kampf um die politische Macht». Und er bat darum, dass Gott «unserem Volk Lebensraum» schenke. Eine Rechtfertigung von Hitlers Kriegspolitik. Der Christengott wurde unter die «Alten Kämpfer» aufgenommen.

Am 22. November 1939 schob der Sicherheitsdienst eine weitere Notiz nach, die katholische Kirche habe sich inzwischen zu einer ablehnenden Haltung gegenüber dem Attentat bequemt. Der Grund: Erregung der Bevölkerung über die kirchliche Passivität. Dankadressen gebe es in den Bistumsblättern von Passau und Freiburg am 19. November. In Freiburg hatte man die Nazilegende nachgebe-

tet, «ausländische Mächte» seien am Werk gewesen, Himmler wurde als Quelle zitiert, der SS-Führer ein neuer Kirchenvater.

Die SS verschwieg intern nicht, dass es im katholischen Klerus auch Zweifel gab. Ein Spitzel berichtete aus einer Fuldaer Priester-versammlung, dass man hier die Behauptung des Strassburger Senders glaube, das Attentat gehe auf Parteikreise zurück. Einige weise Geistliche, die die Seelen ihrer Schäflein kannten, meinten, «dass der Tod des Führers jetzt noch verfrüht sei, da er sonst ein Märtyrer des Volkes geworden wäre».

Bei den Protestanten hängte sich Theophil Wurm (1868-1953), der evangelische Landesbischof von Württemberg, weit aus dem Fenster. Wie die Mehrzahl seiner Pfarrer war er stramm deutschnational, zudem antisemitisch. Da er wegen seines Protestes gegen die Euthanasie-Morde zu den Anführern des kirchlichen Widerstands zählt, sei seine Erklärung vollständig wiedergegeben. «Mit dem ganzen deutschen Volk sind wir tief erschüttert über den verbrecherischen Anschlag auf das Leben des Führers in München. Die Geistlichen werden Gelegenheit nehmen, im Gottesdienst am kommenden Sonntag dem Dank gegen Gott für sein gnädiges Bewahren Ausdruck zu geben, und fortfahren in der ernstlichen Fürbitte, dass Gott seine schützende Hand auch fernerhin über dem Führer und unsrem Volke halten möge.»

Das «auch fernerhin» ist verräterisch. Wurm stand mit seinem nationalistischen Glauben offensichtlich unter Schock: Leute aus dem Dunkeln hatten der von Gott eingesetzten Obrigkeit nach dem Leben getrachtet. Für ihn stand Hitler unter dem Glorienschein einer göttlichen Sendung. Gott hatte Hitler schon bisher geschützt. Alles, was sich Hitler bisher an Unrecht und Verbrechen geleistet hatte, sonnte sich in göttlichem Licht. Dieser Gott gehörte zur Partei.

Die Reaktionen der württembergischen Pfarrer hielten sich in einer Grauzone. In manchem Gottesdienst sassen Spitzel der Gestapo, beauftragte und erst recht freiwillige. Der Bischof Wurm hatte es seinen Pfarrern überlassen, wie sie es machen wollten. Denkbar war die Aufnahme des Attentats in die Fürbitte am Ende des Gottes-

dienstes, ein Text, der nicht aufbewahrt wurde. In die Kanzelabkündigungen scheint der Anschlag nicht gekommen zu sein, in vielen von mir überprüften Kirchenbüchern fand sich nichts. Selbst in Königsbronn ist nichts überliefert, obwohl die Gemeinde seit dem 12. November 1939 einen Einfall zahlreicher Gestapoleute erlebte, die Dutzende von Königsbronnern verhörten und auch verhafteten. Eine Distanzierung wäre nützlich gewesen.

Als ein seltenes Zeugnis aus der Pfarrerschaft mögen Predigten meines Vaters Erwin Haasis (1902-1944) dienen, gehalten in Mühlacker/Enz. Mein Vater war deutschnational, wie die überwiegende Mehrheit seiner Kollegen. Bis 1933 wählte er die kleine evangelische Partei Christlich-Sozialer Volksdienst. Auch diese Partei stimmte für Hitlers Ermächtigungsgesetz. Gegen die Angriffe der Nationalsozialisten auf die Kirche beteiligte er sich am Kirchenkampf, hielt aber bei allen Volksabstimmungen ein JA für national geboten. Nach der Reichspogromnacht 1938 begann er seine Predigt: Trotz allem, was geschehen ist, Adolf Hitler ist die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Als ich in den Siebzigerjahren eines Tages diese Predigt las und meine Mutter bloss zu fragen wagte, was das sei, vernichtete sie alle Predigtnotizen, die sie erwischen konnte. Empört über meine freche Frage, wie sie sagte.

Zum Glück entging meiner Mutter ein Teil des Nachlasses. Darin findet sich eine Predigt meines Vaters vom 12. November 1939, nach Elzers Attentat. Ausführlich setzte sich mein Vater mit den Angriffen auf die Kirche auseinander. Das taten nicht viele seiner Kollegen. «Man bekämpft die Kirche mit allen Mitteln der Gewalt, der Propaganda, des Schlechtmachens, der Ausschaltung aus der Öffentlichkeit. Das geht durch unsere ganze Zeit hindurch: der Mensch braucht die Kirche nicht mehr, er schafft sie ab, er macht sie überflüssig.»

Gewiss nichts, was man antifaschistisch nennen könnte. Aber es erforderte viel Mut und zehrte an der Gesundheit, vor wankelmütigen, eingeschüchternen Zuhörern den Nazis Paroli zu bieten. Gegen den täglichen Rassismus des Regimes blieb mein Vater dabei, die biblische Botschaft überwinde «die Schranken der Völker, der Ras-

sen und Sprachen». Am Schluss steht plötzlich Elser's Attentat im Raum. «Kirchweih, Vereinsfest, etwas Überständiges, Veraltetes? Nein Freudentag, dass Gott einen Ort der Liebe u. Versöhnung gestiftet hat in der Welt des Kampfes. – Erschrocken über das Attentat. Neben dem Dank, dass Gott das Leben unseres Führers erhalten hat durch ein Wunder, steht die Ahnung, wie tief sich in diese Welt der Hass eingefressen hat, dass es zu so etwas kommen können. – Ist die Kirche veraltet, unnötig? Sie ist nötiger als je, so nötig wie das liebe Brot, Amen.»

«Wunder» – das war die Reaktion auch von Hitler, Himmler und Goebbels. Eine Kategorie nicht der rationalen Erklärung, sondern der pseudoreligiösen Verdummung. Goebbels verstand es, auf diesem Instrument zu spielen. So schrieb er am 6. April 1941 in seinem Tagebuch von einem «Wunder von Nordafrika» – und meinte doch bloss die Rückeroberung von Benghasi durch Rommels Panzerkorps. Schon zwei Tage später meldete der Wundergläubige kleinlaut, dass Benghasi wieder verloren sei.

Für die deutschnationale lutherische Staatskirchentheologie galt Hitler als der Höchste, fast als Gottes Stellvertreter. Dazu passt eine grässliche Predigt meines Vaters zum Heldengedenktag 1938, die in klassischer Form die Militärtheologie des Ersten Weltkriegs konserviert. Das «deutsche Volkstum» erklärte mein Vater zu einer «Schöpfung Gottes». Die gefallenen Soldaten scheinen der Messias selbst zu sein. Der Kriegsbeginn wird gefeiert: «Der Krieg beginnt, das Schicksal klopft an, der Atem Gottes berührt die Völker.» Bei der Veröffentlichung im Netz konnte ich nur schreiben: «Den Sohn fröstelt es.»

In der katholischen Kirche wurde häufig eher mit Verzögerung reagiert. Als strammes Vorbild verstand sich der Münchner Kardinal Michael Faulhaber (1869-1952), der gleich am 10. November 1939 in der Münchner Frauenkirche das Te Deum auf Hitlers Rettung vor Elser's Bombe anstimmen liess. Derselbe Lobgesang für Hitler war sicher ebenso in vielen evangelischen Kirchen zu hören. Er umfasst zwölf Strophen, umschreibt das alte Te Deum und war ein bevor-

zugtes nationales Lied, um ein positives geschichtliches Ereignis zu glorifizieren. Organisten parodierten unter sich das falsche Pathos als «Grosser Gott wir hobeln dich». Seit einer Audienz bei Hitler am 4. November 1936 verehrte Faulhaber Hitler grenzenlos. Noch gegen den Staatsstreich vom 20. Juli 1944 hielt Faulhaber zu Hitler, ähnlich der Protestant Wurm – und dennoch gelten beide uneingeschränkt als Grössen des Widerstands.

Das Freiburger Bistumsblatt brachte einen erstaunlich ausführlichen Text; man bekommt den Eindruck, die Verspätung müsse durch vermehrten Eifer ausgeglichen werden. Der erste Abschnitt, 24 Zeilen lang, hätte nach Inhalt und Wortwahl auch im *Völkischen Beobachter* stehen können. Der zweite Abschnitt beschrieb den Dank an «Gottes Vorsehung», erst im dritten wurde es katholisch: Auch Papst Pius XII. hatte Hitler «Glückwünsche» aussprechen lassen, durch den Apostolischen Nuntius – Erzbischof Cesare Orsenigo (1873-1946) – in Berlin.

Das Limburger Bistumsblatt wählte eine eigene Sprache, hielt sich aber inhaltlich noch enger an die braune Propaganda. «Teuflischer Mordgeist» habe den Anschlag geplant, aber «die göttliche Vorsehung» liess den Plan misslingen. «Gottes Hand lenkt die Geschichte.» Dann kommt als neuer «Geistlicher» Rudolf Hess mit seiner Rede beim Staatsakt für die Toten ausführlich zu Wort. Gott sei «mit der gerechten Sache», deshalb werde er «das Deutschland Adolf Hitlers siegen lassen».

Wie sehr uns heute auch solche Worte erschrecken, so waren doch derartige Töne in der katholischen Kirche eher auf der höheren Ebene der Hierarchie zu hören und nicht in allen Diözesen. Aus den Bistümern Rottenburg, Trier und Fulda ist nichts Ähnliches bekannt. Im kirchlichen Alltag sah es sowieso rauer aus. Im Gegensatz zur evangelischen Geistlichkeit befanden sich schon von Anfang an deutsche Priester in Zuchthäusern oder Konzentrationslagern. In Dachau wurden es bis zum Kriegsende fast 500 Priester aus verschiedenen Nationen. Viele halfen dort Häftlingen und übernahmen Häftlingsfunktionen, liessen sich aber von der SS nicht gegen Kommunisten und andere Nazigeegner ausspielen. Nach dem Krieg aber

wollten die katholischen Kirchenleitungen selten noch etwas mit ihren antinazistischen Priestern zu tun haben.

Neben der Unterwürfigkeit wollen wir einen weissen Raben der katholischen Kirche nicht vergessen: Karl Leisner (1915-1945) aus dem Bistum Münster, Diözesanjugenschaftsführer. Nach Elzers Anschlag bedauerte er den Misserfolg. Die Gestapo verschleppte ihn in die Gefängnisse von Freiburg/Breisgau und Mannheim, danach ins KZ Sachsenhausen und zuletzt nach Dachau. Dort wurde er schwerkrank illegal zum Priester geweiht und starb bald nach der Befreiung am 12. August 1945 in Planegg bei München.

Nicht nur die Kirchenoberen, sondern das ganze diplomatische Korps von Berlin katzbuckelten vor Hitler nach dem Anschlag. Die lange Schlange von Diplomaten führte der Dienstälteste an, Erzbischof Cesare Orsenigo. Hitler konnte auch dem Vertreter der neutralen Schweiz die Hand schütteln, Hans Frölicher (1887-1961). Da durfte nicht die stalinistische Sowjetunion fehlen. Am 11. November drückte die Sowjetregierung Friedrich-Werner von Schulenburg (1875-1944), dem deutschen Botschafter in Moskau, «ihr Bedauern und ihre Entrüstung über den ruchlosen Anschlag von München, ihre Freude über die glückliche Errettung Adolf Hitlers aus der Lebensgefahr und ihr Beileid für die Opfer des Attentats» aus. Der Text sieht nach einer Vorlage der deutschen Botschaft aus, womöglich sogar von Schulenberg selbst. Himmler hätte nicht anders geschrieben.

Nur wenige Stimmen bewiesen von Anfang an eine scharfe Urteilsfähigkeit, unter ihnen der kommunistische Emigrant Willi Münzenberg (1889-1940), der 1940 in Frankreich unter rätselhaften Umständen ermordet wurde, meiner Meinung und den Umständen nach von Stalinisten. Vor dem Ersten Weltkrieg begann Münzenberg als Schüler des libertären Zürcher Sozialisten und Arztes Fritz Brupbacher (1874-1945), des Schrecks aller Parteiideologen. Von ihm übernahm Münzenberg sowohl Agitationserfahrung wie Unbestechlichkeit gegenüber dem Parteiapparat.

Unter dem Titel «Attentat oder Provokation» erörterte Münzen-

berg 1940 Elsers «Donnerschlag, der in jedem Dorf, in jeder Stadt, in jedem Betrieb Deutschlands gehört wurde». Gegen die These aller Kommunisten, der Emigrantepresse überhaupt hielt er die Explosion nicht für eine Tat der Nazis selbst. Münzenberg besass einen scharfen Kombinationsgeist wie sonst nur ein Journalist im stillen Kanton Appenzell, in der Redaktion von Herisau: Hitler war zu feige, um vor einer tickenden Zeitbombe in aller Ruhe zu reden. «Solches Märchen von einer fast übermenschlichen Tapferkeit des Führers wagt selbst Goebbels nicht den deutschen Schulkindern aufzutischen.»

Münzenberg weiss noch von anderen Anschlägen der letzten Zeit, die sich in der Überlieferung verloren haben. «Wir erinnern an die wiederholten Attentate gegen die Zeppelinwerke, an die Explosion in Bremen und Mitteldeutschland in Pulverfabriken und Rüstungswerken, an das Bombenattentat gegen das Luftfahrtministerium und kurz darauf gegen das Propagandaministerium, schliesslich auch an die Tatsache, dass wenige Stunden nach der Explosion in München ein Bombenattentat gegen den Hauptsitz der verhassten Gestapo in Berlin, gegen das Kolumbiahaus stattfand.»

Dann freilich betritt der Agitator schwankenden Boden und wird Opfer seiner Redekunst: «In Deutschland ist die Mehrheit des Volkes gegen Hitler.» Er hofft auf Sabotage und die «passive Resistenz in den Betrieben», als Vorstufe zu «Massenbewegungen und Massenaufständen». Hier hatte ihn der Traum vom Zürcher Generalstreik 1912 erwischt, aber Deutschland war in der Hand von Gestapo, SS, SA, Sicherheitsdienst und vielen Zauderern.

Ein Funke Sympathie mit Elser sprang auch hinüber in die Schweiz, an deren Grenze Elser gescheitert war. Der Schweizerische Abwehragent Pakbo (Otto Pünter, 1900-1988) hatte gegen die NS-Umtriebe in der Schweiz zu ermitteln, aber als sozialdemokratischer Herausgeber eines Informationsdienstes stand er unter eidgenössischer Militärzensur, die jeden Ärger von Hitler fernzuhalten suchte, aus Furcht vor einer deutschen Invasion. Pünter erhielt im November 1939 vom Pressechef des militärischen Territorialkreises 3 telefonisch den Befehl: «Im deutschen Reisebüro in Schaffhausen

wurde ein Schaufenster eingeschlagen und das Bild Hitlers entfernt. Es ist Ihnen verboten, diese Meldung zu bringen.» Solche Verbote nützten nur gegenüber Papier, nicht aber gegenüber Hitlers linken Gegnern in der Schweiz. In Schaffhausen regierte Walther Bringolf (1895-1981): Stadtpräsident, Chef der Kantonalregierung, früher Kommunist, 1930 Gründer der libertären Kommunistischen Partei der Opposition (KPO), einer der heftigsten Widersacher Hitlers im Schweizer Nationalrat und Helfer der linken deutschen Emigranten. Als Chef über die Kantonspolizei legte er sich ständig mit den Nationalsozialisten an und nahm bei Versammlungen wenig Rücksicht auf den ungnädigen eidgenössischen Militärensor.

14 DIE SPUREN VERDICHTEN SICH

Anfangs vermutete der Reichskriposchef Arthur Nebe hinter dem Anschlag ein «Parteimanöver», aber als Hitler eine ernsthafte Aufklärung befahl, schied diese Variante aus. Neben der politisch motivierten Spurensuche gab es unauffälligere Ermittlungen, die der peinlichen Frage nachgingen: Wie war ein solcher Anschlag überhaupt möglich, wo doch die Gestapo überall für Sicherheit sorgen sollte, besonders für die Hitlers? Bald zeigte sich ein Tatbestand, der rasch verschüttet wurde. Für den Bürgerbräukeller existierte kein dauerhafter Sicherheitsdienst. Das ganze Jahr über nahm niemand Sicherheitskontrollen in diesem Saal vor, der ja nicht nur für Partei-, sondern auch für Tanzveranstaltungen diente. Nicht einmal in der Nacht vor der Gedenkfeier kam eine Wache durch den Saal, geschweige denn, dass der Saal ständig besetzt war. Der mit Sicherheitsfragen beauftragte «Alte Kämpfer» Josef Gerum, ein gelernter Metzger (geb. 1888), 1923 beim Hitlerputsch Hitlers Leibwächter, danach ohne Qualifikation aufgestiegen zum Kriminalrat in der Stapoleitstelle München, trat nur eine Stunde vor Einlass in Erschei-

nung und ging ohne kriminalistisches Interesse durch das ganze Gebäude, vom Dach bis zum Keller. Er suchte nach offen herumstehendem Sprengstoff, an die Pfeiler des Saales dachte er nicht. Wegen seiner Schlamperei wanderte er nachher in Haft. Nach dem Krieg urteilte die Spruchkammer über ihn, als zeitweiliger Gestapochef von Würzburg sei er einer «der gefürchtetsten, gewalttätigsten und rücksichtslosesten Gestapo-Chefs in Würzburg» gewesen, «in der ganzen Stadt gefürchtet und gehasst, auch von Parteigenossen». Im Bürgerbräukeller dagegen war er überfordert gewesen.

Bis November 1939 wurde ein umfassender Sicherheitsdienst für unnötig gehalten – mit gutem Recht. Hitlers Diktatur konnte sich auf zwei Mythen verlassen, die zum Schutz ausreichten. Der eine Mythos präsentierte den gottgesandten Führer als Erlöser Deutschlands. Bisher hatte noch jede Gefahr bewiesen, dass der «Führer» unter dem Schutz der «Vorsehung» stand. Wo aber Heiliges lebt, hat kleinliches Sicherheitsdenken keinen Platz, die Vorsehung macht es schon richtig. Der zweite Mythos liess alle an einen perfekten Polizeistaat glauben: der Gestapo-Mythos. Nicht nur die Deutschen, auch ausländische Beobachter nahmen an, die Geheime Staatspolizei habe einen lückenlosen Polizeistaat geschaffen: unfehlbar, unüberwindlich, allwissend. Selbst das *St. Galler Tagblatt*, sonst vorsichtig bei der Benutzung von NS-Quellen, liess sich nach dem Attentat den Bären aufbinden, der Attentäter sei durch «dreifach gepanzerte Verteidigungslinien der Gestapo» hindurchgelangt. An einen Zeitzünder dachte anfangs niemand.

Der Saalschutz vom 8. November war von jeher ein Privileg der «Alten Kämpfer». Das führte zu Rivalitäten mit der Polizei, doch Hitler hatte schon vor Jahren entschieden, die Verantwortung der Polizei ende beim Bürgerbräukeller an den Saaltüren, drinnen lasse er sich von seinen alten Kameraden schützen.

Die für das Regime günstige Grundstimmung nach dem siegreichen Polen-Feldzug liess die Sicherheitskräfte noch weniger an einen Attentatsversuch denken. Hitler konnte sich seines Volkes sicher sein – wenigstens solange er es nicht in eine verheerende Nie-

derlage steuerte. Hitler selbst, der die Legende pflegte, er rieche jede Attentatsgefahr, sah sich im Bürgerbräukeller eher durch das Mineralwasser bedroht, das er unter lauter Biertrinkern zu sich nahm. So hatte die Kellnerin, die seinem Tisch zugeteilt war, nur seinen Begleitern Bier zu bringen, während er sich an das mitgebrachte und von der SS bewachte Mineralwasser hielt. Im Saal bildete die Jubelgemeinde den besten Personenschutz: lauter «Blutordensträger». Sogar hohe Amtsträger der Partei, des Staates und der Wehrmacht hatten hier nur Zutritt, wenn sie 1923 am Putsch teilgenommen und dafür von Hitler den «Blutorden» erhalten hatten. Wer diesen Orden nicht trug, wurde am Saaleingang abgewiesen. Mit Kriegsbeginn musste man freilich Ausnahmen machen und auch örtliche Prominenz hereinlassen. Hitler verzichtete nach Elzers Anschlag auf Sanktionen gegen seine Sicherheitskräfte.

Noch in der Nacht vom 8. auf den 9. November setzte Himmler eine Belohnung von 500'000 Mark «für die Feststellung der Täter» aus, angeblich 100'000 Mark kamen von privater Seite hinzu. Für Denunzianten im Ausland sollten bei den deutschen Botschaften 100'000 Mark in ausländischer Währung bereit liegen. Das Geld blieb in der Kasse, denn die zwei Grenzpolizisten in Konstanz hatten ihren Dienst aufmerksam versehen, und dafür gab es keine Belohnung.

Verantwortlich für die zweiteilige «Sonderkommission Bürgerbräukeller» war Arthur Nebe, er unterstand Himmler, und dieser wiederum beauftragte Heinrich Müller, den exekutiven Gestapochef, mit der Kontrolle über die Kriminaluntersuchung. So wurde der von Hitler befohlene Vorrang der Kripo von Anfang an durch die Gestapo unterlaufen. Bevor Nebe am 9. November um 11 Uhr am Münchner Flughafen eintraf, hatte Müller schon um 10 Uhr aus Berlin angerufen und die Anweisung gegeben, ihm über das Telefon ständig zu berichten. Faktisch kommandierte Müller das Verfahren. Nebe beaufsichtigte nur die ermittlungstechnische Feinarbeit, die Spurensicherung. So ordnete Müller auch gleich in Himmlers Namen die Verhaftung aller Beschäftigten des Bürgerbräus an.

Himmler lenkte die Ermittlungen zunächst auf Spuren, die nach

England weisen sollten, getreu Hitlers Auftrag, doch Nebe wusste schon am ersten Tag, dass der konventionelle Sprengstoff dazu nicht passte. Himmler und Sicherheitsdienst-Chef Heydrich, Nebes direkter Vorgesetzter, suchten zu Beginn in einer Richtung, über die schon nachts in Hitlers Sonderzug spekuliert worden war: Eine Gruppe bayerischer Monarchisten, «Legitimisten» genannt, könnten die Strippenzieher gewesen sein. Heydrich, dem jedes Verständnis für Kriminalistik fehlte und der zusätzlich verbitterte «Alte Kämpfer» auf der Rechnung hatte, soll anfangs 400 Monarchisten zur sofortigen Erschiessung vorgeschlagen haben, nach dem Modell des Röhm-Blutbades von 1934, doch Hitler wollte es diesmal genauer wissen. Das eine hatte er gelernt: Tote sprechen nicht mehr.

Die monarchistische Spur verfolgte der bayerische Innenminister, der am Nachmittag des 9. November 1939 mehrmals die Münchner Gestapoleitstelle angepiffen hatte. Einmal monierte er, dass auf der Liste der Monarchisten katholische Geistliche fehlten – sie wurden sofort nachgetragen und bei dieser Gelegenheit auch der ehemalige Oberbürgermeister von Nürnberg hinzugefügt. Ein andermal wünschte der Innenminister auf dieser Liste zusätzlich Personen aus der «persönlichen Umgebung des ehemaligen Kronprinzen».

Während die Kriminalpolizei in München in Ruhe ermitteln sollte, betrieb der Sicherheitsdienst ein schon länger eingefädelt Geheimgespiel, das das Verhältnis zu den Engländern mit Langzeitwirkung für den deutschen Widerstand vergiftete. Der Sicherheitsdienst verbreitete in aller Öffentlichkeit Schrecken, seine Leute trugen am linken Uniformärmel eine Sicherheitsdienst-Binde, wie man auf Fotos des Kripochefs Arthur Nebe sieht. In Stuttgart bereitete sich der Sicherheitsdienst bereits seit 1936 mit dem Anlegen einer Kartei möglicher Schweizer NS-Gegner für eine Invasion in die Schweiz vor, ab 1938 begann er die Schweiz zu unterwandern. Deutsche Geheimagenten wirkten in England und in den USA, was gnädig vergessen wurde.

Der Sicherheitsdienst hatte getarnt schon länger für den 9. November 1939 ein Treffen mit zwei britischen Geheimgespielern ver-

einbart, knapp jenseits der deutsch-holländischen Grenze in Venlo. Am Nachmittag des 9. November, also fast ein Tag nach der Münchner Explosion, traf sich in Venlo eine Sicherheitsdienst-Überfallgruppe, aus der Ferne in Düsseldorf gelenkt vom Chef der Sicherheitsdienst-Inlandsabwehr Walter Schellenberg (1910-1952), mit Major Richard Henry Stevens (1893-1967) und Sigismund Payne Best (1885-1978) vom britischen Secret Intelligence Service (SIS). Stevens leitete die als Passbüro getarnte Niederlassung des SIS in den Niederlanden. Die deutschen Sicherheitsdienst-Leute gaben sich als Vertreter einer Widerstandsgruppe deutscher Generäle aus und wollten den Engländern die Namen oppositioneller deutscher Generäle entlocken.

Einen der beiden getürkten deutschen Widerstandsoffiziere spielte der österreichische Psychiater und leitende Mordarzt bei der Euthanasie-Aktion Prof. Max de Crinis (1889-1945), Leiter der Psychiatrie an der Charité (Berlin) und hoher Sicherheitsdienst-Geheimagent, ein Günstling von Walter Schellenberg. Wir werden bei der Abspritzung Elser mit einem Doping-Mittel wieder auf ihn stoßen.

Zu einer Zeit, als die beiden britischen Geheimagenten schon lange aus Zeitungen und Radio vom Bürgerbräuattentat hätten wissen können, liessen sie sich auf niederländischem Boden in ein Café locken, nur 60 Meter von der deutschen Grenze entfernt. Es waren seltsame Dilettanten ihres Metiers. Ohne Rückendeckung durch eigene Leute oder ausreichende holländische Sicherheitskräfte wurden sie kinderleicht Opfer eines bewaffneten Sicherheitsdienst-Greiftrupps unter Alfred Naujoks, Heydrichs Haudegen schon gegen Rudolf Formis in der Tschechoslowakei. Payne und Best landeten zuerst im Untersuchungsgefängnis Moabit, dann in der Gestapozentrale Berlin, zuletzt im KZ Sachsenhausen, im selben Zellenbau wie zuletzt auch Georg Elser. Im Gegensatz zum Attentäter kamen sie mit dem Leben davon. Best schrieb über seine Haft stark erfundene, fast grossmäulige Memoiren, sehr auf Elser's Kosten.

Die SS und Hitler, der die Lüge von den britischen Hintermännern kaum vor dem 15. November erfahren haben dürfte, ergriffen

die Chance, aus den beiden Engländern Elzers Hintermänner zu machen. Die Appenzeller Zeitungen erkannten den blühenden Blödsinn, als ob die beiden Geheimdienstler, hätten sie mit dem Attentat wirklich etwas zu tun gehabt, noch am Tag nach «ihrem» Anschlag an die deutsche Grenze gehen würden. Die in Quellenkritik nicht geübten Leser deutscher Zeitungen waren kaum in der Lage, den Lügencharakter des Venlo-Überfalls zu durchschauen.

In München lag die Wahrheit über Elzers Anschlag im zerstörten Saal bald offen zutage. Im Schuttberg waren Messingplatten der beiden Uhren gefunden worden, worauf noch die Patentnummer zu lesen war. Das Rätsel der Uhren war rasch gelöst. Nach dem Münchner Patentamt handelte es sich bei einer der Uhren um ein Fabrikat der Firma Haller Benzing AG in Schwenningen, hergestellt zwischen 1925 und 1929. Damit war eine Spur ins Ausland unsinnig. Dennoch liess Himmler in die Samstagszeitungen des 11. November setzen, «die Legierung einzelner Metallteile» weise «einen ausländischen Ursprung» auf. Elser hatte seine Uhren entweder in Meersburg anstelle seines Lohnes bekommen oder sie sich auf Bestellung nach Königsbronn schicken lassen, jedenfalls verwendete er Schwarzwälder Uhrwerke.

In der Münchner Gestapozentrale Brienner Strasse 50 ging es drunter und drüber, eine Folge der Massen Verhaftungen. Der im Keller eingekerkerte katholische Priester Rupert Mayer (1876-1945), im KZ Sachsenhausen ein tapferer Zeuge seines Glaubens, bemerkte am Abend des 9. November 1939 «eine namenlose Aufregung und Unruhe», die die ganze Nacht andauerte. Am nächsten Morgen «grösste Unruhe im Hof vor dem Gefängnis der Gestapo», sämtliche Autos wurden hergerichtet und fuhren mit Gestapoleuten ab, die meisten kamen abends zurück.

Georg Elser, aus Konstanz nach München transportiert, fiel im Münchner Gestapogefängnis lange nicht auf, er galt nur als Deserteur und Spion: ein kleiner Fisch. Noch halfen ihm Harmlosigkeit und Dialekt. Bedrohlicher wurde es für ihn, als er ab dem 12. November 1939 dem Personal des Bürgerbräus gegenübergestellt wur-

de. Anfänglich konnte sich die Kellnerin Maria Strobl nicht an ihn erinnern. Erst als sie mit ihren verhafteten Kolleginnen gesprochen hatte, kam ihr Elser wieder ins Gedächtnis: Er war ärmlich gekleidet, ass das normale Arbeiteressen für 60 Pfennig, und – besonders ver-räterisch – er bestellte nie etwas zu trinken. Elser selbst meinte zwar, er habe stets ein Bier getrunken. Aber was ist in einer Münchner Brauereigaststätte schon ein einziges Bier? Elser war Alkoholgegner.

Die Gegenüberstellungen wurden ohne alternative Personen vorgenommen, wie das bei Ermittlungen üblich war. Da sie bis zum Erbrechen wiederholt wurden, musste sich das gewünschte Ergebnis irgendwann einstellen. Elsers Taktik, als harmloser schwäbischer Dauergast aufzutreten, wurde ihm jetzt zur Falle. Was anfangs Schutz bot, um durchzukommen, sollte er einmal erwischt werden, schlug nun gegen ihn aus. Elsers harmlose Offenheit lieferte Indizien: Er hatte sich als Handwerker ausgegeben, der entweder einen Kurs besuche oder eine Erfindung mache. Und er sprach das breite Schwäbisch der Alb. Aufgrund des Dialekts wurde er von einem Ladeninhaber erkannt, der ihm eine «Schalldämpfisolierungsplatte» verkauft hatte, womit Elser das Ticken seiner Uhren dämpfte. Bruchstücke dieser Platte mit der Fabrikataufschrift wurden im Schutt gefunden.

Als Nebe am 10. November mit den Ermittlungen nicht weiterkam, rief er abends in Wien Franz-Josef Huber an, einst in der Münchner Polizei tätig, jetzt Chef der Wiener Gestapo. Huber war ein alter Freund des Gestapochefs Heinrich Müller aus Münchner Zeiten und Duzfreund Nebes. Huber nahm mit einigen Spitzenbeamten und seiner Sekretärin, die bei den Protokollen stenografierte, den Nachtzug und wurde am nächsten Morgen von Heydrich und Gestapo-Müller am Münchner Hauptbahnhof abgeholt.

Huber war wohl kein fanatischer Nationalsozialist, nicht der Typ des SS-Schlägers, mehr ein Lebemann, aber ein absolut zuverlässiger Funktionsmörder. Als er den Befehl bekam, veranlasste er im Osten hinter der deutschen Front die Ermordung von über 40'000 Juden, ähnlich wie Arthur Nebe. Als die österreichische Justiz in den

Fünfzigerjahren Huber für seine Morde zur Rechenschaft ziehen wollte, meldete die bayerische Polizei regelmässig, sie könne Huber nicht finden, dabei lebte er offen in München und gab Interviews in Zeitungen. Alte bayerische Gestapo-Seilschaften, von denen München voll war, deckten ihn. 1957 kam Huber für Österreich in den Genuss einer Amnestie. Als er 1966 nach Elser gefragt wurde, bog er den Fall ins Schwankhafte um. So band er der Nachwelt ein Märchen auf die Nase, das noch heute geglaubt wird. Damals überlegte er, wie der Attentäter an der Sprengkammer gearbeitet haben müsse: wegen der Lage gleich über dem Boden der Galerie sicher auf den Knien. Also befahl Huber Elser, die Hose herunterzulassen. Huber sah an einem Knie Spuren alter Schwellungen. Tatsächlich war Elser deshalb eine Zeitlang krank gewesen. Gleich danach habe Elser gefragt, behauptete Huber, was einer bekomme, der so etwas getan habe – gemeint war das Attentat. Huber antwortete unverbindlich, das komme auf die Umstände an. Elser sei reif gewesen für ein Geständnis, das gleich darauf erfolgte, «freiwillig». Soweit der Schwankerzähler.

In Wirklichkeit war die Täterkommission Elser schon lange vor Huber auf die Spur gekommen, durch Aussagen des Bürgerbräuperpersonals. Himmler liess daraufhin schon am 11. November durch die nazistische Nachrichtenagentur DNB einen Steckbrief verbreiten: Die Vorbereitungen zum Anschlag hätten schon im August begonnen. «Dringend verdächtig ist in diesem Zusammenhang eine Person, die im Bürgerbräukeller wiederholt als angeblicher Handwerker aufgetreten ist und sich dort auf der Galerie des Saales zu schaffen machte.» Die Personenbeschreibung: «165 bis 170 cm gross, 30 bis 35 Jahre alt, normale Figur, dunkles, ungescheiteltes Haar. Bekleidung: schmutziger, gelblicher, graubrauner Arbeitskittel, vermutlich Knickerbocker und Sportstrümpfe.» Als Maria Schmauder in Schnaitheim am Sonntagmorgen, dem 12. November, um 7 Uhr diesen Steckbrief in den Radionachrichten hörte, erschrak sie und sagte ihrer Mutter, bestimmt sei Elser der Attentäter vom Bürgerbräukeller.

Am Abend des 11. November oder in der Nacht zum 12. kam der Sonderkommission ein neues Verdachtsmoment: der schwäbische Dialekt. Schliesslich schaute man im eigenen Keller nach und entdeckte den übersehenen schwäbischen Grenzgänger von Konstanz. Die Konfrontationen mit dem Pächter des Bürgerbräus führten weiter, er hatte Elser einmal auf der Galerie gestellt, Elser hatte sich geistesgegenwärtig herausgeredet.

Bereits am Montag, dem 13. November, konnte die Gestapo in sibyllinischer Sprache bekanntgeben: «Die Spur verdichtet sich immer mehr.» Am Tag zuvor hatte die Stuttgarter Gestapo in Heidenheim-Schnaitheim bei Schmauders wichtige Spuren von Elsers Vorbereitungen gefunden. Solche Indizien drängten Elser in die Enge. Am Ende habe er deshalb «freiwillig» ein Geständnis abgelegt. Diese Freiwilligkeit ist eine widerliche Lüge.

Deutschland wäre nicht ein Gestapostaat gewesen, wenn die Ermittlungen sich allein auf Indizien verlassen hätten. Aus eigener Macht und ohne den Kripochef Nebe zu fragen, ordnete Himmler eine «durchschlagende» Verhörmethode der Gestapo an und mischte selbst kräftig mit. Was Elser jetzt widerfuhr, wird bis heute in die einfühlsame Sprache amtlicher Vertuschung gehüllt: «verschärfte Vernehmungen». Das waren Befragungen unter brutalsten Misshandlungen, wilden, regellosen Folterungen, bei denen das Opfer blutig geschlagen wurde. Verständnisvoll und nachsichtig, wie die objektive Geschichtsschreibung sein will, werden in diesem Zusammenhang auch keine Vorwürfe gegen die Gestapoleute erhoben. Die Kontinuität wurde lebenslang gewahrt: Keiner der mit dem Fall Elser beschäftigten Polizisten wurde je deshalb vor Gericht gestellt und abgeurteilt.

Nur einer lüftete die Decke des Schweigens: der Münchner Kripochef Dr. Albrecht Böhme, ein Jurist, kein Polizist. Er war für die Spurensicherung zuständig und fühlte sich nicht dem Korpsgeist der Gestapo verbunden. Im Laufe der Zeit schloss er sich dem Widerstandskampf in Bayern an. Dr. Böhme bezeugte die Quälereien gegen Elser. Diese Stelle soll ausführlich zu Wort kommen, sie wurde in der Literatur übergangen.

«Nur einmal habe ich ihn [Elser] gesehen, nie mit ihm gespro-

chen. Als ich den Inhaftierten sah, war ich zufällig Zeuge einer brutalen Szene, die sich zwischen dem Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei, Heinrich Himmler, und dem Gefangenen Georg Elser in Gegenwart Nebes und mir abspielte. Unter wüsten Beschimpfungen trat Himmler den gefesselten Elser schwer mit den Stiefeln in den Leib, dann liess er ihn von einem mir unbekanntem Gestapo-Mann in den angrenzenden Waschraum des Zimmers des Leiters der Gestapo-Leitstelle München zerren, wo er von diesem mit einer (für mich nicht sichtbaren) Peitsche oder einem ähnlichen Instrument traktiert wurde, so dass er vor Schmerzen aufbrüllte, dann wurde er wieder im Geschwindschritt vor Himmler gebracht, der ihn abermals trat und beschimpfte. Dann wieder in den Waschraum gezerrt, dort wieder fürchterlich geschlagen, wieder vor Himmler geführt und wieder getreten. Der stöhnende und über und über aus Mund und Nase blutende Elser legte aber kein Geständnis ab, wohl schon rein physisch hätte er das nicht gekonnt, wenn er schon gewollt hätte.»

Nun erleben wir eine Kumpanei im Amt. Am nächsten Tag teilte der Polizeipräsident SS-General von Eberstein Dr. Böhme mit, die Gestapo habe sich «wieder einmal sehr ungeschickt gezeigt, indem sie den Elser offenbar fürchterlich geschlagen habe», wahrscheinlich würde Elser jetzt nichts gestehen. Böhme erzählte, dass Himmler bei der Schlägerei mitmachte. Für Eberstein konnte seine unbedachte Kritik gefährlich werden. «Von Eberstein erleichte und sagte im ängstlichen Tone zu mir: ‚Oh, Herr Böhme, bitte meine Bemerkung über das Schlagen wollen Sie vollständig vergessene Gnädig, sehr gnädig, wie sonst nie, wurde ich verabschiedet.›»

Steinbach/Tuchel haben die eigenhändigen Folterungen durch Himmler bezweifelt: «Doch dieses scheinen eher Nachkriegsdämonisierungen Himmlers zu sein, denn weitere Belege, dass er Folterungen von Gefangenen persönlich vorgenommen hat etwa im ‚Hausgefängnis‘ der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse, gibt es nicht. Himmler liess foltern und morden, er folterte und mordete nicht selbst.»

Aber wer weiss schon Zuverlässiges über Himmlers Wutausbrü-

che in einer Extremsituation, unter schärfstem Erfolgsdruck, wenn er einen hoch verdächtigen, schweigsamen, harmlos aussehenden schwäbischen Schreiner vor sich hatte und Hitlers fähigsten Todfeind einfach nicht überführen konnte? Als Datum für den Folterbeginn vermute ich den 12. November. Himmler tobte, weil dieser dickköpfige Schwabe nicht nachgab. Und Hitler wartete stündlich auf eine Erfolgsmeldung. Das Dienstzimmer des Münchner Gestapochefs ist nicht mit der Berliner Gestapozentrale zu vergleichen, wo Himmler viel mehr Personal hatte. Böhme gibt auch an, dass einen grossen Teil der Folterungen «Spezialkräfte» im Zimmer nebenan ausführten. Böhme sagt genau, was er nicht sah: die Werkzeuge – er ist kein Schwätzer. Ich halte ihn für einen glaubwürdigen Zeugen, er hielt sich als Kripochef zurück und war einer der wenigen Münchner Funktionsträger, die ohne Probleme entnazifiziert werden konnten. Nach dem Krieg wirkte er im bayerischen Innenministerium beim Neuaufbau der Polizei mit und stemmte sich gegen die Übernahme von Heydrich-Leuten und die Auffrischung alter Strukturen der Gestapo-Zentrale (Reichssicherheitshauptamt, RSHA) im entstehenden Bundeskriminalamt (BKA).

Was Elser's Folterungen betrifft, so wundere ich mich schon lange, dass sie sich vorher in der Literatur fast nie erwähnt finden, und wenn schon, dann höchstens versteckt. Die ältere Literatur wollte nichts von Folterung hören. Das Hauptproblem der Geschichtsüberlieferung sind nicht ein paar «Nachkriegsdämonisierungen» gewesen, sondern das massive Verschweigen, Verdrängen, Leugnen der üblichen Folterungen. Davon wollte man nach dem Krieg nichts wissen, und wer davon sprach, galt als unglaubwürdig oder als unappetitlicher «Fanatiker».

Zu den Elser-Fotos habe ich früher keine Überlegungen wegen Folterung gelesen. Dabei sind die Quälereien von Familienangehörigen bezeugt – aber ihnen traute man nach dem Schock noch weniger eine richtige Beobachtungsgabe zu. Alles Übertreibungen?

Beweise für die Folter an Elser verbergen sich in den Fotos der Gestapo selbst, qualitativ am deutlichsten in denen, die im Schwei-

zerischen Bundesarchiv Bern überliefert sind. Auf diese Spur kam ich durch Zufall. Eine der Reproduktionen scannte ich, ging mit der Maus über die Foto-Datei und geriet versehentlich auf das Scroll-Rädchen an der Maus. Das Bild vergrösserte sich rasant, ich erschrak, denn unter Elser's linkem Auge sprang mir eine mit jeder Drehung dunkler werdende Fläche entgegen. Kontrollversuche in der rechten Gesichtshälfte ergaben dort keine tiefdunklen Stellen.

Ergebnis: die linke Gesichtshälfte verbirgt ein tiefes Hämatom, Spuren vieler gezielter Schläge, die auch das starr wirkende Auge trafen. Die ersten Schläge dürften aus München stammen, in Berlin ging es ähnlich weiter. Auf allen Elser-Fotos dieser Zeit zeigen das linke Auge und die Gesichtspartie darunter Verletzungen. So auch das berühmte erste Polizeifoto, das am 22. November 1939 im *Völkischen Beobachter* und vielen anderen Zeitungen erschien und bis zur Auffindung des Heidenheimer Passfotos das Standardfoto der Presse war.

In der Nacht vom 14. auf den 15. November war Elser durch Himmlers Folterknechte zermürbt, im weiteren Leugnen sah er keine Chance mehr. Nur Ignoranz kann ihm daraus den Vorwurf machen – wie es früher einige Historiker taten –, Elser habe ohne Not ein Geständnis abgelegt. Bei erprobten Leuten der Resistance galt als Faustregel: Die brachialen Folterungen der Gestapo hält niemand mehr als 24 Stunden aus, dann muss er etwas sagen – oder er lebt nicht mehr.

Die Gestapo war inzwischen weitergekommen. Am Sonntagvormittag, dem 12. November 1939, lief per Fernschreiber beim Bereitschaftsdienst der Gestapo Stuttgart der Befehl ein, sofort nach Königsbrunn zu fahren und Elser's private und politische Vergangenheit zu ermitteln. Das Fernschreiben sprach nur davon, dass Elser beim Grenzübertritt Granatzünderteile bei sich trug, die er bei der Firma Waldenmaier entwendet habe. Über ihn sei alles in Erfahrung zu bringen, «sämtliche Angehörigen (Eltern und Geschwister)» seien «aus Vorbeugungsgründen wegen etwaiger Verdunklungsgefahr in vorläufigen Polizeigewahrsam zu nehmen».

Der Stuttgarter Kriminalkommissar Reile, der leitende Beamte

vom Dienst, übertrug Otto Rappold von der Abteilung Spionageabwehr (Abt. III) die Verantwortung für die Ermittlungen und gab ihm Wilhelm Rauschenberger (Abt. IV 1a Hochverrat) mit. Beide fuhren sofort mit dem Auto nach Königsbronn, stellten im Rathaus die Personalien der Angehörigen fest und wollten am 13. November Verhaftungen vornehmen. Rauschenberger wurde noch am Sonntagnachmittag bei den Schmauders in Schnaitheim, Benzstrasse 18, fündig. Bei ihnen hatte Elser die letzten drei Monate vor seiner Abreise nach München gelebt. Die Tochter Maria, 16 Jahre alt, und ihre Mutter Karoline Schmauder gaben sich sehr gesprächig. Elser hatte Maria nichts über seine Attentatspläne erzählt, sondern mit Geheimnistuerei auf den Arm genommen. Als sie ihn einmal vor dem Geheimfach seines doppelbödigen Holzkoffers überraschte, in dem er seine Konstruktionszeichnungen versteckte, entpuppte er sich als humorvoller, schalkhafter Erzähler: Bei den Zeichnungen handle es sich um seine Erfindung, «eine neuartige Schaufensterklame, die imstande sein müsse, ein Gewicht von etwa eineinhalb Pfund automatisch zu heben». An dieser Erfindung habe er monatelang gearbeitet, er wolle sie in München als Patent anmelden. Elser habe Maria erklärt, «wenn die Sache klappe und die Erfindung in München patentiert sei, werde er ein reicher Mann und im Besitze von zweieinhalb Millionen Mark sein. Er werde sich von München aus sofort nach der Schweiz begeben und sie nachkommen lassen, um sie in der Schweiz zu heiraten.» Tatsächlich hing Elser immer noch an Elsa Härten.

Gefährlicher wurde es, als Maria davon sprach, wie Elser im Steinbruch gearbeitet und mit Sprengpulver zu tun gehabt habe. Er sei 1938 im Münchner Bürgerbräukeller gewesen, habe sogar – erneut offenbart sich Elsers Humor, der in der Überlieferung verloren gegangen ist – «ein von Adolf Hitler nicht ganz ausgetrunkenes Glas Wasser nachträglich ausgetrunken», er kenne sich in dem Saal gut aus, er habe ihr Fotos vom 8. und 9. November 1938 aus dem Bürgerbräukeller gezeigt. So sei sie heute Morgen durch die Radionachrichten auf den Verdacht gegen Elser gekommen.

Rappold und Rauschenberger stellten sofort ihr Programm um und vernahmen den restlichen Sonntag Maria Schmauder bei der Kripo in Heidenheim. Sie fanden in der Schnaitheimer Benzstrasse 16 im Souterrain eine kleine Werkstatt, wo Elser seine ersten Sprengversuche unternommen hatte. Die Gestapoleute machten den Schmauders nachträglich die Hölle heiss: Das ganze Haus «hätte in die Luft gehen können». Karoline Schmauder war nicht auf den Kopf gefallen, bluffen liess sie sich nicht: «Grössere Beschädigungen waren in der Werkstatt nicht feststellbar, nur der Verputz von der Decke war heruntergefallen. Wir dachten uns aber, dass die Handwerksleute eben schlecht gearbeitet hätten.» Dann forschten die Geheimpolizisten nach den Abfällen, und fanden sie auf dem Dachboden in einem Spänesack: die Trümmer von Elsers Sprengversuch und seine Konstruktionszeichnungen. Ein Fehler Elsers, denn an Nachforschungen der Gestapo, selbst nach einem Erfolg in München, hatte er nicht gedacht. Technisch war er brillant, nur in die Arbeitsweise der Polizei konnte er sich nicht hineindenken.

Mit den Ergebnissen bei den Schmauders erhärtete sich der Verdacht gegen Elser. Diese Nachricht ging sofort nach Stuttgart und von dort nach München. Am 12. November abends war in München Elsers wahrscheinliche Täterschaft bekannt. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wird Elser ausführlich gefoltert worden sein. Zwei Tage lang hielt er diesen Qualen stand, eine lange Zeit.

Maria Schmauder erhielt für ihre Kooperation Bevorzugung, auf Befehl des Berliner Gestapochefs Heinrich Müller wurde sie nur in «Ehrenhaft» genommen und nicht wie die Elsers ins Stuttgarter Polizeigefängnis Büchsenstrasse eingesperrt. Sie wohnte bei der Familie des Gefängnisverwalters Schwarz als Haushaltshilfe, wenn auch in Hausarrest. Überhaupt wurden die Schmauders milde angefasst, obwohl Elser in ihrem Haus die Konstruktion seiner Bombe begonnen und erste Sprengversuche unternommen hatte. Die Elsers dagegen, die absolut nichts mit dem Anschlag zu tun hatten, wurden inhaftiert, mit dem Tod bedroht und monatelang tyrannisiert.

Am Montag, dem 13. November, kam als Leiter der neuen Son-

derkommission Heidenheim der Stuttgarter Kriminalkommissar Krüger. Rauschenberger fuhr am Dienstag, dem 14. November, Maria Schmauder nach München, wo sie abends für einen Überraschungseffekt mit Elser konfrontiert wurde. Dabei brachte er die auf dem Dachboden der Schmauders gefundenen Trümmer aus dem Spänesack mit. Rauschenberger berichtete ausserdem Nebe, Müller und dem Kriminalrat Geissler über die Heidenheimer Ermittlungen.

Am Montag, dem 13. November, brach die Gestapo über Königsbronn herein. Fünf bis sechs Geheimpolizisten quartierten sich im «König Karl» in Heidenheim ein, zwei bis vier im «Hirsch» in Oberkochen. Über die Angehörigen hinaus wurden alle befragt, die Elser gekannt hatten: Bekannte im Zitherklub und Gesangsverein, in der Tanzstunde, die Arbeiter im Steinbruch und alle Verwandten. Es könnten mehr als hundert Personen gewesen sein, annähernd jede Familie war betroffen. Unter den Augen und der Gewalt der Gestapo fühlte sich der Ort genötigt, Georg Elser kollektiv zu verleugnen.

Die Gestapo, die bei der Überwachung des Bürgerbräukellers versagt hatte, machte aus dem unauffälligen Georg Elser das Schreckbild eines geborenen Attentäters. Keine Minute seines Lebens sollte unerforscht bleiben. Ohne Schwerpunkte zu setzen, fragten sie nach jeder Kleinigkeit. So hatte ein Geheimpolizist Elsers Kindheit und Jugend nachzuspüren, von den Kinderkrankheiten bis zum Spielzeug. Der Gemeindepfleger Georg Holl war womöglich der einzige, der nach dem Krieg diesen Druck mit Humor verarbeitete: «Ein Wunder, dass sie die Hebamme nicht vernommen haben, die bei seiner Geburt dabei war!»

Die einfachste Aufgabe hatte Kessler, eingeteilt von Krüger, dem Leiter der Sonderkommission: «Beispielsweise musste ich feststellen, mit was für Kinderspielzeugen Elser in seiner Jugend gespielt hat, was für Kinderkrankheiten Elser hatte, was für Zeitungen er gelesen hat und welcher Beschäftigung er in seiner Freizeit nachging.» Ausser einer Nachforschung bei Waldenmaier hinsichtlich der Rüstungsproduktion dienten seine Aufträge, wie Kessler sagte: «zur

kriminalbiologischen Erforschung der Vergangenheit der Familie Elser».

Die Gestapo wurde Opfer ihres schlechten Gewissens, ihrer biologistischen Weltanschauung und ihrer Verschwörungstheorie. Diese Wahnwelt konnten die Königsbronner nicht verstehen. Überall, selbst im Sandkasten und in der Waschküche, konnte schon ein Agent der Engländer gesteckt haben – oder eine Neigung zum Verbrechen oder irgendeine perverse Vorliebe offenbar geworden sein. Die Geschichte der Elser wurde Gegenstand einer «kriminalbiologischen Erforschung», kriminelle Neigungen galten der Polizei als erblich. Jeder Königsbronner befand sich am Rande der Mittäterschaft, und so etwas war ansteckend.

Der Stuttgarter Gestapomann Rappold kam nach monatelangen Ermittlungen zu einer Ansicht, die die damalige Distanzierung der Einheimischen von Elser widerspiegelt: «Georg Elser war ein sehr geschickter Handwerker, im Privatleben aber ein Sonderling.» Die Geburtsstunde der Legende vom Sonderling ist in der Situation der Hilflosigkeit zu suchen, als die verhörten Königsbronner zitternd und im Angstschweiss vor der skrupellosen Gestapo sassen und als Mitschuldige galten.

Während die drei Kriminalkommissare, die Elser in Berlin verhörten, namentlich bekannt sind, blieben die Stuttgarter Gestapoleute, die in Königsbronn und Heidenheim ermittelten, bisher unbeachtet. Von den ungefähr zehn Geheimpolizisten (darunter möglicherweise einige aus Berlin) liessen sich bisher sieben feststellen: ausser Rappold und Rauschenberger noch Kriminalrat Krüger, Paul Bässler, Otto Kessler, Jakob Bauer und ein Kriminalassistent aus Berlin mit Namen Lose oder ähnlich. Da die Gestapo am Kriegsende alle Dokumente verbrannte, müssen wir uns an die Spruchkammerakten halten. So können wir uns ein wenig vorstellen, in welchem Ton und in welchem Arbeitsstil die Gestapo in Sachen Elser ermittelte.

Otto Rappold, geb. 20. November 1891 in Stuttgart, starb am 15. August 1951 in Stuttgart, angeblich an Misshandlungen in der Haft. Eine Lüge der weinerlichen Gestapo-Generation: Tatsächlich war es die Prostata. Bei allen drei Gestapo-Männern, die in Königsbronn

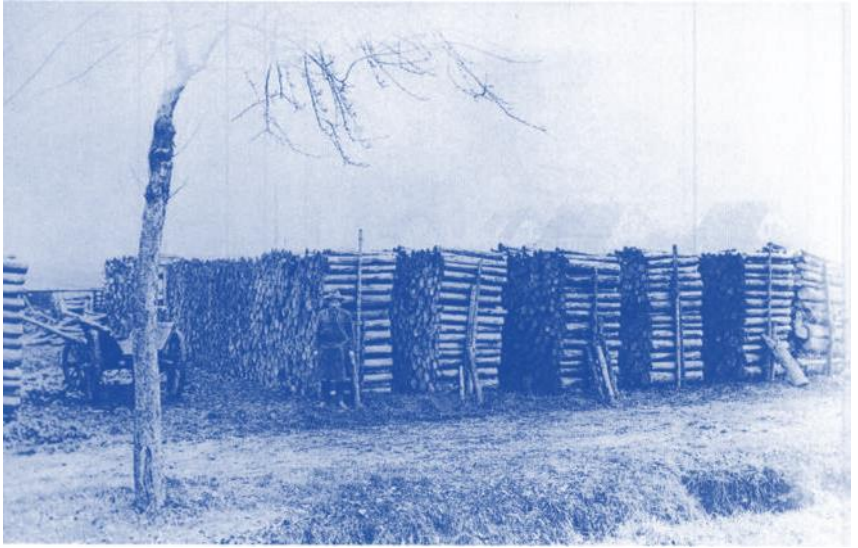
ermittelt hatten, kam ihr Verhalten in Königsbronn nie zur Sprache, es fehlten Ankläger. Rappold brachte es 1932 zum Kriminalsekretär, Besoldungsgruppe 7A, weit unter dem Kommissar, und galt in Stuttgart als ein brutaler Typ. In der Partei war er Ortsgruppenhauptstellenleiter und Personalreferent in Stuttgart-Kaltental. Nach der Errichtung des AEL (Arbeitserziehungslager) Aistaig (bei Oberndorf/Neckar) 1941 wurde er dessen Leiter, wo er mindestens einen Häftling totschiess. Sein Vater war mit 52 Jahren als Zuchthausaufseher in Stuttgart gestorben. Im Krieg erhielt Rappold das Eiserne Kreuz II. Er hatte die Realschule in Rottenburg, dann in Stuttgart besucht und Kaufmann gelernt. Bis 1912 fand er in Basel (Schweiz) eine Anstellung als Kaufmann. Nach dem Krieg trat er in das württembergische Landespolizeiamt als Kriminalpolizist ein und gehörte zuletzt in Stuttgart zur Gestapoleitstelle als Kriminalsekretär. In einer Eingabe an die Spruchkammer schrieb er 1950 nassforsch, im Vertrauen auf die Vernichtung des Gestapoarchivs: «Während meiner Tätigkeit bei der Gestapo hatte ich mit politischen Delikten überhaupt nichts zu tun und habe mir keinerlei gesetzwidrige Handlungen zu Schulden kommen lassen.»

Bei der Stuttgarter Gestapo arbeitete Rappold seit 1936 im Referat III (Spionage-Sabotage-Abwehr), wo er es zum stellvertretenden Referatsleiter brachte. Über einen von ihm misshandelten Häftling sagte ein Aistaiger Zellengenosse aus: «,Lieber sterben, als von diesen Hunden [sich] zugrunde richten lassen'. Er wurde nachts um 1.00 Uhr oder 2.00 in unsere Baracke gebracht, sein Gesicht war blau und voller Blut. Obwohl er kaum mehr stehen konnte, musste er auf einem runden Deckel stehen, wo er vor Schwäche immer wieder umfiel. Dann wurde er vom Verstorbenen [Rappold war 1951 gestorben] und zwei weiteren Wachleuten solange mit Farrenschwanz und Gummiknüppel geschlagen, bis er tot umfiel.»

Der zweite Gestapomann Wilhelm Rauschenberger wurde am 6. September 1900 in Haiterbach (Kreis Calw) geboren. Bei seiner Berufung 1948 gegen den Spruchkammerbescheid stellte er sich so heraus: «Ich bin der einzige Beamte der politischen Polizei Stutt-

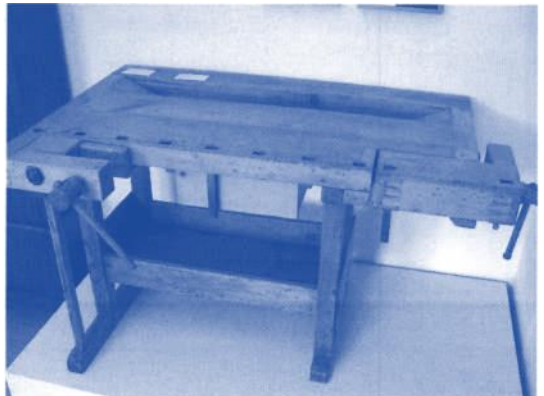
garts und Württembergs überhaupt, der 12 Jahre lang im Referat Hochverrat tätig sein musste.» Sein Vater, ein Hafner, verunglückte 1901 tödlich im Wald. Der Stiefvater war Bierbrauer und fiel als Soldat in Russland. Rauschenbergers Bruder wurde in Italien schwer kriegsverletzt und starb als Kriegsoffer in einer Irrenanstalt. Rauschenberger machte die Realschule und eine Lehre als Sattler und Tapezierer in Nagold. Nach dem Krieg arbeitete er als «Notstandsarbeiter» mit Spaten und Pickel in Haiterbach. 1921 kam er zur Ordnungspolizei auf den Heuberg – 1933 das erste KZ in Württemberg –, 1930 Kripo Stuttgart im Referat IIA (Diebstahl-Betrug-Unterschlagung). 1933 wurde er zur politischen Polizei ins Hotel Silber versetzt, ab 1934 Kriminalsekretär, seit 1938 bei der Gestapo im Referat IV 1a (Hochverrat).

Wilhelm Häbich, der mit knapper Not dem Todesurteil entging, sagte 1947 als Zeuge aus: «Als Mitangeklagter in dem Prozess gegen die zum Tode verurteilten Max Wagner und Hummler mache ich folgende Angaben.» Als Häbich damals nicht zugab, illegal Radiosendungen gehört zu haben, «schlug mich Rauschenberger mit der Faust ins Gesicht, so dass mir ein Vorderzahn ausbrach. Als ich das verlangte Geständnis nicht machte, wurde ich wieder abgeführt mit den Worten: Der Lump soll verrecken. Am Nachmittag des gleichen Tages holte mich Rauschenberger aus der Haftzelle mit den Worten: Komm raus, du Lump. Als wir in dem Verhandlungszimmer ankamen, ging Rauschenberger an einen kleinen Schrank, in dem ein Gummiknüppel hing, und sagte zu mir: Ich lasse Dir noch 10 Minuten Zeit, wenn Du dann nochmals sagst, du habest nur 6-8 mal Radio gehört bei dem Oberkommunist Wagner, dann schlag ich Dich mit dem Gummiknüppel, dass Du verreckst. Weisst, bei dem Wagner wackelt der Kopf, und Hummler wird mal 8-10 Jahre ins Zuchthaus kommen, und wenn Du Deine Strafe hinter Dir hast, fliegst Du ins KZ noch ein paar Jahre, damit Du den Kommunismus und die Idee von [!] Nationalsozialismus kennenlernst, Du verkommenes Subjekt.» Wagner und Hummler wurden am 25. September 1944 in Berlin hingerichtet.



1 Elsers Vater Ludwig in Königsbronn, verloren vor einer Holzbeige (1920)

2 Elsers Arbeitsstelle in Konstanz (1925-29/30), Einwohnerbuch 1925, S. 326.



3 Kinderhobelbank von Georg für den Bruder Leonhard (1923)



4 Elser am Bodensee (1929)

rechte Seite:

5 oben: Elser (Mitte) in Meersburg, beim Roggendreschen (Frühjahr 1932)

6 unten links: Ausflug ins Wental bei Steinheim auf der Schwäbischen Alb (um 1934), vorne rechts die Freundin Elsa Härten, vorne links der Freund Eugen Rau

7 unten rechts: Georg Elser mit Bruder Leonhard (um 1937).





8 Elser nach einer Zeichnung des Königsbronner Künstlers Krause
(um 1935)



9 Elser mit der typischen Knickerbocker, mit der er auch im ersten Steckbrief der Gestapo charakterisiert wurde (um 1937)



10 zwei von Elser hergestellte Uhren
(1930er Jahre)

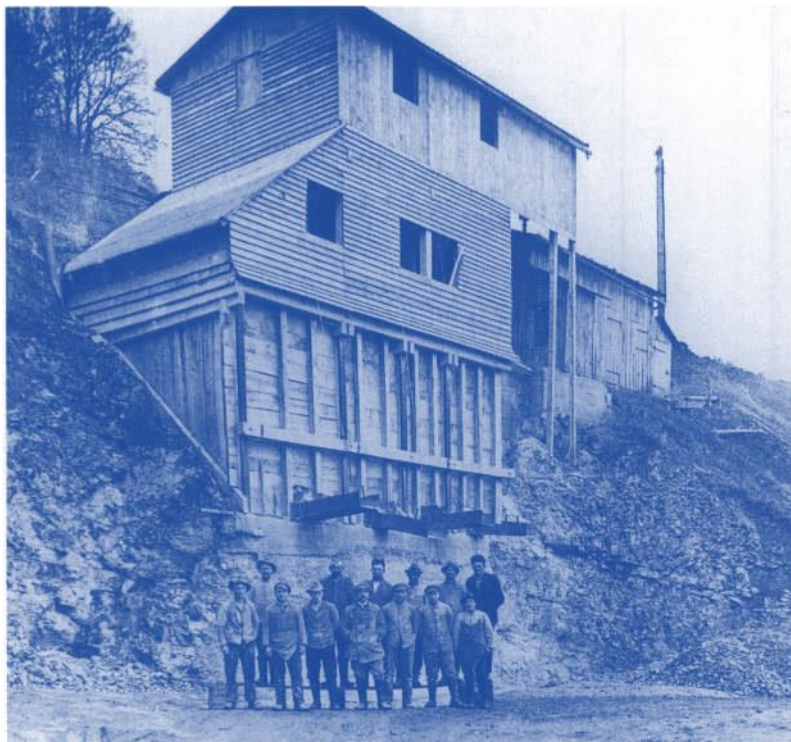


11 Passfoto seines Heidenheimer
Fotografen, erhalten nur in der
Schweiz (um 1936)

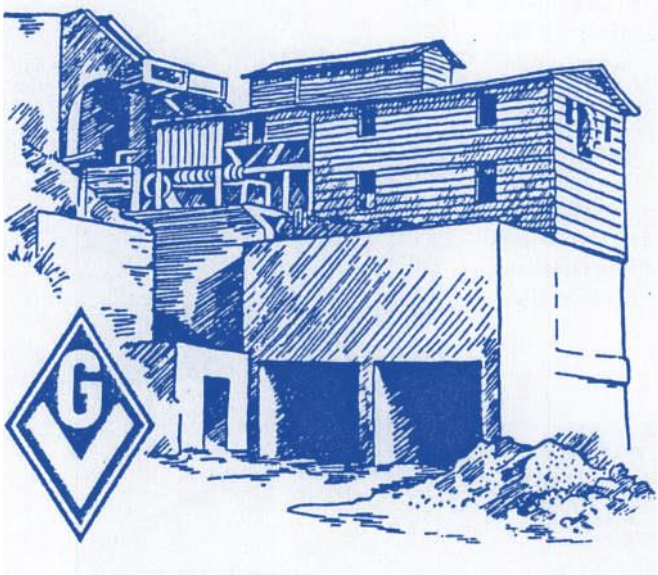


12 Königsbronn, auf dem Platz vor dem «Weissen Rössle» (Zustand 2009)
verweigerte Elser 1938 bei der NS-Maikundgebung der Nazifahne den Gruss.

13 Heidenheim-
Schnaitheim,
Benzstr. 16 (links),
hier unternahm
Elser 1939
seinen ersten
Sprengversuch;
Benzstr. 18
(rechts) seine
Schlafstelle,
heute umgebaut
(Zustand 2009).



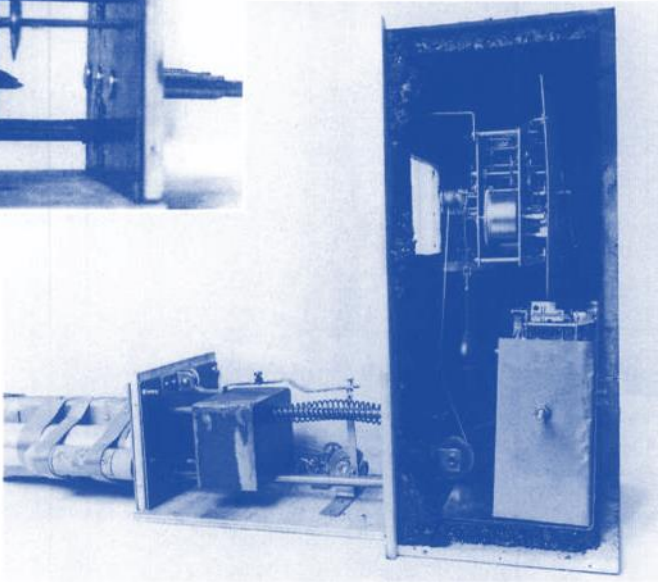
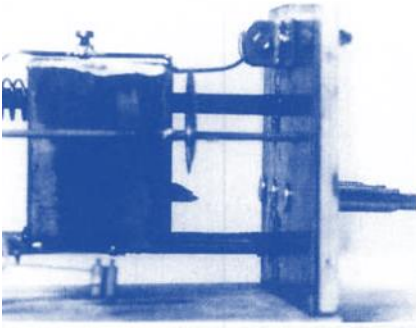
14 Steinbruch in Königsbronn, 1. Reihe 2. von links Sprengmeister Georg Kolb, 4. von links Besitzer Georg Vollmer.



15 Steinbruch in Königsbronn, vorne links das Sprengstoffmagazin (abgebrochen 1950er Jahre). Zeichnung auf einem Briefkopf der Firma.

16 Heidenheim-Schnaitheim, Heckenstr. 9 (Zustand 2009), Haus von Elser kommunistischem Freund Joseph Schurr, wo Elser ab Anfang 1937 ausländische Radiosender hörte.





17 Elsers Sprengapparat, von ihm nachgebaut in Gestapohaft Dezember 1939, im Krieg zerstört.

18 kleines Bild: Elsers Sprengapparat, Schlitten mit Feder, der 3 Nägel auf die rechts steckenden Gewehrpatronen einschlägt.



19 Nachbau des Sprengapparats durch die Filmproduktionsfirma Bavaria für den Film «Georg Elser – Einer aus Deutschland» (1989).



20 Hitler redet am 8. November 1939 vor dem Pfeiler
(links Fahne davor) mit der tickenden Bombe.

	12. Aufgenommen in Geheime Staatspolizei	
	am 15. 11. 1939	
Verletzung,	klassifiziert am	von
	nachgeprüft am	von

13, Eigenhändige Unterschrift:

Georg Elser



21 oben: Unterschrift unter dem Münchner Fingerabdruck-Bogen (15. November 1939), nach zwei Tagen Folterung.

22, 23 Gestapofotos (November 1939), stets mit Folterspuren am linken Auge. Abb. 22 zeigt das älteste Pressebild der Gestapo, bis Anfang 2003 Standardfoto der Presse.



24-26 Gestapofotos (November 1939). Abb. 24/25 ist Elser zu sehen vor seiner grossen, im Verhör angefertigten Zeichnung über seinen Sprengapparat.





27 Gestapofoto nach dem
Spritzen des Dopingmittels
Pervitin (Dezember 1939).



28 Gestapofoto
(November 1939)



Nach dem Täter die Auftraggeber BRUNNEN/SCHMIDT



Verdammt, das Blut bleibt kleben! BRUNNEN/ROSE

Wer tat das Attentat?



SZ-Zeichnungen: E. M. Lang
Loritz: „Weg da, Elser! Die Geschichte verlangt es von mir ...“

29-31 Karikaturen auf Elser's Tat:

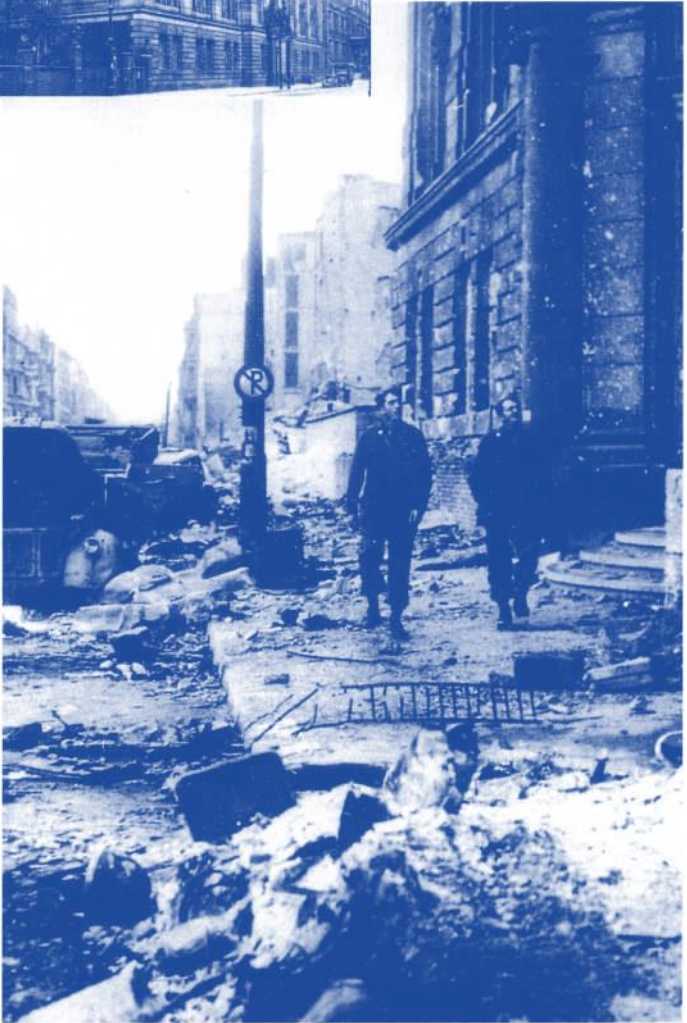
Abb. 29 oben links:
Völkischer Beobachter
23. Nov. 1939, S. 1.

Abb. 30 oben rechts:
Völkischer Beobachter
12. Nov. 1939, S. 4.

Abb. 31 links: *Süd-deutsche Zeitung*
21. Juli 1949. Der ehemalige KZ-Kommandant Hans Loritz (Selbstmord 31. Januar 1946) hatte nach Kriegsende das Attentat als seine eigene Tat beansprucht.



32 Reichssicherheitshauptamt (RSHA) Berlin, Prinz-Albrecht-Strasse 8 (Gestapo), Zustand 1932.



33 Eingang zur zerstörten Berliner Gestapozentrale (1945).

Die Beurteilung des Berliner Zeugen Werner Schlie vom 11. Juli 1947 über seine Erfahrung in Stuttgart im «Hotel Silber» mag fürs erste genügen: «R[auschenberger] war ein 100%iger überzeugter Nazi gewesen und ein übler, gemeiner und sadistischer Mensch, dessen besondere Freude war, andere Menschen zu quälen und an ihren Leiden [sich] zu ergötzen.»

Im April 1942 wurde er, weil er seinem Chauffeur auf einer Dienstreise Alkohol erlaubte, so dass ein Unfall passierte, an die russische Front strafversetzt. Im selben Jahr bekam Elser's Mutter eine Postkarte von einem R. mit der Nachricht, dass Elser noch lebe. Dieser R. dürfte Rauschenberger gewesen sein. Er selbst meinte 1950 dazu: «Es ist möglich, dass ich im Jahre 1942 aus Russland eine Karte an die Familie Schmauder in Schnaitheim gesandt und dabei vermerkt habe, dass Elser lebe. Ich erinnere mich, dass ich im Sommer 1942 beim Stabe der 9. Armee einmal einen SS-Führer aus Berlin getroffen habe, der mir u.a. sagte, Elser lebe noch und befinde sich in Dachau. Seit dieser Zeit habe ich von Elser nichts mehr gehört.» Bei aller Brutalität scheint ihn zeitweise, zumindest an der Front, etwas Nostalgie gestreift zu haben.

Wenn Rauschenberger schon voll krimineller Energie steckte, so wurde er von Paul Bässler noch übertroffen. Bässler kam am 21. November 1895 in Heutingsheim auf die Welt, 1920-38 war er bei der Kripo Stuttgart, dann Kriminalsekretär bei der Gestapo Abt. II B, Sicherheitsdienst-Spitzel, 1942 mit dem berüchtigten N-Referat («Nachrichten»; Koordinierung aller Gestapo-Spitzel) betraut. Nach dem Krieg zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, bereute er seine Grausamkeiten nie, sie seien notwendig gewesen, um das deutsche Volk vor den polnischen Fremdarbeitern zu retten.

Bässler war beruflich unqualifiziert und arbeitete vor dem Krieg als Hilfsarbeiter in der Salamander-Schuhfabrik Kornwestheim, dann als Hausknecht im Ratskeller Ludwigsburg, lernte Kellner und wurde nach dem Krieg im Kaufmännischen angelehrt. Er zählte in Württemberg zu den ältesten Nazis. 1923 stand er bereit, in Abstimmung mit dem Hitler-Putsch vom November 1923 an einem Marsch auf Berlin teilzunehmen, um die Republik zu zerstören. Er zählte

zur ältesten Elite unter den «Alten Kämpfern». Seine Beschränktheit bewies er auch in der politischen Einschätzung Elasers, den er übrigens gar nicht verhört hatte. Während alle Gestapoleute bestätigten, Elser habe sich politisch nicht hervorgetan, sei nirgends Mitglied gewesen, schleuderte Bässler 1950 eine Phrase der Nazi-Kriminalistik gegen die Linke: «Aus seiner marxistischen Einstellung heraus fasste Elser den Entschluss, Hitler zu töten, weil er mit seiner Politik nicht einverstanden war.» Aber «marxistisch» hatte bei der Gestapo die Sozialdemokratie gemeint, über diese Richtung war bei Elser nie gesprochen worden. Bässler hatte offenbar den Krieg als Elasers Attentatsgrund nie mitbekommen.

Seine Spruchkammerakte enthält gleich vorne eine Beurteilung durch das Polizeipräsidium Stuttgart vom 31. März 1947: «Bässler wird als sturer, eigensinniger, jähzorniger und sadistischer Beamter bezeichnet, bei dem die vorerwähnten Eigenschaften jegliches Menschengefühl verdrängten. Eine menschliche und gerechte Bearbeitung und Beurteilung war[en] daher bei ihm schon von vornherein ausgeschaltet, und wehe dem Häftling, der ihm irgendwelche Schwierigkeiten bereitete. Er verstand es meisterhaft, aus einer kleinen Sache künstlich eine ‚grosse‘ zu machen.»

Sofie Günther, einst Putzfrau bei der Gestapo, sagte über ihn aus: «Der Gestapobeamte Bässler ist mir als ein saugrober gemeiner Mensch im Gedächtnis. Sein Tagewerk begann erst abends, wenn Ruhe im Hause war und die Beamten sich schon entfernt hatten. Die Gefangenen wurden von ihm aus den Zellen herausgeholt und von ihm vernommen. Bei diesen Vernehmungen haben wir deutlich Schreie und Schläge der Gefangenen vernommen. Bässler hat geschrien wie ein Ochse. Verstehen konnte man von ihm nichts. Wir hätten uns auch nie getraut, etwa an den Türen zu stehen und zu lauschen.»

Adolf Stümpflen, Mechaniker, wurde 1942 Bässlers Opfer: «Dort [bei der Gestapo Stuttgart] wurde ich zuerst im Arbeitszimmer von Bässler vernommen, dabei andauernd geschlagen und zwar mit den Fäusten ins Gesicht und auch mit Fusstritten. Dabei vergass Bässler nicht, immer vorher die Pistole auf den Tisch zu legen mit

der Drohung, wenn ich mich dagegen wehren würde, so würde er ohne Weiteres von der Waffe Gebrauch machen. Derartige Vernehmungen wiederholten sich bei mir 4-5 Nächte. Einmal kam während einer Vernehmung Fliegeralarm. Daraufhin führte mich Bässler in den Gestapokeller und übergab mich seinen Schlägern Fritz und Kaspar mit der Bedeutung, sie sollen sich mit mir ‚unterhalten‘. Mir wurden die Hände auf den Rücken gefesselt und [ich] musste nun die berüchtigten Turnübungen machen, wie Hüpfen in Kniebeuge usw. Während dieser Übungen schlugen Fritz und Kaspar mit einem Lattenstück und Gummiknüppel auf mich unmenschlich ein. Es geschah dabei, dass ich von der Wucht der Schläge umfiel. Kaspar schob dann eine Degenscheide mit dem kantig flachen Schleifstück unter mein Gesäss, um mich auf diese Weise weiter zu plagen. Mein öfteres Zusammenbrechen war für beide das Signal, ihre Schläge noch kräftiger und wuchtiger auf mich niederhageln zu lassen.

Nach dem Geschilderten brauche ich wohl nichts mehr hinzuzufügen, als dass Bässler einer der grössten Schweinehunde war, die mir während meiner ganzen Haftzeit begegnet sind.»

Ein dritter Stuttgarter Gestapomann auf Elzers Spuren war Otto Kessler, geb. 25. Juni 1911 in Rottenburg/Neckar, Mechanikerlehre, Mitglied des christlichen Metallarbeiterverbandes, seit 1931 bei der württembergischen Schutzpolizei Weingarten, später im Polizeirevier Stuttgart-Feuerbach, 1937 Polizeipräsidium Stuttgart, seit dem 1. Mai 1933 Mitglied der NSDAP, 1938 mit einer Polizeitruppe beim Einmarsch in Österreich dabei, Oktober beim Einmarsch ins Sudetenland. 1939 zur Gestapo Abt. III (Spionage). 9. November 1944 wurde er Kriminalsekretär.

Vor der Spruchkammer gab er sich als völlig harmlos aus, er sei Gegner jeder Gewaltmassnahme gewesen. Das konnte seine Sekretärin nicht bestätigen, während diese abhängig beschäftigten Frauen gewöhnlich auf Biegen und Brechen für ihre Chefs sprachen. Marta Sell, Sekretärin im «Hotel Silber», erklärte vor der Spruchkammer in Ludwigsburg am 15. Juli 1947: «Der Gestapobeamte Kessler hat

des Öfteren scharfe Vernehmungen durchgeführt und die Häftlinge geschlagen. Ich selbst war bei diesen Vernehmungen nicht zugegen. Blutig geschlagen wurden sie im Vernehmungszimmer nicht. Hierzu war ein extra Kellerraum eingerichtet worden, wo die Häftlinge noch einmal besonders Schläge erhielten. Dies kam aber seltener vor. Zu diesen Schlägereien wurden die Gestapo-Beamten Kessler, Grünewald und Kaiser als grösste Schläger herangezogen. Einmal hat Kessler zu mir gesagt, als ich ihm vorhielt, dass er sein Treiben einmal zu verantworten hätte, ‚ich sei ein christlicher Donterwetter‘ [!]. Ich habe ihm die Vorhaltung dazumal gemacht, da Kessler gerade wieder einen Menschen in ein KZ eingewiesen hatte.»

Über Kriminalrat Krüger heisst es nur, er sei später in Jugoslawien gefallen.

Nach diesen Zeugnissen können wir uns vorstellen, welcher Ton bei den monatelangen Verhören in Königsbronn und Heidenheim herrschte. Die in der Gestapozentrale «Hotel Silber» in Stuttgart üblichen Misshandlungen konnten sie sich hier zwar nicht erlauben, die waren eher innerhalb der Stuttgarter Diensträume und vor allem im Keller möglich. Aber im Ton dürfte es in Königsbronn und Heidenheim ähnlich zugegangen sein: Anschreien, Erpressung, Drohung, Niederschreiben falscher Zeugenaussagen, Berufung auf angebliche Geständnisse anderer usw. Georg Elzers Familie bezeugte nach dem Krieg, bei der Gestapo Berlin sei der Ton freundlicher gewesen als in Stuttgart.

15 DIE KÖNIGSBRONNER IN BERLIN

Am Montagmorgen, den 13. November 1939, fiel die Gestapo mit Verhaftungen über Königsbronn her: Es traf die Eltern, Georgs Geschwister und Verwandte samt Ehepartnern. Immer musste es extrem schnell gehen, wie es auch aus den Lagern bekannt ist: eine Schikane zur Einschüchterung. So durfte Georgs Bruder Leonhard

in den Königsbronner Hüttenwerken, wo er arbeitete, nicht einmal seinen Arbeitsschurz aus- und sich umziehen: er wurde im Schurz nach Stuttgart transportiert. Erst am 28. November 1939 kamen die Verhafteten wieder aus Berlin zurück, das Ehepaar Hirth sogar erst am 20. Februar 1940.

Ein Grund für die Verhaftungen wurde nie angegeben, es galt die höchste Geheimhaltungsstufe, erst bei den Verhören entstand langsam Klarheit über den Haftgrund. Am ersten Tag wurden die Königsbronner eingesammelt, zuerst im Königsbronner Rathaus festgesetzt, wo ein Gestapobüro eingerichtet wurde, dann ins Heidenheimer Rathaus verbracht, wo die Sonderkommission der Stuttgarter Gestapo tagte, abends von der Gestapo mit Autos nach Stuttgart gefahren und im Polizeigefängnis Büchsenstrasse eingesperrt.

Maria Elser, Georgs Mutter, kam in eine Gemeinschaftszelle mit fünf Frauen, die anderen zumeist in Einzelzellen. Alle waren voneinander isoliert. Verhört wurde die Mutter meistens zweimal täglich, immer von jemand anderem und in Zivil. Sie glaubte nicht, dass ihr Georg der Attentäter sei, noch 1950 hatte sie Zweifel, vielleicht sei er von jemandem benützt worden.

Ihre Harmlosigkeit gab sie nach dem Krieg zu Protokoll: «Ich konnte gar nicht glauben, dass Georg der Attentäter sein sollte, denn da hat ja mein Herz nicht daran gedacht, dass er so etwas tun würde. Auch heute noch bin ich mir darüber im Zweifel, ob Georg der wirkliche Attentäter war und bin noch nicht restlos davon überzeugt.» Nur ihr Mann, der bereits 1942 starb, sei bei den Verhören manchmal angefahren worden, er sprach halt «etwas viel, was er nicht hätte tun sollen», meinte sie. Sie hielt, wie sich das für eine unpolitische Mutter gehörte, im Zweifelsfall zur Obrigkeit, hier zur Geheimpolizei. Alle Elsers bestätigten, sie seien nicht geschlagen worden. Von Bedrohungen, Schreien usw. sprachen sie nicht – man hatte sie nicht danach gefragt.

Allein und vor den anderen wurde Maria Elser von einer Frau mit dem Nachtzug nach Berlin gebracht, in das Gefängnis Moabit eingeliefert, Georg gegenübergestellt und später wie die inzwischen nachgekommenen Familienmitglieder im Hotel«Kaiserhof» einge-

sperrt. «Ehrenhaft» hiess das und war von Hitler angeordnet.

Am schlimmsten spielte man Georgs Schwester Maria Hirth mit. Der Grund dafür lag in dem Gepäck, das Georg bei ihr zurückgelassen hatte, und in seinem letzten Besuch am 6./7. November. Maria Hirth galt als Mitverschworene, denn im grossen Koffer mit dem doppelten Boden fanden sich Zeichnungen, Uhrenteile, Zünder und Ähnliches, in der Werkzeugkiste so gut wie alles, was der Attentäter benützt hatte. Der Gestapomann Bässler stellte bei der Hausdurchsuchung fest: «Im gleichen Koffer befanden sich einige kleine Uhrwerke und 2 Fahrtrichtungsanzeiger für Kraftwagen. Die letzteren waren so abgeändert, dass sie evtl. als Zündapparat hätten verwendet werden können.»

Maria wurde eine sprichwörtliche Eigenschaft der Schwaben zum Verhängnis: Sie können nichts wegwerfen – erst recht nicht, wenn es sauer erworben und mit viel Herzblut eingesetzt wurde. Hätte ihr Bruder Georg Werkzeuge, Zeichnungen und Sprengutensilien in München in der Isar versenkt, wo sie am tiefsten ist, er hätte seiner Schwester Terror und Traumatisierung erspart. Georg war ein vorzüglicher Handwerker und perfekter Schweiger, aber die Innenseite des Terrorapparats konnte er sich nicht vorstellen, da fehlte ihm die politische Erfahrung – aber die fehlte anfangs allen Widerstandskämpfern.

In ihrer Zeugenvernehmung nach dem Krieg sprach Maria Hirth nur davon, dass sie in Stuttgart bei den Verhören «sehr streng behandelt» worden sei – die Verharmlosung einer lebenslänglich Eingeschücherten. Die Stuttgarter Kripo fragte 1950 lieber nicht weiter, so genau wollte sie gar nicht wissen, wie die Kollegen sich damals aufgeführt hatten. Die Wahrheit traute sich nur ihre Schwester Anna Lober zu sagen: «Lediglich meiner in Stuttgart wohnenden Schwester Maria Hirth wurde in Stuttgart bei den Verhören mehrmals gedroht, sie würde umgebracht, wenn sie die Wahrheit nicht sagen würde.» Anna scheint von Georgs Schwestern die mit dem stärksten Selbstbewusstsein gewesen zu sein, die sich von Autoritäten nicht einschüchtern liess, ihrem Bruder hierin am nächsten.

Marias Peiniger war der berühmte Gestapomann Paul Bässler, der nach Kriegsende wegen seiner stadtbekanntem Misshandlungen am längsten in Internierungshaft blieb. Maria Hirth kam wie alle Königsbronner zuerst ins Untersuchungsgefängnis Moabit, einige Tage später in den «Kaiserhof». Ihr Mann Karl Hirth wurde in Stuttgart an seinem Arbeitsplatz im «Württembergischer Hof» vom Kripobeamteten Steiner festgenommen und ebenfalls ins Polizeigefängnis Büchsenstrasse abgeführt.

Die Schwester Anna Lober wurde mit ihrem Mann am 13. November 1939 in Stuttgart-Zuffenhausen verhaftet, in die Gestapozentrale Büchsenstrasse eingeliefert und wie alle anderen erkenntnisdienstlich behandelt: Fingerabdrücke und Fotos. Alle Elser galten als Verbrecher. Dabei erhielt die am wenigsten erschrockene Anna Lober trotz Nachfragen keinen Grund für die Verhaftung genannt, «worüber ich mich furchtbar ärgerte», wie sie nach dem Krieg der Kripo zu Protokoll gab – ihres toten Bruders würdig. Auch sie wollte ursprünglich nicht glauben, dass Georg den Bürgerbräukeller in die Luft gesprengt hatte, sie wurde «in sehr scharfer Form» verhört. Nach dem Krieg rang sie sich zu der Erkenntnis durch: «Dass mein Bruder auf die Idee kam, dieses Attentat auszuführen, ist ihm schon zuzutrauen, und er war zweifellos auch in der Lage, die technischen Vorbereitungen für das Attentat selbst durchzuführen.» Allerdings dachte sie noch ein wenig an Hintermänner und Geldgeber. Keines der Geschwister hatte in Georg hineinsehen können, zwischen ihnen stand eine Wand des Schweigens. Das Spiegelbild einer Familie, die nach Georg Elser's Aussagen unpolitisch war. Er zog es schon früh vor, zu Hause nicht über Politik zu reden, wo wegen des grossen Alkoholkonsums und der Gewalttätigkeit des Vaters sowieso ständig Streit herrschte. Aus der Familie flüchtete er in die Musik, den Tanz und ins Wandern. Die Musik blieb ihm bis in den Tod.

Wie seine Geschwister wurde der Jüngste, Leonhard, am 13. November 1939 verhaftet, seine Frau einige Tage später. Als die Gestapo sie aus der Waschküche heraus mitnehmen wollte, in ihrer Arbeitskleidung, bestand sie energisch darauf, dass sie sich noch umziehen müsse, und ging in ihre Wohnung hinauf. Die beiden Gehei-

men, immer hinterher, sollten sie nicht aus den Augen lassen und drängten oben hinter ihr ins Schlafzimmer. Sie erklärte, sie wolle hier alleine sein, machte rasch die Tür zu und schloss ab. Eine Geste, die bei einiger Courage auch im Gestapostaat möglich war.

Am 15. November wurde Elsers Freundin Härten bei ihrer Mutter in Göppingen-Jebenhausen durch den Göppinger Kripobeamten Sauter verhaftet und wie eine Verbrecherin behandelt. Am selben Tag erwischte es den Steinbruchbesitzer Georg Vollmer in Königsbronn mit Ernst, seinem Sohn, mit dem Buchhalter sowie dem Sprengmeister Kolb.

Vermutlich am 23. November, dem letzten Tag des Berliner Gestapoverhörs mit Elser, brachte die Gestapo alle in Stuttgart einsitzenden Verwandten samt Elsa Härten in einem streng bewachten Sonderwagen des Nachtzugs nach Berlin. Elsa sprach vor der Kripo 1950, sie und die ganze Familie Elser seien «mit einem Sonderzug nach Berlin gebracht» worden. Auch Maria Hirth sprach 1950 von einem «Sonderzug», sie und ihr Mann seien in einem eigenen Abteil gewesen «unter Bewachung von zwei Kriminalbeamten».

Dass alle zusammen führen, erkannte und behielt auch der Bruder Leonhard, den anderen ging in der Angst und Nacht und vor lauter Geheimnistuerei und Gestapogebaren alles durcheinander. Die ganze Nacht durfte niemand sprechen. Auch Elsa erinnerte sich 1959 daran, dass sie begleitet war von einem Gestapomann und seiner Sekretärin und in ein Einzelabteil kam. «Im gleichen Zug waren lauter Königsbronner.» Gemeint war die Familie Elser.

Der Vater Elser wurde nicht mitgenommen, er war durch sein Rheuma schon zu hilflos. Jeder sass in einem eigenen Abteil, nur die Ehepaare zusammen, Bewacher links und rechts, kein Wort durfte gesprochen werden, auch zur Toilette ging's nur mit Begleitung.

Nach der Ankunft in Berlin ging es morgens vom Anhalter Bahnhof zuerst ins Gefängnis Moabit. Als die Elsers wie schon in Heidenheim und Stuttgart nichts Brauchbares aussagten, wurden sie nach einigen Tagen verlegt ins Hotel Kaiserhof, Ziethenplatz 4, ins

prächtigtste Hotel des Regierungsviertels, zwischen Wilhelmstrasse und Mauerstrasse. Nach Anna Lober wohnten sie «im obersten Stockwerk» des Kaiserhofes. Der gewaltige Komplex war vor dem Ersten Weltkrieg das bevorzugte Hotel des Adels und der Diplomaten. Hier hatte Hitler vor 1933 sein Hauptquartier, und er kehrte nach wie vor gerne hier ein, eine ungarische Kapelle hatte es ihm angetan. Maria Schmauder wurde als Vorzugshäftling persönlich von Rauschenberger nach Berlin gebracht und «in einem Hotel in Ehrenhaft» gehalten. Die Elser kamen gut unter, aber in Zimmerarrest, vor jeder Tür stand eine Gestapo-Wache. Wer auf die Toilette wollte, musste klopfen und sich begleiten lassen. Das Essen wurde gemeinsam in einem Saal eingenommen, aber auch beim Essen durfte niemand reden. Nur Elsa Härten, nach den Klatschmäulern und dem Gerichtsspruch als schuldig geschieden, war ein Fremdkörper und bekam ihr Essen von einem Pagen aufs Zimmer serviert. Sie war schon bei der Ankunft in Berlin getrennt worden und fuhr mit einem Taxi direkt in die Reichskanzlei, wie sie glaubte – es war die Gestapozentrale in der Prinz-Albrecht-Strasse 8. Über lange Gänge wurde sie zum Verhör bei Heinrich Himmler geführt, der sie 2-3 Stunden verhörte und bei aller Strenge der Fragen «sehr nett zu ihr gewesen» sei.

Zu den Verhören, die zumeist nachts stattfanden, brachte ein Gefangenenwagen die Häftlinge vom «Kaiserhof» ins nahe Reichssicherheitshauptamt, vermutlich ins Zimmer 337 zu Kommissar Schmidt. Allen fiel auf, dass hier der Ton höflicher ausfiel als in Stuttgart. Leonhard Elser: «Die Behandlung war wechselnd, nicht unfreundlich, aber manchmal, wenn die Gestapo-Leute auf ihre ewigen Fragen keine Antwort erhielten, wurde auch gebrüllt und geschrien.»

Elsa Härten wurde nacheinander von sieben bis acht verschiedenen Gestapoleuten verhört, darüber sprach sie 1950: «Der ganzen Aufregung und den andauernden Vernehmungen war ich körperlich und seelisch nicht gewachsen und bin am 2. oder 3. Tag zusammengebrochen. Erst nachdem man mir Stärkungsmittel gab, konnte ich wieder Aussagen machen. Am 2. Oder 3. Tage wurde ich in der

Nacht gegen ½ 2 Uhr zu Himmler gebracht, der mich ebenfalls stundenlang vernommen hat. Ich musste ihm meine ganzen Verhältnisse und auch über mein Zusammenleben mit Elser bis ins Kleinste berichten. Er war sehr nett zu mir und hat mir lediglich vorgehalten, warum ich keiner Gliederung der Partei oder wenigstens der Frauenschaft angehöre. Er meinte, dies sei ein Beweis für meine negative Einstellung zur Partei und für mich sehr belastend. Über die ganze Vernehmung wurde Protokoll geführt.»

Im Gespräch mit einem Journalisten führte Elsa 1959 noch weiter aus: «Himmler habe sie aber beruhigt und sei sehr nett zu ihr gewesen. Er habe sie aufgefordert, sich zu setzen, und sie solle ihm haarklein alles von Anfang an erzählen, wie sie in Königsbronn gelebt habe, wie es angefangen ist [!], wie sie geheiratet habe, wie sie Elser kennengelernt habe. Sie solle ihm alles erzählen, nichts auslassen, so ausführlich wie möglich. Sie hat es getan. Sie hat von all ihren Schwierigkeiten erzählt und von Elser, der so ganz anders war als ihr trinkender Mann. Himmler habe sie nur selten unterbrochen, dann nur kurze Fragen gestellt, manchmal verständnisvoll mit dem Kopf genickt. Himmler habe ihr auch gesagt, er könne sich nicht vorstellen, dass dieser Mensch das getan haben soll. Dies war mehr eine Erzählung als ein Verhör, aber sie wurde eindringlich von ihm ermahnt, nur die Wahrheit zu sagen. Dann stand er plötzlich auf, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: ‚Hut ab vor Ihnen, Frau Här- len, Sie sind wirklich eine wackere Schwabenfrau!‘.»

Die Gestapozentrale konnte sich mit verschiedenen Gesichtern zeigen, jetzt war von oben ein freundliches befohlen. Die Vorzugsbehandlung der Familie Elser ging auf Hitler zurück, dem der Attentäter ein psychologisches Rätsel aufgab. Der Reichskanzler wünschte Sippenhaft, aber mit «Anstand».

Nacheinander wurde Georg Elser einzeln seiner Mutter, seiner Schwester Maria Hirth, deren Mann Karl und der Freundin Elsa Här- len gegenübergestellt. Die Mutter wurde wohl als erste vorgeführt, vielleicht schon am 20. oder 21. – das wäre dann noch während Elsers fünftägigem Verhör gewesen. Elser sollte bei seinen Gefüh-

len gepackt werden. Die Berechnung klappte nur äusserlich, Elser weinte, als er seiner Mutter gegenüber sass, aber er erfand nicht, wie gewünscht, englische Hintermänner. Seit dem Streit um seinen Mitbesitz am neuen Haus hatte er niemanden mehr sehen wollen, ausgenommen den Vater und die Schwester Maria in Stuttgart. Seit zwei Jahren existierte für ihn diese Familie nicht mehr.

1950 erinnerte sich die Mutter: «Hier in Berlin wurde ich auch einmal in ein grosses Zimmer geführt, wo an einem langen Tisch mein Sohn Georg sass. Ich wurde ihm gegenübergesetzt und wurde gefragt, ob dies mein Sohn Georg sei und ob ich glaube, dass dieser das Attentat ausgeführt habe. Auch hier brachte ich wieder meine Überzeugung zum Ausdruck, dass ich nicht glaube, dass Georg so etwas getan habe. Mit Georg selbst habe ich nicht gesprochen, weil ich nicht wusste, ob ich mit ihm sprechen durfte oder nicht, weshalb ich mich nicht traute, etwas zu ihm zu sagen. Georg hat bei dieser Gegenüberstellung in Berlin gut ausgesehen [!], und ich habe nicht gemerkt, dass er irgendwelche Anzeichen von körperlichen Miss-handlungen trug. Georg hat geweint, als ich zu ihm hereingeführt wurde, hat aber nicht mit mir gesprochen.»

Die typische Beschreibung aus dem Mund einer ängstlichen, unterwürfigen, unpolitischen, bigotten Frau, die sich nichts traut – ausser wenn man es ihr befiehlt. Wenn sie wirklich nichts von Georgs Folterungen festgestellt hat, so weil sie nicht wollte – oder weil sie später nicht mehr mit ihm konfrontiert wurde, als er vielleicht noch schlimmer aussah. Jedenfalls sagte sie auch nichts von den üblichen Revers, über die ganze Sache mit niemandem zu sprechen, den alle in Berlin mehrmals unterschreiben mussten.

Der Wiener Gestapochof Huber war bei dieser Szene im Konferenzsaal des Reichssicherheitshauptamts anwesend. Zu Propagandazwecken wollte er Elser noch einmal verhören, in Anwesenheit der Mutter. Eine Filmkamera der Wochenschau war nebenan versteckt aufgebaut, Elsers Geständnis sollte in die Kinos kommen. Aber Hitlers gefährlichster Gegner befand sich gerade «in einer Periode der Verstockung», wie Huber sich ausdrückte, antwortete nicht oder

zäh. Elser roch den Braten und wollte sich nicht zum Affen eines Gestapo-Zoos machen lassen. Diese Taktik war seine Stärke.

Maria Hirth, zuerst alleine von Heinrich Müller vernommen, erfuhr von ihrem Bruder den wahren Hergang des Attentats, leider ging ihre Stimme bald in dummem und neidischem Geschwätz unter:

«In Berlin wurde ich auch in Anwesenheit meines Bruders vernommen. Auch mein Bruder musste in meiner Anwesenheit das Attentat schildern. Dabei erzählte er, dass er das Attentat allein gemacht hat. An Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern, ich bin aber fest überzeugt, dass er es tatsächlich allein ausgeführt hat. Bei dieser Vernehmung hat mein Bruder noch gut ausgesehen. [!] Als ich ihm später noch zwei- oder dreimal gegenübergestellt wurde, hatte er einen kahlgeschorenen Kopf und ein vollkommen geschwollenes Gesicht. Ob das Gesicht durch Schläge geschwollen war, weiss ich nicht. Bei der Vernehmung erzählte mein Bruder, er habe bei Nacht im Bürgerbräukeller gearbeitet und den abgefallenen Mörtel in einem Teppich weggetragen. Dieser Teppich befand sich dann tatsächlich bei den Sachen, die er uns von München aus geschickt hatte. In das so entstandene Loch hätte er dann eine Uhr eingebaut. Nach der Gegenüberstellung mit meinem Bruder habe ich einen Nervenzusammenbruch erlitten, und ich habe heute noch darunter zu leiden.»

Bei der Gegenüberstellung mit seinem Schwager Karl Hirth blieb Elser bei dieser Darstellung. Dazu Karl Hirth: «Sein Gesicht war angeschwollen und das eine Auge blau unterlaufen. [!] Ich nehme an, dass diese Entstellung durch Schläge entstanden ist. Ich wurde nun von den Beamten aufgefordert, Georg zu fragen, was er gemacht hat. Er sass mir an einem Tisch gegenüber. Auf meine Frage sagte er, er habe das Attentat in München ganz allein ausgeführt. Den Sprengstoff dazu habe er im Steinbruch in Königsbronn entwendet und im Bürgerbräukeller in eine Säule eingebaut. Zunächst wollte er nicht sprechen und musste von den Beamten nochmals besonders dazu aufgefordert werden. Anschliessend musste ich noch weitere Fragen

an ihn richten, an die ich mich heute aber nicht mehr erinnern kann.»

Auch eine erneute Konfrontation in Himmlers Anwesenheit erbrachte nichts Neues. Karl Hirth war ab jetzt der Meinung, Georg Elser sei allein für das Attentat verantwortlich.

Vor dem Wrack des Gestapoterrors sass zuletzt die Freundin Elsa, die vom ersten Tag an so streng verhört worden war, dass auch sie bald zusammenbrach. Die schlimmste Gegenüberstellung überhaupt, es gibt kaum eine grauenvollere Schilderung aus der Berliner Gestapozentrale. Elsa Härten bekam von Georg eine ganz andere Version zu hören, eine, die den Nazis am besten schmeckte und die Elser nur für kurze Zeit und nach äusserster Gewaltanwendung von sich gab. Wie Elser zu dieser kurzfristigen Aussageänderung gebracht worden war, ist nicht ersichtlich. Elsa meinte:

«Bei meinen Vernehmungen habe ich immer wieder zum Ausdruck gebracht, ich könne einfach nicht glauben, dass Elser allein das Attentat begangen haben soll. Anscheinend um mich zu überzeugen, wurde ich in einem Zimmer dem Elser gegenübergestellt. Er sass in der Mitte des Zimmers auf einem Stuhl, und ich hätte ihn in seinem Zustand bestimmt nicht als meinen fr[üheren] Verlobten erkannt. Sein Gesicht war geschwollen und blau geschlagen. [!] Die Augen traten aus den Höhlen, und er machte auf mich einen furchtbaren Eindruck. Auch seine Füsse waren geschwollen, und ich glaube, dass er nur deshalb auf dem Stuhl sass, weil er kaum mehr stehen konnte. In jeder Ecke des Zimmers stand ein Kriminalbeamter mit gezogener Pistole. Ein Beamter sagte zu Elser: ‚Hier ist Ihre fr[ühere] Braut. Sie ist immer noch überzeugt, dass Sie das Attentat nicht begangen haben. Sagen Sie es ihr nun selbst, dass Sie es begangen haben.‘ Ein Beamter stellte sich hinter Elser und hat ihm, damit er redet, immer wieder einen Stoss ins Genick oder den Rücken versetzt. Ich bin überzeugt, dass er nur redete, weil er körperlich gebrochen war und sich vor den Schlägen fürchtete. Er sprach dann nur stossweise und wurde immer wieder durch Schläge zum Weiterreden gezwungen. Er sagte ungefähr Folgendes: ‚Bei der F[irm]a

Vollmer habe er Schwarzpulver entwendet und mit diesem eine Höl-
lenmaschine gebaut. Er sei dazu von ausländischen Agenten ange-
stiftet worden und habe in deren Auftrag gehandelt. Die Verbindung
mit den Agenten hätte er während seiner Tätigkeit bei der F[irm]a
Waldenmaier aufgenommen, wo er als Angestellter in der Versand-
abteilung mit dem Ausland Verbindung bekommen hätte. Nähere
Einzelheiten konnte ich dabei natürlich nicht erfahren, denn Elser
wurde teils durch Schläge am Weiterreden gehindert und anderer-
seits wieder durch Schläge gezwungen zu reden. [...]

Vor Beendigung der Gegenüberstellung sagte ein Kriminalbeam-
ter zu mir, ich könne nun selbst Elser etwas fragen. Ich konnte aber
nur fragen: ‚Georg, hast *du* das getan?‘ Zunächst hat Elser nicht ge-
antwortet, sondern mich nur mit einem Blick angesehen, den ich nie
vergessen werde. Ganz langsam öffnete er dann den Mund und
sagte: ‚Else‘. In demselben Augenblick bekam er von dem hinter
ihm stehenden Beamten einen Schlag ins Genick und durfte nicht
mehr reden. Ich war damals schon und bin auch heute noch fest da-
von überzeugt, dass Elser sagen wollte, er sei unschuldig. Soviel
konnte ich als seine frühere Braut aus seinen Zügen und aus seinen
Gesten entnehmen.»

Einige Tage vorher, am 23. November, hatte Elser bei seinem
letzten Verhörtag gesagt, er glaube fest, dass er im Sinne seiner re-
ligiösen Auffassung mit dem Attentatsversuch gegen Hitler keine
Sünde begangen habe. Dieses Bewusstsein, dass nicht er der Ver-
brecher sei – sondern Hitler –, war es wohl, was Elsa Härten seinen
Gesten entnommen hatte.

Im Jahr 1959 erzählte Elsa einem Journalisten noch mehr. «Ca.
zwei Tage vor dem Ende ihres Aufenthalts [28. November 1939] im
Hotel wurd[e] sie wieder von zwei Gestapobeamten abgeholt, und
im Hotel Kaiserhof wurde sie in einen vornehm ausgestatteten Saal
gebracht. Dort befanden sich weitere Gestapoleute. Vor einem gros-
sen Schreibtisch musste sie Platz nehmen. Ihr Blick ging auf die Tür.
– Der Beamte setzte sich ihr gegenüber mit dem Rücken zur Tür. Er
sagte ihr, dass sie sehr anstrengende Tage hinter sich hätte, aber jetzt

müsse sie alle Nervenkraft zusammennehmen, jetzt käme ein Punkt, der für ihr ganzes Leben entscheidend sein könne. Daraufhin öffnete sich auch schon die Tür, und Georg Elser wurde von zwei hünenhaften Gestapobeamteten hereingeführt. Der erste Eindruck, den sie hatte: ‚Mein Gott, wie sieht denn Georg aus!‘ Er war schwarz-blau geschlagen, aufgedunsen. [!] Dennoch erschien er ihr mager und eingefallen. Er wollte zu ihr hin, wurde aber sofort zurückgerissen. Er musste etwa 3m von Frau Härten entfernt stehen bleiben. Er trug keine Handschellen und war in einen ganz neuen Zivilanzug gekleidet. Er war gut gekämmt und gut rasiert. Mehrere Beamte waren im Raum anwesend, die alles aufmerksam beobachteten. – Jetzt wurde Elser gefragt: ‚Sagen Sie, wann Sie das letzte Mal der Frau geschrieben haben? Sie haben doch heiraten wollen? Was und wann haben Sie ihr geschrieben? Wann haben Sie die Frau zum letzten Mal gesehen?‘ Es stellte sich heraus, dass Elser genau dieselben Antworten gab, die Frau Härten [hier steht der Schreibfehler: Elser] in den Verhören gegeben hatte. (...)

Frau Härten wollte an Elser eine private Frage stellen und begann: ‚Georg!‘ ... [Punkte im Original] Da fuhren die Gestapobeamteten dazwischen und sagten: ‚Nein, keine privaten Fragen !‘ Elser stand immer noch an der Tür und wurde immer wieder dasselbe gefragt. Er hat gesagt: ‚Ich habe ihr nichts gesagt, ich habe niemandem etwas gesagt. Ich wollte keinen Menschen in meine Angelegenheiten mit hineinziehen und schon gar nicht die Frau Härten.‘

Die einzige private Frage, die sie zwischendurch ganz schnell hat anbringen können, war: ‚Hast du das wirklich getan, das kann doch nicht wahr sein!‘ Er wurde dann wieder abgeführt. Seinen Versuch, Frau Härten die Hand zu geben, hat man grob abgeschnitten und ihn hinausgeschoben. Die Tür ging zu, und Frau Härten fing an zu weinen.»

Mehrfach mischte sich Himmler in die Verhöre ein. Einmal liess er alle Elsers zu einer gemeinsamen Gegenüberstellung mit Georg kommen, auch diesmal ohne Ergebnisse. Von dem nächtlichen Verhör Elsas ab 1.30 Uhr 2-3 Stunden lang in Himmlers Büro war schon die Rede.

Zwei Tage danach wurde Elsa in der Mittagszeit zu Hitler mit dem Gefangenenwagen zur Reichskanzlei gebracht. Nach dem Passieren endloser Korridore, vorbei an vielen Zimmern, rissen zwei dort postierte SS-Leute eine Tür auf, Elsa Härten stand in einem grossen Arbeitsraum, am Schreibtisch sass Hitler in feldgrauer Uniform. Darüber sprach Elsa 1959 noch recht anschaulich und ausführlich.

«Hitler sah nicht hoch und las weiter. Einer der Begleiter meldete. ‚Mein Führer, hier ist die Frau!‘

Frau Härten stand vor dem Schreibtisch, da blickte Hitler erst auf. Er sagte kein Wort. Ihr ist noch die Peinlichkeit der Situation in Erinnerung. Sie sagt: ‚I hab den Arm nit hochg’bracht.‘ [!] Eine[r] der beiden Begleiter gab ihr einen Rippenstoss, da sagte sie: ‚Mein Führer!‘ Sie hatte nur einen Gedanken, der ihr unablässig im Kopf rumging: ‚der Schnurrbart-August!‘ Im Übrigen war sie nicht fähig zu denken, sie war sehr erregt. Sie war nie ein Freund Hitlers. Obwohl sie mit Elser nicht darüber sprach, war das wohl auch einer der Gründe, warum Elser so sehr an ihr hing.

Dann begann das Verhör. Hitler: ‚So, Sie sind also die Frau von dem Elser. Jetzt erzählen Sie mal!‘ Sie hat nochmals ihre ganze Geschichte erzählen müssen, wie am Tag davor. Hitler war aber unangenehmer [als Himmler]. Er wollte ihr jeden Satz umdrehen. Auch er wollte wissen, wann Elser das letzte Mal geschrieben habe, wann sie ihn zuletzt gesehen hatte. Er wollte ihr in den Mund legen, dass sie noch kurz vor dem Einbau der Bombe mit ihm korrespondiert habe. Sie musste oft sagen: Nein, mein Führer, so war es nicht. Hitler erkundigte sich bei ihr ganz genau nach Elsers Charakter, nach seinen Gewohnheiten, nach seiner Art zu leben. Er wollte alles über ihn wissen.

Else [!] Härten aber hatte ein Schwindelgefühl im Kopf und im Magen, denn sie hat ihr Mittagessen nicht essen können, als sie abgeholt wurde. Das Verhör dauerte bis ca. 8 Uhr abends. Dann erst wurde sie zurückgebracht. Hitler wollte wissen, warum sie nicht in der Partei sei, warum nicht in der NS Frauenschaft. Sie begründete es damit, dass sie 2 Kinder zu Hause hätte und auch noch arbeiten

arbeiten müsse, sie habe keine Zeit dafür.

Kurz vor Schluss des Verhörs sagte Hitler zur Gestapo: ‚Ich werde doch noch einmal mit der Frau sprechen müssen, ich glaube, sie verschweigt mir was. Wollen Sie dazu Stellung nehmen?‘ Da habe sie ihm gesagt, dass sie bei Himmler gewesen wäre, der habe ihr geglaubt. Dann sei sie wieder abgeführt worden.»

Zusammen mit der Lähmung während der Begegnung mit dem Überirdischen brach bei Elsa doch auch der Humor der Beherrschten durch, als sie ihn innerlich mit «Schnurrbart-August» entzauberte – eine untergegangene Verspottung. Da hätte auch Charlie Chaplin ihr auf die Schulter geklopft.

Einige Tage später wurde Elsa Härten noch von Martin Bormann verhört, in der Reichskanzlei. Auch Bormann war nett – und das Verhör viel kürzer. Hitler, Himmler und Bormann hatten erwartet, die kleinen Leute von der Schwäbischen Alb würden sich durch see-lische Wechselbäder zwischen Terror und Luxus, zwischen strapa-ziosen Verhören und freundlicher Zuwendung so verwirren lassen, dass sie ihnen nach dem Mund redeten. Doch das aufwändige Un-ternehmen in Berlin schlug fehl, es ergab sich nichts, was nicht schon bekannt gewesen wäre. Und Elser selber war auf die Dauer nicht dazu zu bewegen, ausländische Geheimagenten zu erfinden oder andere zu belasten, die er bisher aus dem Spiel gelassen hatte. Die Elsers gaben sich nirgends eine Blöße und ritten Georg in keine Belastung hinein. Das verdient höchsten Respekt.

Am 28. November 1939 wurden ausser Maria und Karl Hirth alle Königsbronner entlassen, vorher mussten sie die übliche Verpflich-tung zur absoluten Verschwiegenheit unterschreiben. Auf der Heim-fahrt, diesmal ohne Begleitung durch die Gestapo, sprachen die Elsers mit Elsa Härten kein Wort, sie gehörte nicht zu ihnen, als ge-schiedene Frau wurde sie abgelehnt. Daran wird noch einmal Georg Elsers Isolierung in der Familie deutlich. Im Stuttgarter Gestapoge-bäude musste sie nochmals, wie schon dreimal in Berlin, einen Re-

vers unterschreiben, sie dürfe niemandem etwas erzählen. Und man nahm ihr Fingerabdrücke ab.

Zu Hause fingen die Verhöre erst richtig an, ein halbes Jahr lang. Immer wieder das schwarze Mercedes-Auto der Gestapo vor dem Haus, das demütigende, zermürende Abgeholtwerden, immer wieder dieselben hirnrissigen Fragen, die schon Dutzende Male beantwortet waren. Leonhard Elser brannte sich diese Verhörstrategie traumatisch ein, wie er einem Journalisten später erzählte. «Täglich wurden sie aufs Rathaus geholt, wo sich die Gestapo einquartiert hatte, und wurden immer wieder und pausenlos vernommen. Und ihnen wurden immer wieder dieselben Fragen gestellt, ohne Ergebnis. Seitdem kann Leonhard Elser keine Schreibmaschine mehr hören. Dieses Maschinengeklappere mache ihn heute noch verrückt.»

Am Ende setzte sich in der Stuttgarter Gestapo die Erkenntnis durch, dass Georg Elser allein gehandelt hatte.

Maria Hirth und ihr Mann kamen erst am 20. Februar 1940 aus der Berliner Gestapohaft nach Hause frei. Beide wurden von ihren Firmen sofort entlassen und blieben lange arbeitslos. Maria war nach ihrem Nervenzusammenbruch lange überhaupt nicht mehr arbeitsfähig, bis zu ihrem Tod im hohen Alter wollte sie nicht mehr an diese Ereignisse erinnert werden, sie verlor ihren Bruder auch in der Erinnerung.

Karl Hirth hatte aus Berlin eine bisher überlesene Nachricht über Elsers baldiges Ende mitgebracht: «Von den Beamten in Berlin erfuhr ich damals, dass Georg spätestens im Frühjahr 1940 um seinen Kopf kommen würde.»

Bei aller Konfrontation der unpolitischen Elser-Verwandtschaft mit der Gestapo-Welt scheint beim ansonsten brutalen Gestapomann Rauschenberger eine komische Spur Fürsorglichkeit hängen geblieben zu sein. Als er 1942 wegen eines Dienstvergehens nach Russland strafversetzt wurde und Kriminalist in der 9. Armee war, schrieb er mit dem Kürzel R. je eine Postkarte an Elsers Mutter und an die Familie Schmauder, mit der kryptischen Notiz: «E. lebt.» Rauschenberger hatte im Stab der 9. Armee von einem SS-Führer aus Berlin erfahren, dass Elser in Dachau lebe. Wenn auch der Ort

falsch war, so sehen wir doch an solchen Gesprächen, dass Elser in den höheren SS-Kreisen noch nicht vergessen war.

16 GESTÄNDNIS UND VERHÖR

In der Nacht vom 14. zum 15. November 1939 sah Elser in der Münchner Gestapozentrale keine Chance mehr, den blutigen Verhören zu entrinnen. Die Misshandlungen hatten seinen durch die monatelange Nacharbeit geschwächten Körper schwer getroffen. Auch die Kripo konnte Elser vor Himmlers Folter-Befehl nicht schützen, obgleich Reichskriminaldirektor Arthur Nebe angeordnet haben soll, die Quälereien einzustellen. Aber Nebes Wort hatte nur Gewicht, wenn Himmler und Heinrich Müller abwesend waren. Und Nebe dürfen wir uns im nazistischen Gewaltregime nicht als skrupulös vorstellen, denn zur selben Zeit bereitete er ungerührt das Gas für die Euthanasie-Morde in Grafeneck (Württemberg) vor.

Die Begründungen für den dreimonatigen Aufenthalt in München und den versuchten Grenzübergang waren Elser allmählich brüchig geworden. In München habe er einen Kurs besuchen und dann als Facharbeiter ins Ausland gehen wollen. Diesen Kurs konnte er nicht benennen. Ins Ausland habe er gehen wollen, um sich «der Unterhaltspflicht für ein aussereheliches Kind zu entziehen». Dagegen sprach der eher zur Spionage und Sprengung passende Jackeninhalt. Zudem wurde Elser nach und nach vom Personal des Bürgerbräukellers erkannt, schliesslich auch vom ehemaligen Hausburschen, dessen Stelle er gegen ein Handgeld von 50 Mark hatte übernehmen wollen, für einen Facharbeiter ein guter Wochenlohn. Dann erkannte ihn am Dialekt der Verkäufer der Isolierplatte, die sich im Schuttberg gefunden hatte. Für Elser gab es kein Schlupfloch mehr.

Ein Übriges leistete die taktische Freundlichkeit der Kripoleute unter Nebe, in kontrastierender Abwechslung mit der Brutalität der

Gestapo-Folterungen. Die Polizisten hatten Erfahrung darin, wie man einen verschwiegenen, in die Ecke getriebenen Menschen mit dem richtigen Ton weichmachen konnte: Beruhigung, Versprechen und Aufmunterung. Der Lebemann Huber war ein Meister darin. Mit seiner Ortskenntnis – er war Münchner – hatte er Elser in den Verhören immer wieder auf geistige Spaziergänge durch die Stadt geführt, auch zum Bürgerbräukeller, und Verdacht geschöpft, als Elser voll Bauernschläue stets «Löwenbräukeller» missverstand. Hier musste ein wunder Punkt liegen.

Die Konfrontation mit Maria Schmauder hatte ausser dem Zucken nichts erbracht, nun legte man Elser noch einen Spitzel in die Zelle, um einen Ausbruch oder den Freitod zu verhindern. Elser hatte mit beiden Ideen nichts am Hut, der Spitzel musste sie ihm erst nahe legen.

Am Abend des 14. November erklärte Elser einem Kommissar, er wolle ein Geständnis ablegen. Das Verhör wurde sofort unterbrochen. Zum folgenden Nachtverhör kamen Nebe, Huber, Lobbes und Hubers Wiener Sekretärin. Es dauerte von 0.30 bis 4 Uhr, am 15. November. Huber meinte später, man habe Elser einfach reden lassen, ohne ihn zu verhören. Das ist kaum zu glauben, weil Elser alles andere als gesprächig war und über längere Passagen selten flüssig redete – ausser es waren technische Fragen. Immerhin durfte Elser hier wohl mehr seine eigene Sicht darstellen als später im Berliner Verhör bei der Gestapo. Vielleicht mag er auch geglaubt haben, er rede hier um seinen Kopf und könne davonkommen.

In Hubers Lesart aus dem Jahre 1966 erfolgte das Geständnis in nahezu entspannter Atmosphäre: «Wir sassen alle an einem Tisch. Frau Kranz stenografierte hervorragend, die fotografierte [!] sogar den schwäbischen Dialekt mit. Ich beherrsche den schwäbischen Dialekt ebenfalls, das mag mit ein Grund gewesen sein, weshalb ich mit Elser von Anfang an zu einem guten Verhältnis kam. [...] Elser sagte etwa zu Beginn: ‚Nun, ich war’s!‘ Dann begann er zu erzählen, manchmal etwas umständlich und durcheinander, aber nach einiger Zeit recht flüssig. [!] Er erzählte sehr präzise von seinen handwerk-

lichen Arbeiten. Er sagte überhaupt nichts von seinen Beweggründen und eventuellen Hintermännern. Wir fragten auch nicht, sondern sagten höchstens mal: ‚Aha‘ oder ‚Ja, und wie ging’s weiter?‘ Es hatte den Elser sehr angestrengt. Er trank in dieser Zeit zwei Flaschen Selterwasser leer. Er erzählte auch, dass er auf der Galerie im Bürgerbräukeller ein kleines Versteck hatte. Dort lag allerhand Gerümpel herum, und es fiel gar nicht auf, dass er seine blaue Handwerkerschürze dort versteckte, sowie einen Meissel und einen Bohrer. Die Werkzeuge hatte er übrigens bei der Benützung stets mit Lappen umwickelt, damit keine starken Geräusche entstanden. Er erzählte auch, wie er sich mit dem Ajaxel, dem Hund vom Pächter, angefreundet hatte.»

Das Protokoll von Elser's Geständnis war offenbar nicht ausreichend, es muss zudem voll von schwäbischen Ausdrücken gewesen sein, mit denen man sich in Berlin nicht sehen lassen konnte. So wurde am selben Tag noch ein regelrechtes schriftliches Geständnis aufgenommen, bei dem ein Kommissar nach dem Anhören des Häftlings die Sätze selbst formulierte und einer Schreibkraft in die Maschine diktierte.

Was Elser an diesen beiden Tagen in München gesagt hat, dürfte in den Abschlussbericht der Sonderkommission eingegangen sein, der zweibändig in einer beschränkten Auflage zum Dienstgebrauch gedruckt und rot eingebunden wurde. Alle Gestapoleitstellen bekamen ihn ausgehändigt, als Lehrmaterial. Leider ist kein Exemplar erhalten geblieben. Am Kriegsende gingen diese Bände entweder im Bombenhagel oder in den brennenden Aktenbergen unter, als die Gestapoleute die Dokumente ihrer Verbrechen vernichteten.

Hitler, dem noch heute der Ruf hinterherschleicht, er habe in Sachen Attentat immer einen guten Riecher gehabt, erklärte Goebbels noch am 14. November 1939, also knapp vor Elser's Geständnis: «Wahrscheinlich sind die Täter [...] längst im Ausland.» Am 15. November trug Goebbels nach: «Himmler hat nun den ersten Attentäter von München gefunden. Ein Techniker aus Württemberg. Aber die Hintermänner fehlen noch. Darum veröffentlichen wir noch nichts.» Die Gestapo arbeitete daran, Elser als Handlanger des britischen Secret Intelligence Service und des oppositionellen Nazis Otto Strasser

zu überführen.

Nach dem ausführlichen Geständnis nahm der Erkennungsdienst der Gestapo von Elser Fotos und Fingerabdrücke und füllte den üblichen «Personalbogen» aus. Als letzte Wohnung gab Elser Türkenstrasse 94 bei Lehmann an. Glaubensbekenntnis und Abstammung: evangelisch. Die sonst übliche Bezeichnung «deutschstämmig» fehlt, Elsers kleine Figur und die dunklen bis schwarzen Haare verhinderten diese «rassische» Bezeichnung. Den Vater gibt das Papier als «Holzhändler» an. Bei Arbeitsdienstverhältnis und Militärverhältnis wurde nichts ausgefüllt, Elser war noch nicht gemustert. Sein Glück, sonst hätte er schon eingezogen sein können.

Personenbeschreibung: 164 cm, Schuhgrösse 40, Gestalt schlank, Haltung straff, kleine Schritte, Gesichtsform «Igl. rd.» [länglich rund], Kopfhaar dunkelblond [?], sehr dicht, lang, ungescheitelt, leicht wellig, Ohren länglich rund, gross abstehend. Darunter steht kryptisch: «p. E. d. h. 1». Mund gross, dünne Lippen, Zähne lückenhaft, Goldzähne, «1-OK. OK-Gaumenplatte 7 Z.» Elser hatte im Oberkiefer ein Gebiss mit sieben Zähnen, Folge schlechter Zähne seit der Kindheit, wohl auf Grund schlechter Ernährung, auch eine Folge des Hungers im Krieg. Sprache Mundart schwäbisch. Ob er überhaupt Hochdeutsch sprechen konnte, ist nicht verzeichnet. Besondere Kennzeichen «r. Hand fehlt d. kl. Finger». An der rechten Hand fehlte ihm seit einem Unfall der kleine Finger, was man auch bei den Fingerabdrücken erkennen kann. Kleidung «grau gewürfelter Anzug, rote Strickweste, grauer Hut, dkl. bl. [dunkelblauer] Mantel.» Die Personalien wurden am 15. November vom Kriminalobersekretär Matther aufgenommen.

Die Venlo-Entführung vom 9. November 1939 wurde zunächst geheimgehalten, der federführende Heydrich offenbarte seine Pläne nicht einmal dem Kripochef Nebe, auch die Abwehr der Armee erfuhr erst am 15. November davon und Goebbels noch später. Die abenteuerliche Gestapo-Aktion schlug sich noch nicht einmal am 16. November in Goebbels' Tagebuch nieder: «[...] der eigentliche

Attentäter ist eine Kreatur von Otto Strasser. Der war während der entscheidenden Tage in der Schweiz. Nach dem Attentat ist er gleich nach England, also offenbar zu seinen Brot- und Auftraggebern abgekratzt. Das Werk des secret service. Wir halten alles noch geheim, um die Hintermänner nicht argwöhnisch zu machen.»

Alle Zusammenhänge sind wild erdichtet. Die Schweiz bemühte sich freilich erst am 10. November 1939 darum, Strasser auszuweisen, offenbar aufgescheucht durch Elser's Anschlag. Offiziell tat sie so, als wenn sie bereits am 9. November darauf drängte. Später konstruierte die Gestapo für die Zeit vor dem Attentat noch eine mehrtägige Reise Elser's nach Zürich zu Strasser: ein weiteres Fantasieprodukt. Die Kriminalpolizei Nebes übernahm diese Lüge nicht.

Auch wenn Elser's Geständnis vom 15. November für die Gestapo der Durchbruch war, so liess Himmler doch erst am 22. November die Öffentlichkeit davon wissen: am Morgen in den Frühnachrichten 7 Uhr im Sender Grossdeutschland. Den Text hat der «Schweizerische Rundspruchdienst» überliefert, mit Sitz in Bern, Neuengasse 30, in ihrem «Radio-Abhörbericht» No. 448. Der Text sei hier erstmals vollständig abgedruckt. Für die Schweiz waren die deutschen Nachrichten lebenswichtig, denn die Eidgenossen rechneten jeden Tag mit dem Einmarsch der deutschen Truppen. Seit Beginn des Polenfeldzugs war die Schweizer Armee mobilisiert und hatte die Grenze besetzt.

«22. November. Deutschland (Stuttgart)

Berlin. Der Reichsführer S.S. und Chef der Deutschen Polizei verlautbart: Die Täter und Auftraggeber des Anschlags gegen Hitler vom 8. November wurden nunmehr eruiert. Der Täter, Georg Elser, zuletzt wohnhaft in München, wurde noch in der Nacht des Attentats verhaftet, als er versuchte, nach der Schweiz zu entkommen. Nach anfänglichem Leugnen legte Elser am 14. November ein volles Geständnis ab. Der Auftraggeber bzw. Geldgeber Elser's ist der britische Geheimdienst. Organisiert wurde der Anschlag indessen von Otto Strasser.

Gleichzeitig mit Georg Elser wurden bei Vanloo [die Schweizer Schreibkraft kannte Venlo nicht] an der holländischen Grenze der

Chef des britischen Intelligence Service für Westeuropa West [verhört für Best], in Begleitung seines ersten Adjunkten [möglicherweise verhört für Adjutanten], Hauptmann Stevens, verhaftet. Die beiden Beamten des britischen Geheimdienstes wollen eben Deutschland verlassen. [Das stimmt nicht, sie wurden in einem Café an der Grenze durch einen bewaffneten SS-Trupp entführt.]

Was ein rasches Zugreifen der deutschen Behörden ermöglichte, war die noch in der Nacht vom 8. auf den 9. November verhängte augenblickliche Sperre aller Grenzen und nachherige verschärfte Grenzkontrolle.

Über die Tat von Georg Elser wurde Folgendes festgestellt: Elser vollendete den Einbau einer besonderen Sprengstoffkammer im Bürgerbräu noch im Monat August 1939. [Irrtum, Elser wurde erst Ende Oktober fertig.] In der Nacht vom 4. auf den 5. November brachte er darin die bekannte Höllenmaschine mit Zeitzündung für den mutmasslichen Augenblick der Führerrede unter. Dann reiste er nach Stuttgart, von wo aus er in der Folge auch versuchte, ins neutrale Ausland zu entkommen. [Irrtum] Indessen ist Elser am 7. November nochmals nach München zurückgekehrt.

Die Ermittlung und Verhaftung Elsers wurde durch die Geheime Staatspolizei, die darin durch Schutzstaffelformationen unterstützt war, besorgt.

Der Reichsführer S.S. und Chef der Deutschen Polizei legt nunmehr der Öffentlichkeit folgende Fragen zur Beantwortung an die nächste Staatspolizeistelle vor:

1. Wer kennt Elser?
2. Wer kann Angaben über seinen Umgang machen?
3. Wo hat er sich in den letzten Jahren auf gehalten?
4. Wo hat er Einkäufe und Bestellungen getätigt?
5. Was ist von seinen angeblichen Erfindungen, Bauplänen, Konstruktionen bekannt? [Die Gestapo ging Elsers Legende auf den Leim.]
6. Wer sah bei Andern oder bei Elser selbst solche Pläne?
7. Wer sah Elser allein oder mit Andern?
8. Wer hat ihn im Ausland angetroffen und wann bzw. wo?

Über die Verhaftung des Chefs des britischen Intelligence Service, West [verhört für Best], und seines ersten Mitarbeiters, Hauptmann Stevens, wird mitgeteilt:

Diese beiden britischen Beamten befassten sich methodisch mit der Vorbereitung von Komplotten, Sabotageakten und Anschlägen in Deutschland. Vom Bestreben getragen, mit der Armee Fühlung zu nehmen, gelangten sie an Beamte der Geheimen Staatspolizei, in denen sie Angehörige des Offizierskorps vermuteten. Um das Vertrauen dieser angeblichen Offiziere zu gewinnen, lieferten West [verhört für Best] und Stevens den Agenten der Gestapo einen besonders konstruierten Sende- und Empfangsapparat aus, der es der Geheimen Staatspolizei bis heute ermöglicht hat, in stetem Kontakt mit dem Geheimdienst der britischen Regierung zu stehen.»

Nach dem schriftlichen Geständnis in München wollte die Kripo mit dem Täter den Tatort besichtigen. Elser hielt das für überflüssig, er kenne die Örtlichkeiten gut genug und habe die Masse noch im Kopf, auch was seinen Sprengapparat angehe. Anschliessend zeichnete er unter Aufsicht der Kripo am 16. und 17. November mehrere grosse Bögen voll. Auch diese Teile des Geständnisses wurden vernichtet. In den Berliner Verhören vom 19. bis 23. November machte er nochmals fünf neue Zeichnungen, im Massstab 1:1. Auch sie gingen im Krieg unter, auf Fotos sind sie noch zu sehen.

Warum kam Elser der Kriminalpolizei so weit entgegen? Das hat nichts mit Wichtigtuerei oder Geständniseifer zu tun. Elser war überführt, er sah keinen Grund, warum er technische Details verheimlichen sollte. Natürlich wird man auch seinen handwerklichen Ehrgeiz gekitzelt haben. Die Nazis trauten ihm, dem kleinen Schreiner von der Schwäbischen Alb, diese durchschlagende Tat einfach nicht zu. Mit präzisen Zeichnungen aus dem Kopf bewies er ein Doppeltes: seine hohen technischen Fertigkeiten und, was ihm wichtiger war, seine alleinige Täterschaft. Je ausführlicher er seine Tätigkeit schilderte, desto unabweisbarer wurde für die Kriminalisten die Erkenntnis, dass wirklich nur er gehandelt hatte. Auf diesem Weg konnte er alle am Rande Beteiligten aus der Verfolgung her-

aushalten. Die Verantwortung wollte er allein übernehmen und niemanden mit ins Unglück hineinziehen.

Es war ein moralischer Grundsatz der besten Widerstandskämpfer, von der Militäropposition bis zu den Kommunisten: Wenn es sich im Lauf der Ermittlungen herausstellt, dass einer zum Galgen gehen wird, dann geht er allein und zieht keinen anderen mit. Elser entdeckte diesen Grundsatz alleine aus seiner ethischen Grundhaltung heraus, denn mit grösseren Widerstandsbewegungen wird er kaum je Kontakt gehabt haben. Im ganzen Verfahren dürfte es sein grösster Triumph gewesen sein, dass er die Kripo und selbst die Gestapo von seiner Alleintäterschaft überzeugen konnte. In diesem Regime, das in jedem Individuum nur eine von aussen gelenkte Marionette sah, war das eine aussergewöhnliche Leistung.

Am 18. November 1939 dürfte Elser von der Gestapo nach Berlin überführt worden sein, ins Reichssicherheitshauptamt (RSHA). Hier wurde er in den nächsten fünf Tagen einem umfassenden Verhör unterzogen, vom 19. bis zum 23. November. Das Protokoll der Verhöre soll hier zuerst unter einem besonderen Aspekt zur Sprache kommen. Es zeigt die Spuren einer zähen Auseinandersetzung Elsers mit den Kommissaren, in der er bei seinen Formulierungen Erfolge erringen konnte, und lässt Rückschlüsse zu auf die Bedingungen, unter denen Elser vernommen wurde.

Die Zentrale des NS-Terrors in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 – nach dem Krieg nur noch eine Ruine – war 1956 soweit aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden, dass sie gesprengt wurde. Der Bedarf an Vergessen, Verzeihen, Gras-drüber-wachsen-Lassen war gross. Zu den Zeiten von SS und Gestapo konnten im Keller des Gebäudes eigentlich nur 50 Untersuchungshäftlinge untergebracht werden, in Wirklichkeit waren die Zellen überbelegt. Schmerzensschreie gab's zu jeder Tages- und Nachtzeit zu hören, Folterungen waren Alltag. Die ganze Nacht brannte in den Zellen das Licht. Schlaf gab's nur etappenweise, die Gefangenen wurden immer wieder geweckt und nach Namen und Vorwürfen ausgefragt. Der Hunger zerriss fast die Gedärme. Anschreien, Drohungen mit dem Tod

und Erzählungen vom Leiden anderer waren alltäglich. Die Gefangenen trugen enge Fesseln, die scheuerten und schlimme Wunden verursachten. Zur Abwechslung wurde ihnen Hafterleichterung versprochen, wenn sie dies oder jenes zugäben. Dann setzte es unvermittelt wieder Schläge, bevorzugt ins Gesicht, bis Zähne ausbrachen, oder mit Latten oder Peitschen auf den Rücken. Ganz zu schweigen von der förmlichen Folterung in vier Stufen, wie sie der Widerstandskämpfer Fabian von Schlabrendorff (1907-1980) beschrieben hat.

Unter welchen Werkzeugen aus diesem Arsenal des Satans Elser leiden musste, ist nicht überliefert. Er kam als Attentäter auf das Leben des «geliebten Führers» hierher. Himmler, der Chef der SS, aller Polizeikräfte und der Gestapo, ein unübertrefflicher Sadist, wollte aus Elser alles über die Zusammenarbeit mit dem britischen Geheimdienst und Otto Strasser herausquetschen. Dafür war jedes Mittel recht.

Elser wurde aber, sicher nach Hitlers Anweisung, nicht wie die anderen Häftlinge im Keller unten festgehalten, zu rasch hätte sich sein Name herumgesprochen. Er war sehr populär, dafür hatten der Rundfunk, die Zeitungen und die Zeitschrift der SS gesorgt. Hitlers Absicht war, Elsers Namen verschwinden zu lassen. Nach der Aussage einiger Zeitzeugen kam Elser in einem oberen Stockwerk unter, zeitweise möglicherweise in einem Mansardenzimmer unter dem Dach. Nach einem jüngst in Düsseldorf gefundenen Gestapo-Fernschreiben könnte er im Dienstzimmer 337 des Kommissars Schmidt verhört worden sein, also im dritten Stock, möglicherweise wurde er in der Nähe auch ständig festgehalten. Das vierte Stockwerk bestand aus leicht schrägen Mansardenzimmern, ideal für qualvolle Hitze im Sommer, wie sie Elser dem Kripochef Nebe einmal beim Hofgang schilderte.

In der Gestapozentrale wurde Elser vom 19. bis 23. November 1939 insgesamt über 45 Stunden verhört, pro Tag neun Stunden, die eventuell gewährten Pausen über Mittag sind abgezogen. Die Verhöre fanden tagsüber statt, sie begannen morgens 8.30 Uhr und endeten um 19 oder 20 Uhr; an einem besonders intensiven Tag mit

hohem Nazi-Besuch dauerte die Vernehmung sogar bis 23.30 Uhr. Was nachts mit Elser geschah, sagen die Verhörprotokolle nicht.

Als Stenotypistin war die Berlinerin Ursula Juknat dabei, die nach dem Krieg über ihre Tätigkeit im Polizeiapparat verhört wurde. Sie arbeitete von Februar 1939 bis Ende 1944 als Stenotypistin beim Geheimen Staatspolizei Amt (Gestapa) Referat IV A 1 bzw. IIA 4. Am Anfang war sie «Vorzimmerstenotypistin» beim Kriminaldirektor Vogt. Als sie nach dem Krieg nach besonderen Fällen gefragt wurde, entsann sie sich zuerst an Elser:

«Im November 1939 habe ich als Stenotypistin im Fall Elser mitgeschrieben, der das Attentat auf Hitler im Bürgerbräukeller verübt hat. Elser wurde beim Überschreiten der Schweizer Grenze festgenommen, ohne dass man gleich wusste, dass er der Täter war. Man nahm später die ganze Familie von Elser fest, da man annahm, dass er Hintermänner gehabt habe. Durch die Untersuchungen stellte sich aber heraus, dass Elser die Tat allein ausgeführt hat. Durch Sprengstoffdiebstahl und Zünderdiebstahl hat er sich das Material für die Höllenmaschine beschafft. Er war wohl mal Mitglied der KPD oder des KJVD [Kommunistischer Jugend Verband; Irrtum, Elser war nie Mitglied] gewesen, ohne aber irgendwie politisch organisiert gewesen zu sein. Er erklärte, als er nach dem Grund seiner Tat befragt wurde, Kriegsgegner zu sein. Er hatte angenommen, wenn Hitler mit den anderen Führern vernichtet werde, dass dann der Krieg beendet sei. Die Zusammenkunft im Bürgerbräukeller sah er als beste Gelegenheit an. Bevor Elser ins KL Sachsenhausen kam, hat er lange Zeit im Amt in einem besonderen Zimmer gesessen und rekonstruierte da nochmals die zur Tat benutzte Höllenmaschine. Er kam später ins Lager. Warum man ihn nicht verurteilt hat, habe ich nie erfahren können.»

Die Niederschrift von Elsers Verhör umfasst im Erstdruck der Stuttgarter Edition 130 Seiten. Die Tagesprotokolle sind unterschiedlich lang, je nachdem, wieviel Widerstand Elser leistete oder was sonst noch mit ihm geschah. Am dritten Tag, dem 21. November, waren viele hohe NS-Funktionäre anwesend, um Elser beim

Verhör zu beobachten. Vielleicht wurde Elser an diesem Tag auch mit seiner Mutter konfrontiert. Der Gefangene schien reif zu sein, der Öffentlichkeit präsentiert zu werden, selbst der Wochenschau. Am nächsten Tag (22. November) stand in den Zeitungen die Sensationsmeldung, der Attentäter sei gefasst. Eine lächerliche Sensation, sie war um 14 Tage veraltet.

Auch dieses Gestapo-Verhörprotokoll galt lange als verloren, wie der zweibändige Schlussbericht der Kripo, der mit seinen vielen Dokumenten unvorstellbar wertvoll wäre. 1958 fand sich bei einer Revision von Alt-Akten im Bonner Justizministerium eine schreibmaschinenschriftliche Abschrift des Gestapoverhörs. Das Ministerium gab das Dokument ans Bundesarchiv in Koblenz ab, wo es noch 1958 registriert wurde. Dort entdeckte es Lothar Gruchmann im Jahr 1964, liess es aber unpubliziert liegen. Für eine Fernsehdiskussion im Norddeutschen Rundfunk (1965) wurde es erstmals herangezogen, von Fachleuten für die Diskussion studiert, geprüft und für echt befunden. Der Chef des Bundesarchivs selbst, Heinz Bobe-rach, war so sehr mit der Herausgabe der geheimen Stimmungsberichte des Sicherheitsdienstes beschäftigt, dass er an Elser kein Interesse hatte. Man kann nicht sagen, dass es den für den Widerstandskämpfer Elser zuständigen Fachleuten pressiert hat. Von der Entdeckung des Verhörs im Bonner Ministerium im Jahr 1958 dauerte es zwölf Jahre, bis das Verhör endlich herauskam.

Der 15-jährige Christoph von Dohnanyi erwischte im Februar 1945 in einem Büro der stark zerstörten Gestapozentrale in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 durch Zufall viel geheimes Elser-Material. Als Sohn des inhaftierten Widerstandskämpfers Hans von Dohnanyi (1902-1945) hielt er die Verbindung mit dem Vater im KZ Sachsenhausen aufrecht, indem er für ihn Briefe, Päckchen und Lektüre bei der zuständigen Gestapo-Dienststelle abgab. So kam er eines Tages wieder in die stark durch Bomben angeschlagene Prinz-Albrecht-Strasse 8. Beim Gang durch das Haus sah er in einem Büro geheime Materialien, die er nach der Leerung seines Holzkoffers auf dem Rückweg mitgehen liess, in der Hoffnung, etwas über den Fall des

Vaters zu erfahren. Zuhause gestand er seinen Fund der entsetzten Mutter, die die Vernichtung durchsetzte. Als Christoph die Papiere genauer ansah, bemerkte er lauter Originaldokumente über Elser's Anschlag: Schriftstücke und technische Zeichnungen. Vielleicht wäre Elser durch diese Dokumente früher anerkannt worden, und wir wüssten weit mehr von den Ermittlungen.

Täglich rangen die Gestapoleute Elser zwischen 20 und 31 Protokollseiten ab. Für eine Seite benötigten sie dabei durchschnittlich 21 Minuten – einem Sprecher reichen zum Vorlesen drei Minuten. Allein schon daran lässt sich Elser's beharrlicher und effektiver Widerstand ermesen. Er war nicht zu überrumpeln, er nahm Formulierungen zurück oder widerrief eine gerade gemachte Aussage. Die Gestapo hatte es schwer mit ihm. Elser war nicht geschwätzig, anders als später behauptet wurde. Zäh verfolgte er die eigene Verhörstrategie. Und wenn es gar nicht mehr anders ging, konnte er einfach schweigen. Huber nannte so etwas «eine Periode der Verstokkung».

Elser sass drei Kriminalkommissaren gegenüber, einer davon war Herbert Kappler, später berühmter Polizeichef von Rom, wegen Geiseler-schiessungen von einem italienischen Gericht als Kriegsverbrecher verurteilt und viele Jahre auf der Gefängnisinsel Gaeta inhaftiert. Auch wenn Elser im Polizeimilieu unerfahren war, so orientierte er sich doch intuitiv an einer Faustregel, wie Nebe sie seinen Freunden im Widerstand eingepaukt hatte: «möglichst bald, sei es durch Teilgeständnisse, sei es durch bekundete Reue, die Führung der Vernehmung an sich ziehen, also das offenbar Bekannte oder Unbestreitbare umständlich zugeben, selbst das Protokoll diktieren, sich dabei irren und dann korrigieren, Begleitumstände aufbauschen, vor allem ablenken, immer wieder ablenken, bis sie in ihrer Ungeduld oder Neugierde doch durchblicken liessen, was sie hören wollten oder wofür sie sich – schon, noch nicht oder nicht mehr – interessierten.»

Hitler, der Elser's Protokolle las, spürte darin dessen kleine Siege. In seinem Hauptquartier Wolfsschanze gab er am 26. März 1942 zu: Elser sei «sehr gerissen. Er sage genau nur so viel, als man bereits

anderweit festgestellt habe». Ein Kompliment.

Das Protokoll der Berliner Verhöre wird nicht wie Elser's erstes formloses Gespräch in München zuerst im Stenogramm notiert. Hier gibt es kein Konzept, hier diktiert der Kommissar und am liebsten das, was er hören will. Es ist kein Wortprotokoll mit Frage und Antwort, sondern ein Ergebnisprotokoll. Eine Schreibkraft tippt das Diktat gleich in die Schreibmaschine, es wird nichts korrigiert. Noch heute lässt sich an den zahllosen Bruchstellen des schleppenden Textes der Gang des Verhörs nachvollziehen.

So fällt Elser am dritten Tag ein, nachdem er seine München-Reise vom 8./9. November 1938 geschildert hat, dass er schon 1919 einmal beim Oktoberfest gewesen sei. Eine Ablenkung, die nur die Neugier der Kommissare füttert. Wenig später helfen sich die Kriminalisten angesichts eines weiteren Nachtrags mit einem Ausruf Elser's, den er sicher nicht gemacht hat. Thema ist Elser's Freizeit in München, seine Spaziergänge durch die Stadt, «immer zu Fuss». Bekanntschaften habe er keine gemacht, ausser dem Hausburschen und einem unbekanntem «einmaligen Begleiter». Seine Neigung zu jungen Frauen verschweigt er. Jetzt wird er nach den Kellnerinnen gefragt, die ihn schon lange angegeben haben, der Gestapomann lässt Elser's Protokoll in ein verwundertes Erinnern flüchten: «Halt, eben fällt mir ein, dass ich mich im Bürgerbräukeller auch mit drei Servierfräulein unterhalten habe», ein Gruppenfoto habe er von ihnen gemacht. Sofort folgen Zwischenfragen nach seinem Fotoapparat und von wem er ihn bekommen habe: von Maria Schmauder, was die Gestapo auch schon weiss. Als er nach den Besuchen bei seiner Schwester Maria Hirth gefragt wird, hagelt es Nachträge: «Ich muss ergänzen», «Ich entsinne mich nunmehr». Elser merkte langsam, dass Maria seine letzte Reise zu ihr nach Stuttgart ausbaden muss.

So ist das Verhör in Wirklichkeit durchzogen von einer Unzahl Zwischenfragen, die sich aus dem Text erst erschliessen lassen, wenn wir hinter die Komposition der Sätze zurückzugehen versuchen. Das Protokoll entsteht aus dem ständigen Ringen zwischen

dem bremsenden Gefangenen und den drängenden Kommissaren. Eine linguistische Entstehungskritik würde auf Hunderte solcher Zwischenfragen stossen. Meist ist ein Satz das Ergebnis von drei, vier oder fünf erfragten Bruchstücken. Insofern haben wir hier am Ende ein Kunstprodukt der Gestapo vor uns, in dem wir dennoch mit Mühe und interpretierender List Elzers Stimme hören können.

Die Kommissare können nicht alle Aussagen Elzers ihrer Sprache anpassen. Gelegentlich rutscht ihnen eine schwäbische Formulierung durch, sie finden keine Übersetzung. Und viel Zeit zu sprachlichen Verbesserungen haben sie nicht. Über die Kündigung bei der Schreinerei Wachter in Bernried, wo der Meister ihn ungerne gehen liess, meint Elser treuherzig: «aber Streit habe ich deswegen mit ihm keinen bekommen». Auf die Frage, warum er den Zitherunterricht in Konstanz aufgegeben habe, erklärt Elser aus der Tiefe seiner sparsamen Seele: «[...] es war mir um das Geld.» Die Unterrichtsstunde kostete ihm zu viel, zwei Mark, wo sein eigener Stundenlohn kaum die Hälfte betrug. Am entscheidenden dritten Tag des Verhörs, als der Raum voll ist mit NS-Voyeuren, die einen brandgefährlichen Untermenschen besichtigen wollen, wird er nach seinen Motiven für das Attentat gefragt. Er erzählt von der Unzufriedenheit der Arbeiter mit dem Regime – ein heikles Thema. Die Gestapo wird unsicher, als Elser im besten Schwäbisch lospoltert, die Arbeiterschaft habe «gegen die Regierung ‚eine Wut‘ gehabt». Elser gebrauchte sicher das Dialektwörtchen «narret». Eine stärkere Übersetzung fällt ihr nicht ein, «narret» in «Wut» war bereits eine Übersetzung. Der Tatbestand ist ihr zu peinlich, also ist es besser, sich mit Anführungszeichen zu behelfen. Wie Elser damals gesprochen haben mag, lässt sich in meinem neuen schwäbischen Theaterstück nachempfinden: «Georg Elser schwäbisch bei der Gestapo».

Geringeren Einfluss nimmt die Gestapo, wenn Elser nach Themen gefragt wird, die seinen Interessen näher liegen. Die Erzählung wird flüssiger, fast flott. Es fehlen die Lückenfüller, die von Stokungen herrühren: «wenn ich gefragt werde», «wie ich mich erinnere». Wir lernen Elzers Interessengebiete und seine Verhörstrategie

kennen. Er möchte am liebsten von unverfänglichen Dingen erzählen, politische Diskussionen liegen ihm nicht. Am flüssigsten ist die Darstellung bei seiner Berufswahl, bei allen technischen Fragen, bei der Musik, bei seiner Arbeitstätigkeit, bei seinen «Basteleien», bei der Firma Waldenmaier, bei der Sprengstoffbeschaffung im Königsbronner Steinbruch Vollmer und beim Umzug nach Schnaitheim. Wenn er sich zur Politik äussern muss, spricht er flüssig und ausführlich nur über die wirtschaftliche Kritik der Arbeiter am Regime, hier muss die Gestapo ihm nicht alles aus der Nase ziehen.

Das Verhör erreichte seinen Höhepunkt am dritten Tag, 21. November 1939, als es um die Vorbereitung des Attentats geht. Die Kommissare haben sich offensichtlich an den Attentäter gewöhnt, sie folgen konzentriert seinem Werdegang und verlieren nach und nach die amtlich gebotene Distanz. So gewinnt oft der technische Aspekt die Oberhand, wie schon bei den Augenzeugenberichten im zerstörten Saal und im Sprenggutachten. Die Ideologie, die eigentlich zu erwartende negative Bewertung des Attentäters und seiner Handlungen, schwindet, Elser selbst wird deutlicher hörbar.

Anfangs legt man ihm noch die Wortfälschung «nationale Revolution» für Hitlers Machtübernahme in den Mund. Elser hätte das nie über die Lippen gebracht. Doch als es um den Sprengapparat mit der Zündvorrichtung geht, bekommt die Sachlichkeit die Oberhand. Die Gestapo übersetzt den Zündmechanismus teutonisch mit «Entzündungseinrichtung», nachhinkend kommt die «Höllmaschine» hinzu, ein Wort, das Elser vermied. Die Beschaffung des Sprengstoffs heisst das erste Mal «entwenden», dann verschärft «sich widerrechtlich aneignen».

Doch die sprachliche Anpassung der Gestapo an Elser nimmt zu, Indiz für Elsers Wirkung auf seine Kontrahenten. Jetzt heisst es, Elser «besorgte sich» Pulver «für den geplanten Anschlag», die negative Färbung ist verloren. Bei den Einbrüchen in Vollmers Sprenghäuschen schlägt Elsers Schlitzohrigkeit durch, Verharmlosung ist seine Parole. Jeden seiner Einbrüche nennt er einen «Besuch», fünfmal hintereinander stattet Elser dem Sprengstoffvorrat einen «Be-

such» ab. Von der Gestapo hätte man eine scharfe Verurteilung erwartet, aber sie verliert ihre Linie.

Die Sog Wirkung von beidem, Elser's bedächtiger Redeweise und der aufregenden Thematik, setzt sich am vierten Verhörtag fort. Was Elser im Bürgerbräukeller nachts tat, heisst nun einfach «arbeiten». Die Verwerflichkeit des Zwecks ist verloren. Das Aushöhlen des Pfeilers gehört zu den «Vorarbeiten». Am letzten Verhörtag diktieren die Kommissare ins Protokoll respektvoll ständig «Arbeit».

Erst als die Kriminalisten es für notwendig ansehen, in einem eigenen Absatz, einem «Vermerk», die Technik zu erklären, gewinnen sie ihre ideologische Sicherheit wieder, Elser's «Apparat» ist nun eine «Höllmaschine». Doch als das Verhör die entscheidende Phase der Vorbereitung Elser's erreicht, die Einstellung der beiden Uhren, sind die Kommissare erneut von Elser's Sprache gefangen: Er liess «der Sache ihren freien Lauf». Das klingt nach einer gerechten Sache und entspricht Elser's Selbstbeurteilung.

Der Gestapo erwächst eine Chance, die verlorene Distanz wiederzugewinnen, als sie Elser die acht Opfer seines Anschlags vorhält. Um Elser genau festzulegen, wechseln die Kommissare vom zusammengestückelten Ergebnisprotokoll zum Frage-Antwort-Protokoll. Sie wollen Elser mit Krokodilstränen weichmachen, er aber bleibt unbeeindruckt bei seiner lange gereiften Haltung. Nach fünf Tagen Verhör, nach Prügelorgien, nach leidvollen Konfrontationen mit den Verwandten, nach mancher ängstlich durchlebten Nacht ist das ein Beweis seines ungebrochenen Selbstbewusstseins und seiner moralischen Festigkeit.

Was er sich nach dem endgültigen Verschliessen der Tür am Pfeiler gedacht habe? Elser weicht aus, kann sich nicht mehr erinnern. «Wie hatten Sie sich damals die Auswirkungen des Anschlags vorgestellt?» Er antwortet nichtssagend: «Das hatte ich mir schon vorher einige Male überlegt.» Ein Fehlschlag – mehr bekommt man aus ihm nicht heraus. «Dachten Sie daran, dass eine Reihe von Personen

getötet werden könnten?» Elser soll moralisch in die Knie gehen, zur Busse, er aber bleibt fest und sagt nur ein aufreizend einfaches «Ja».

Die Gestapo zeigt sich überfordert, muss nochmals nach etwas fragen, was sie schon hörte: «Wollten Sie das?» Danach macht sie einen Fehler, der Elser die Möglichkeit bietet, sein Ziel unverblümt zu nennen. «Und wen wollten Sie treffen?» Elser: «Ja. Ich wollte die Führung treffen.» Die Geheimpolizisten, die selber dem schlimmsten Terrorapparat dienen, hätten gerne gehört, dass Elser zeitweise Zweifel an seiner Handlungsweise kamen. Auf die Frage nach seinen Skrupeln notieren sie, der Gefangene habe lange überlegt. Elser: «Das weiss ich nicht mehr, ob mir einmal Zweifel kamen oder nicht.» Er denkt unbeirrt in seiner Linie weiter: «Ich glaube aber, es kamen mir keine.»

Das Manöver, Elser zu einem Wort der Busse zu verleiten, ist fehlgeschlagen, der Kommissar kann seinen Ärger immer schlechter verbergen, er wiederholt: Wie Elser sich heute zu seiner Tat stelle, angesichts des Fehlschlags und der acht Toten? Elser: «Ich würde das nie mehr tun.» Keine Kunst, wo er jetzt in den Händen der Polizei ist, den sicheren Tod vor Augen. Der Kommissar fährt verärgert auf und wird schulmeisterlich: «Das ist keine Antwort auf meine Frage.»

Elser bricht nicht zusammen, er ist ein zweckrationaler Handwerker: «Der Zweck ist nicht erreicht.» Die Gestapo gerät immer mehr ins Moralisieren, ein Eingeständnis ihres kriminalistischen Misserfolgs: Ob Elser der Tod von acht Menschen gleichgültig sei? Das fragten die richtigen Herren, immerhin wagten sie nicht, wie die Zeitungen von «Mord» zu sprechen. Nun werden sie richtig gemein: «Was würden Sie machen, wenn Sie heute aus irgendeinem Grunde freigelassen würden?» Wobei sie genau wissen, dass so etwas in Hitlers Regime nie passieren wird. Elser bleibt gutmütig: «Ich würde versuchen, wiedergutzumachen, das, was ich Schlechtes getan habe.» Er stockt wieder, der Kommissar bohrt weiter: «Wodurch und wie?»

Erst jetzt passt sich Elser der herrschenden Ideologie an, er hat die Nase voll: «Indem ich mich bemühen würde, mich in die Volks-

gemeinschaft zu finden und mitzuarbeiten.» Ob er das könne, muss er sich fragen lassen. Elser: «Ich habe meine Ansicht geändert.» Wodurch? Durch die Festnahme? Die Kommissare spüren, wie lächerlich die Auseinandersetzung mit einem Besiegten ist. Nun schwingt sich Elser zum letzten Satz des ganzen Protokolls auf, zu einer Selbstkritik aus dem Ablauf der Geschichte, einem säkularisierten Determinismus. Die Nazis hätten hier von der «Vorsehung» gefaselt. Elser dagegen: «Nein, ich glaube bestimmt, dass mein Plan gelungen wäre, wenn meine Auffassung richtig gewesen wäre. Nachdem er nicht gelungen ist, bin ich überzeugt, dass es nicht gelingen sollte und dass meine Ansicht falsch war.»

Nur die Ansicht war falsch – oder war vielleicht nur die Einstellung der beiden Uhren falsch? –, die Tat selbst bleibt eigentümlich vor der Tür. Elser hat seinen Hass auf Hitler durch nichts widerrufen. Wer nun nochmals das Verhör von vorne liest, wird darin nirgends etwas von einer geänderten Ansicht finden. Elser besänftigt mit nichts, von Reue und Zerknirschung finden wir keine Spur.

Für die Gestapo war das Verhör eine grimmige Enttäuschung, weil Elser keine Hintermänner erfinden wollte. Als Himmler den Schlussbericht der Kripo las und seine Erwartungen nicht erfüllt sah, schrieb er wutentbrannt mit der für ihn reservierten grünen Tinte auf den gedruckten, rot eingebundenen Bericht: «Welcher Idiot hat den Bericht gemacht?» Die Idioten waren der Reichskriminaldirektor Arthur Nebe und die Leiter der beiden Untergruppen der «Sonderkommission Bürgerbräukeller».

Der Voyeurismus der NS-Prominenz am dritten Verhörtage hatte eine unerwartete Folge: Ein Journalist der Agentur DNB (Deutsches Nachrichten Büro), deren Berichte die gleichgeschaltete Presse abdruckte, war von Elser's Integrität so beeindruckt, dass er ungewollt dem Attentäter ein Denkmal setzte. In seinem Pressebericht von Elser's Überführung gab er gegen seine Überzeugung seinem Eindruck die Ehre:

«Wir haben diesen Mann gesehen. Das ist der Mörder der Opfer jenes furchtbaren Planes, das ist der Mann, der den Führer und mit ihm die Führerschaft des Reiches treffen wollte.

Man muss sich das alles immer wieder vor Augen halten, denn dieser Mann dort hat keine auffällige Verbrecherphysiognomie, sondern intelligente Augen, leise vorsichtig abwägende Ausdrücke, die Vernehmungen dehnen sich endlos, jedes Wort überlegt er lange und genau, bis er Antwort gibt, und wenn man ihn dabei beobachten kann, vergisst man im Augenblick, vor welchem satanischen Untier man steht, welche Schuld, welche grausige Last dieses Gewissen dort scheinbar so leicht zu tragen imstande ist.»

Diese Würdigung erschien im *Völkischen Beobachter* und wurde von Millionen gelesen.

17 TOTENKULT: DER NEKROPHILE STAATSAKT VOM 11. NOVEMBER

Wer das Attentat nicht bloss als isoliertes Geschehen, sondern mit seinen ganzen Wirkungen verstehen will, sollte nicht übersehen, wie das Regime die Opfer des Anschlags propagandistisch ausnützte. Auf diese Weise bediente die nazistische Kultur die irrationalen Bedürfnisse der Deutschen und setzte sich in den Herzen einer manipulierten Generation fest.

Die NSDAP hatte seit ihrem Neubeginn nach Hitlers Haftentlassung aus Landsberg Ende 1924 einen Kult entwickelt, Niederlagen und Todesopfer in Siege umzuwerten. Ursprünglich ging es darum, der Entmutigung nach dem fehlgeschlagenen Putsch von 1923 entgegenzuwirken. Nach der Machtübernahme wurde das frühe Scheitern uminterpretiert in eine Vorstufe zum politischen Sieg, das blutige Ende auf der Strasse unter den Kugeln der bayerischen Landespolizei verherrlicht als Beginn eines Triumphzugs zur Macht. Hitlers Flucht und sein Untertauchen wurden umgelogen in Heroismus. Die Gedenkfeiern für den Putsch vermischten sich mit den Feiern für die Gefallenen des Weltkriegs. Dadurch gewann das Scheitern

des Aufmarschs an der Feldherrenhalle eine nationale Bedeutung. Der Putsch erschien als erster Versuch, die Kriegsniederlage und die «Schmach von Versailles» zu tilgen. Ranghohe Offiziere und militärische Formationen nahmen an den Feiern teil, die Trauer wurde militarisiert. Überhaupt gab es viel zum Strammstehen und Marschieren bei zackiger Musik.

Die zentrale Feier fand stets in München statt. Der nächtliche Appell vor der Feldherrenhalle am 8. November begann nach Hitlers Rede im Bürgerbräukeller, zu den markigen Worten gesellten sich Lichteffekte. Auf den braun-rot eingehüllten Totensäulen im altägyptischen Stil loderten Feuer in Flammenschalen. Schrifttafeln an den Säulen verkündeten den Zweck «Zum Appell», darunter der Name je eines der 16 Toten. Die religiöse Urerfahrung des Numinosen wurde im öffentlichen Raum inszeniert als Massenergebnis für einen politischen Zweck.

Aus der Trauer wurde Opferverherrlichung, aus der Erinnerung an die historische Niederlage ein Triumph der Nazis. Die moralisch-politische Nutzenanwendung spitzte sich in der Aufforderung zu, den Toten nachzueifern. Überhaupt waren die Toten von damals die Grössten, es gab nichts Schöneres, als für die «Bewegung» zu sterben. Wer auch immer sein Leben verlor, er hatte sich für Hitler geopfert, damit dieser weiterlebe und Deutschland erlöse. Es gab keine Tränen der Witwen und der Kinder, keine der Eltern und Geschwister. Hier war alles männlich, berstend vor Siegeswillen. Die Gesichter unbeweglich, alle stumm. Ausser Hitler, dem Hohepriester der Partei, hatte niemand zu sprechen. Bei den Blockformationen gab es nichts als Hunderte von Stiefeln in Reih und Glied, wie aus Erz gegossen, ihre Marschritte waren harte Trommelschläge eines Totenmarsches.

Die Partei interpretierte sich selbst in eine Heilsgeschichte hinein. Als Vorbild diente die christliche Religion, für die Inszenierung liess sich deren Liturgie ausschachten. Vom Opfer der «Alten Kämpfer» und der Gefallenen war es zu Jesu Opfertod nur ein symbolischer Schritt: die historische Niederlage als der Karfreitag der Partei, der Sieg als Auferstehung, ein nationales Ostern.

Der Sieg liess sich aktuell ausdehnen: einst die Machtübernahme, nun der baldige Sieg über England, am Ende der Sieg über alle bösen Mächte der Welt, bis Deutschland endlich erlöst sei. Die Umkehrung von Niederlage und Tod in Sieg und neues Leben säkularisierte die Theologie des Apostels Paulus, des eigentlichen Begründers des Christentums: Gerade im Kreuz, im Tod, liege der Sieg des Glaubens begründet.

Am 9. November 1939 rückten um die Mittagszeit braune und schwarze Kolonnen an, dumpf klangen die Landsknechtstrommeln der Hitlerjugend. Als Kultgegenstand war an der Feldherrenhalle nur ein Mahnmal geblieben, vor dem das ganze Jahr über ein SS-Doppelposten Wache hielt. 16 Schüsse einer Ehrenbatterie symbolisierten die 16 Toten des Putsches.

Im Jahr 1939 unterblieb erstmals die Prozession vom Bürgerbräukeller zur Feldherrnhalle, zu viele «Alte Kämpfer» waren zur Wehrmacht eingezogen. Ausserdem befand sich der von Elser gesprengte Saal in der Hand der Sonderkommission, er hatte durch die Zerstörung seinen heiligen Charakter verloren, war entweiht. Die Führung unter Rudolf Hess fuhr anschliessend zum Königsplatz, zur Kranzniederlegung. Dorthin waren vor drei Jahren die 16 Sarkophage gebracht worden, sie standen in den beiden offenen Ehrentempeln an der Schmalseite des neu gestalteten Platzes. Hess begrüsst am Königsplatz einzeln die Angehörigen der Toten von 1923, die jedes Jahr erneut an den Tod ihres Familienmitglieds erinnert wurden.

Dieses Jahr ist zwei Tage später, am 11. November 1939, eine weitere Feier fällig, im selben Stil. Von dieser Totenfeier hat sich ein Live-Mitschnitt des Rundfunks erhalten, im Archiv des Hessischen Rundfunks. Damit können wir bei der nekrophilen Inszenierung dabei sein.

Am Vorabend, 10. November, beginnt um 21.45 Uhr der Aufmarsch zur Aufbahrung der sieben Särge mit den Opfern des Attentats. Schon ab 21 Uhr warten 300 Hitlerjungen im Hof der Residenz mit Fackeln, um die Särge zu begleiten. Aufstellung am Hofgarten- tor bis 21.40 Uhr. Den Särgen folgen vierzehn «Alte Kämpfer» mit sieben Kränzen Hitlers.

Um 22 Uhr Trommelwirbel der SS-Verfügungstruppe, die weiträumig den Platz vor der Halle eingrenzt und so erst zum «heiligen Raum» macht. Der Zug der Särge mit Fackel- und Kranzträgern zieht auf den Platz vor der Feldherrnhalle, die SS präsentiert die Gewehre, ein Musikzug spielt den Präsentiermarsch des preussischen Königs Friedrich Wilhelm III. Die Träger legen an den Särgen ihre Kränze nieder und treten hinter die Särge. Die SA-Wache zieht auf und bleibt dort die ganze Nacht über stehen.

Die Särge werden vor der Halle aufgestellt. Aus dem Innern der Halle wirft Feuer in einer Opferschale gespenstisches Licht. Dunkelheit habe Deutschland auf sich genommen, so ein schwülstiger Artikel im *Völkischen Beobachter*, «seit man uns frech den Krieg erklärte». «Im glutroten Schwelen dieser einzigen Opferschale scheint unser aller Schmerz, der Schmerz aller Deutschen zusammengefasst emporzuschlagen.»

Jeden Sarg bedeckt eine Hakenkreuzfahne. «SA-Männer stehen unbeweglich stumme Wache.» Stundenlang defilieren Münchner an den Särgen vorbei. Die Gedanken der Vorbeiziehenden halten, so glaubt das Parteiblatt, «stumme Zwiesprache mit den Toten, und die ewige Frage nach dem ‚Warum‘ mag in diesen ernsten Augenblicken eine männlich stolze Antwort finden». Die Nacht und die einzige Flamme sind der Stoff, um ein religiöses Massenspektakel zu suggerieren: Der Platz ist «ein weiter Dom der Nacht».

Im Dunkel vollzieht sich eine mystische Vereinigung, unter grosssprecherischem Aufblasen einiger tausend Münchner zum ganzen deutschen Volk: «Leise schreitet der endlose Zug weiter. Aus dem Dunkel der Stadt kommt er, wird von den Flammen der Trauer erleuchtet und verschwindet in der dunklen Weite. Es ist wirklich so: In diesen Nachtstunden zieht ein grosses Volk an den sterblichen Resten der Opfer vorüber und legt seine Gedanken, seinen Schmerz und seine Trauer bei den Toten nieder. Wir sind alle vorbeigeschritten.» Damit endet die nächtliche Aufbahrung am 10. November.

Für den Staatsakt am folgenden Tag ist reichsweit Beflaggung an öffentlichen Gebäuden auf halbmast angeordnet, Privathäuser flag-

gen gleich mit. Um die Feldherrnhalle, den «Altar der Bewegung», sollen sich 10'000 Zuschauer versammelt haben, für die grosse Stadt München eigentlich wenige. Von Norden marschieren nach 10 Uhr über die Ludwigstrasse in die Theatinerstrasse Ehrenformationen der Partei auf, darunter der Reichsarbeitsdienst mit geschulterten Spaten. Von Süden kommen Abteilungen von SS, Wehrmacht und Luftwaffe. Die SA-Nachtwache an den Särgen wird abgelöst. In der Residenzstrasse fahren die Trauerwagen auf, eskortiert von je einem Dutzend «Alter Kämpfer», Parteimitgliedern, die vor 1933 in die NSDAP eingetreten sind, den Wagen der getöteten Kellnerin begleiten Mitglieder der NS-Frauenschaft.

Der Aufbau der Versammlung im «heiligen Raum» vollzieht sich von der Feldherrnhalle aus. Direkt vor der Halle steht das Rednerpult für den Hauptredner Rudolf Hess (1894-1987), davor nebeneinander die sieben Särge – das achte Opfer ringt derzeit im Krankenhaus noch mit dem Tod –, neben jedem Sarg ein «Alter Kämpfer» bzw. eine Frau der NS-Frauenschaft, davor auf Stühlen die Angehörigen der Opfer, in zwei Blöcken Ehrengäste von Regierung, Partei und Militär.

Kurz vor 11 Uhr beginnt der Grossdeutsche Rundfunk seine Übertragung, Millionen hören zu. Man versteht bei der Rundfunkübertragung mit Mühe zuerst nur einzelne gebrüllte Kommandos wie «Formationen stillgestanden!» und «Präsentiert das Gewehr!». Stiefel knallen auf das Strassenpflaster. Aus dem hinten angrenzenden Hofgartentor marschiert der Block der «Alten Kämpfer» auf, dann nehmen die Angehörigen der Toten auf ihren Stühlen vor den Särgen Platz.

Das Allerheiligste wird hereingebracht, die Blutfahne, getragen von Jakob Grimminger (1892-1969), einem Marschierer von 1923 und Münchner NS-Stadtrat. Während die Blutfahne oben in der Feldherrnhalle erscheint und im «Altarraum» hinter dem mittleren Bogen vor einem grösseren Pylon aufgepflanzt wird, ertönt der Präsentiermarsch. Schweigen.

Hess und Hitlers Adjutant Wilhelm Brückner (1884-1954) werden erwartet. Ein Reporter überbrückt die Zeit mit den Namen der Gestorbenen und Stichworten aus ihrer politischen Biografie. Von

allen heisst es, sie seien «glühende Verfechter der Ideen des Führers» gewesen.

An der benachbarten Theatinerkirche schlägt es 11 Uhr. Die Gemeinde ist versammelt, der Partiegottesdienst kann beginnen. Der zweite Reporter berichtet noch viel wehevoller und gedehnter, er versinkt im Schmalz seiner gerührten Stimme. «Seite an Seite mit dem Stellvertreter des Führers und dem Gauleiter Wagner kommt nun Adolf Hitler selbst zu seinen toten Kameraden zurück. Der Führer ist da.» Durch die Zuschauer geht etwas Bewegung, aus Neugier und Überraschung, als Hitler auftaucht, in feldgrauem Mantel, mit einer schwarzen Binde am linken Arm.

Es folgt eine lange Pause, Hitler nimmt stumm die Position des Hohepriesters ein: Nur er darf den Raum zwischen den Angehörigen und den Särgen betreten. Der Reporter schleppt sich zäh weiter: «Adolf Hitler steht angesichts der Opfer, die feige Mörderhand aus unserer Mitte hinwegriss.» Während der ganzen Rede von Hess bleibt Hitler unbeweglich stehen, über eine halbe Stunde lang. Leise setzt das Orchester mit einer Lieblingsmelodie der damaligen deutschen Trauerkultur ein: «Ases Tod» von Edvard Grieg (1843-1907), aus der Peer-Gynt-Suite (opus 46).

Heute kommt endlich Rudolf Hess zu Wort, während Hitler am 8. November ihm durch die überraschende Teilnahme die Schau stahl. Hess spricht viel würdevoller als Hitler im Bürgerbräukeller, viel langsamer, gleichmässiger, im Ton eines geübten Priesters. Hess ist der ideale Geistliche der Bewegung. Salbungsvoll an jeder Stelle, mit einer pleonastischen Rhetorik, die zur besseren Einprägung ständig Anschlüsse wiederholt. Selbst der *Völkische Beobachter* empfand diese ausgewalzte Redefassung als peinlich und strich die Verdoppelungen einfach weg. Insofern ist auch hier der gedruckte Zeitungstext nicht authentisch, ich zitiere nach dem Live-Mitschnitt des Rundfunks:

«Das deutsche Volk nimmt in dieser Stunde Abschied von den Opfern eines grauenhaften Verbrechens, des Verbrechens, das kaum seinesgleichen hat in der Geschichte.» Einerseits übte eine «ruchlose Mörderhand» den Anschlag aus, andererseits wurden die Toten Op-

fer ihres schon lange festgelegten Schicksals, der Saal war ihnen zur «Sterbestätte» bestimmt. Die sieben neuen Toten seien es gewesen, deren Treue es dem Führer möglich gemacht habe, «die Bewegung durch alle Stürme durchzuhalten». Eine klare Unterscheidung zwischen 1923 und 1939 ist nicht mehr möglich, alle Geschichte endet in der mystischen Vereinigung mit dem siegreichen Hitler. Deutschland verdankt es den «Alten Kämpfern», «dass es heute dem Angriff der äusseren Feinde Trotz zu bieten vermag». Ist nicht auch noch eine grosse Wehrmacht dabei? Hess spürt den Einwand und schiebt nach, dass Hitler diese Wehrmacht nur dank der «Alten Kämpfer» aufbauen und Deutschland befreien konnte.

Das schmalzige Pathos steigert sich bei der direkten Ansprache der Toten durch die kühne Behauptung, «ganz Deutschland» trauere, und durch das formelhafte Versprechen, nie zu vergessen.

«Ewig ist der Strom des Blutes, das für Deutschland fliesst.
Ewig ist der Einsatz
deutscher Männer für ihr Volk.
Ewig wird darum auch Deutschland sein, dieses Deutschland, für
das ihr euer Leben gabt.»

In der für die NS-Festredner üblichen abstrakten Formelhaftigkeit bleiben die Gedanken so inhaltslos, dass man sich leicht auch das Gegenteil darunter vorstellen kann: Für Deutschland fliesst ewig das Blut geknechteter Völker, darum wird Deutschland ewig sein.

Der Stellvertreter Hess ringt dem Tod einen volkspädagogischen Nutzen ab, das Attentat hat auch sein Gutes. Das Sterben der sieben Opfer habe «die Erbitterung und die Leidenschaft des deutschen Volkes erst völlig geweckt». Das Attentat förderte den Hass gegen das Ausland. Diese auf einer säkularisierten Theologie beruhende Argumentation verliert bei Hess ihr religiöses Mäntelchen, sie entpuppt sich als reine Hass-Predigt. «Die Anstifter des Verbrechens haben das deutsche Volk endlich gelehrt zu hassen. Sie haben die

Hingabe des deutschen Volkes an den ihm aufgezwungenen Kampf, seine Bereitschaft, alles einzusetzen, unendlich erhöht.» Welcher Geist das deutsche Volk beherrsche, das spreche aus den Worten zweier Frauen der Opfer. Hess schreckt vor einem Zynismus auf Kosten der Witwen nicht zurück, das Individuum hat sich dem politischen Zweck unterzuordnen. Zwei Witwen hätten ihm gesagt: «Was der Tod unserer Männer uns bedeutet, das kann nur ermessen, wer selbst sein Liebstes verloren hat. Wichtiger aber, als dass unsere Männer leben, ist, dass der Führer lebt.»

Für die Hinterbliebenen gibt es keine Gefühle, diese gelten allein Hitlers Errettung. Hess schwebt in einem nebulösen Messiasglauben davon.

«Durch das Wunder der Errettung wurde der Glaube unerschütterlich:

die Vorsehung hat uns den Führer erhalten,
die Vorsehung wird uns den Führer erhalten, denn die Vorsehung hat ihn uns gesandt.»

Getreu der christlichen Liturgie folgt ein Glaubensbekenntnis, das die Stationen des Messias Hitler in paralleler Formulierung zum apostolischen Glaubensbekenntnis auf Jesus Christus aufzählt.

«Die Vorsehung hat ihn [Hitler] uns in diesen Tagen erhalten,
erhalten wie einst auf den Meldegängen des Weltkrieges, im
Trommelfeuer des Weltkrieges,
erhalten wie einst auf dem Marsch zur Feldherrnhalle, erhalten
wie einst bei dem immer neuen Lebenseinsatz in der Kampfzeit
und wie jetzt im polnischen Feldzug.
Immer war die Vorsehung mit dem Führer
und immer hat sie alles, was seine Gegner gegen ihn unternah-
men,
letzten Endes zu seinen Gunsten gewandt
und damit gewandt zugunsten des deutschen Volkes.»

Als treuer Jünger seines Herrn ist Hess der «felsenfesten Überzeugung, dass [...] auch das ganz grosse Verbrechen, der vom Zaun gebrochene Krieg, sich zugunsten des Führers und zugunsten

Deutschlands aus wirken wird, zugunsten Deutschlands und der ganzen Welt.» Hitler wird die Utopie der Menschheit erfüllen: den ewigen Frieden schaffen – einen deutschen, versteht sich.

«Unseren Feinden aber, den Anstiftern dieses Verbrechens, rufen wir zu:

Ihr habt uns den Führer nehmen wollen
und habt ihn uns näher gebracht denn je.

Ihr habt uns schwächen wollen
und habt uns nur stärker gemacht denn je.

Ihr habt gehofft, uns den Glauben an die Zukunft rauben zu können,

und habt doch nur den Glauben erhärtet
an eine Vorsehung, die mit Deutschland ist.

Ihr habt gehofft, uns die Siegeszuversicht nehmen zu können ...»

Hess' Stimme geht ab jetzt kontinuierlich in die Höhe, wird schriller, bei gleichbleibender Langsamkeit. Nie sei das deutsche Volk «siegsgewisser» gewesen als heute. Hess stürmt am Ende gar gegen die Unterwelt an – nein, er stürmt nicht, er schleicht im Pastoralton dahin:

«Und wenn ihr die Hölle in Bewegung setzt,
der Sieg wird doch unser sein.

Der Sieg ist der Dank an die Toten.»

Nun werden Opfergaben dargebracht: Kranzträger nehmen vor den Särgen Aufstellung. Es erklingt das Lieblingslied des deutschen Militarismus, das bis heute nicht aussterben will: das Lied vom «Guten Kameraden». Ein unsäglicher Text von Ludwig Uhland (1787-1862, das Lied von 1809), mit der Musik von Friedrich Silcher (1789-1860). Immer wenn Hitler vor einen der Säрге tritt, löst sich aus einer Ehrenbatterie, die drüben im Hofgarten steht, ein Salutsschuss. Das Häusergeviert wirft das Echo zurück. Hitler legt vor jedem Sarg einen Kranz mit Chrysanthenen nieder, tritt zurück und grüsst die Toten mit dem erhobenen Arm.

Es folgen das Deutschlandlied, sehr langsam, dann deutlich flotter die Parteihymne, das Horst-Wessel-Lied, das nach dem langen

Herumstehen einem in die Beine geht. Hitler gibt jedem der Angehörigen die Hand. «Schweigend sieht er in die Augen eines jeden», wie der *Völkische Beobachter* meint. Dann spricht er ihnen sein Beileid aus.

Die Totenehrung endet, wie sie begonnen hat: Militärische Kommandos fegen über den Platz: «Formationen stillgestanden!» – «Präsentiert das Gewehr!» – «Gewehr über!» – «Trauerzug Marsch!» – «Rechts um!»

Wieder knallen Stiefel. Erneut der Präsentiermarsch. Die Kirchenguhr schlägt halb zwölf. An der Spitze des abmarschierenden Zuges flattert die Blutfahne, dahinter ziehen die Trauerwagen mit den Marschierern von 1923, anschliessend die Formationen der Wehrmacht und der Partei.

Der Trauerzug nimmt seinen anstrengenden, einstündigen Weg über Odeonsplatz und Ludwigstrasse durch das Siegestor hinaus, über die Leopoldstrasse und Ungererstrasse zum Nordfriedhof, musikalisch begleitet von Trommelwirbeln im Wechsel mit Trauermärschen. An den Strassen neugierige Münchner, nach der offiziellen Version «ganz München». Doch der SD der SS gestand in einem Geheimbericht ein: «Die Beteiligung der Münchener Bevölkerung an dem Staatsbegräbnis der Opfer des Attentates war verhältnismässig schwach, nur am Odeonsplatz stauten sich die Zuschauer, ohne jedoch eine besonders tiefe Anteilnahme an dem feierlichen Akt zu zeigen.»

Hitler geht, wie auch später bei der Beerdigung von Heydrich in Berlin (1942), nicht mit zum Friedhof, wohl aus einem doppelten Grund. Er fühlte sich als der Hohepriester von Deutschlands Erlösung, und diese überirdische Gestalt darf sich nicht durch die Berührung mit der Totensphäre beschmutzen. Und ihm fehlt grundsätzlich der Mut, dem Tod ins Auge zu schauen, den er selbst so massenhaft verbreitete. Elser konnte er nie ins Gesicht sehen, nicht bei den Verhören, nicht einmal mit den versteckt aufgenommenen Filmen wollte er sich dem Kunstschreiner aussetzen.

Goebbels' Propaganda gewann dem Totenkult der Partei eine politisch-rationale Seite ab, sie drehte von der Münchner Totenfeier einen Film, der gegen Ende der Berliner Verhöre Georg Elser vor-

geführt wurde, um ihn zu erschüttern und zur Preisgabe seiner Hintermänner zu bewegen. Wieder vergeblich.

Auf dem Nordfriedhof lief das ganze Zeremoniell in Kurzfassung noch einmal ab, bis zum Schluss fest in der Hand der Partei. Die Blutfahne ist auch am Grab dabei. Das «Regieprogramm» geht zu Ende:

«Die Särge werden abgesetzt. Die Angehörigen und Hinterbliebenen nehmen Aufstellung. Sobald diese Aufstellung beendet ist, gibt Pg. Wenzl das Zeichen zum Versenken der Särge. Während des Versenkens der Särge spielt das Trapp'sche Kammerorchester getragen das Lied ‚Hakenkreuz am Stahlhelme‘ Das «Lied der Sturmabteilungen 1923», nach einer Melodie von Theodor F. Morse (1904). Ein blutrünstiges braunes Bürgerkriegslied in drei Strophen, endend mit einem politischen Osterfest, der nazistischen Auferstehung:

«Bald werd't auch ihr erkennen,
Was ihr an uns verlor'n !
Kamerad, reich mir die Hände,
Halt, was wir einst geschwor'n.
Hitlergeist im Herzen
Darf nicht untergeh'n,
Sturmabteilung Hitler
Wird einst aufersteh'n.»

18 DIE SUCHE NACH DEN HINTERMÄNNERN

Bereits in der Nacht vom 8. auf den 9. November 1939 hatten Hitler und seine Gefolgschaft im Sonderzug über die Hintermänner des Anschlags spekuliert. Seine Agitationslinie aus der Bürgerbräuerede liess Hitler nur an England denken. Etwas später fiel ihm noch Otto Strasser ein, mit dem Hitler seit Langem einen Kleinkrieg führte. Mehrmals liess der Reichskanzler Mordanschläge auf Strasser ausüben – die fehlschlügen. Strasser hatte das Regime von tschechoslowakischem Boden aus mit einem Freiheitssender attackiert.

Dafür schickte Heydrich in die Nähe von Prag ein Mordkommando. Strasser liess ab und zu in NS-Gebäuden Sprengstoff hochgehen, ohne viel Schaden anzurichten.

Entgegen seiner jahrelangen Propaganda verlor Hitler mit einem Schlag seinen bisherigen Hauptfeind aus dem Blickfeld. Warum sollten eigentlich nicht Juden hinter dem Anschlag stecken? Hier offenbart sich, dass Hitler im Grunde der eigenen Agitation nicht glaubte. Denn das Attentat von Herschel Grynszpan (1921-1945) auf den Legationssekretär Ernst vom Rath (1909-1938) in Paris im Jahr 1938, eines der wenigen gelungenen, hatte doch bewiesen, dass ein Jude dazu fähig sein konnte.

Oder warum sollten nicht Bolschewik! das Attentat ausgeheckt haben? Die GPU verfügte über dafür ausgebildete Leute, die nicht zimperlich waren, wenn ein Befehl Stalins vorlag. In der Tat knöpfte sich die Gestapo in München und im ganzen Reich routinemässig auch Kommunisten vor und bewies so ihre völlige Unkenntnis der kommunistischen Widerstandsstrategie, in der Bombenanschläge für normale Mitglieder nicht in Frage kamen, das war Sache des M-Apparats. Zur Zeit des deutsch-sowjetischen Paktes waren die Kommunisten ohnehin gelähmt.

Warum blieb Frankreich ausser Betracht? Angeblich: Im elsässischen Strassburg arbeitete ein Auslandssender, der in Deutschland gut zu hören war – und von Elser sehr geschätzt wurde: Radio Strassburg. Tatsächlich handelte es sich um einen BBC-Geheimsender, südlich von London an der Küste aufgestellt.

Klüger als der ganze deutsche Polizeiapparat erwies sich ein namenloser Schweizer Journalist, in einer Zeitung, die sich noch nicht der rigiden eidgenössischen Militärzensur unterworfen hatte. Eine Lücke, die die schönste Blüte des europäischen Journalismus ermöglichte. Einen scharfsinnigen Artikel in abgelegener Gegend, im Kanton Appenzell Ausserrhoden, im Hauptort Herisau, schrieb bereits am 10. November 1939 ein kritischer Journalist in der *Appenzeller Zeitung*. Schon den Titel wählte er frech, da fehlte die eingeläute Demut: «Das Attentat von München – Ein vorläufig ungeklärtes Wunder». Zu dieser Zeit bereiteten sich in Deutschland die

Kirchen zu Dankgottesdiensten für dieses Wunder vor, das auf Gott zurückgehen musste.

Der scharfsinnige Appenzeller – oder war es ein kluger Kopf aus dem benachbarten St. Gallen? – erwischte auf Anhieb die Schwachstelle der Nazi-Version: «Die Schilderung des Bombenattentats im Münchner Bürgerbräukeller nimmt in Deutschland in Presse und Radio einen grossen Raum ein. Man weiss vorläufig noch nicht das Gerinste über die Urheber der Tat, man weiss nur, dass England schuld ist, wie es früher immer die Bolschewisten und die Juden waren. Indessen finden sich die Bolschewisten heute unter jenen, welche Hitler gratulieren, dass er dem Anschlag entging, während die deutschen Juden, die vor genau einem Jahr die Ermordung des deutschen Botschaftsrats vom Rath in Paris mit der Zahlung einer Milliardenkontribution und einem Pogrom büssen mussten, diesmal scheinbar nicht verdächtigt werden.» Und so geht es weiter in einem souveränen Ton: «Wir enthalten uns eines Kommentars zu den Ereignissen im Bürgerbräukeller; denn es scheint uns zwecklos, Wunder zu kommentieren, Wunder, die zudem bis jetzt völlig ungeklärt sind.»

Der Zeitungsschreiber in Herisau druckt die Hetze einer Nazi-Parteikorrespondenz ab, die in originalem Goebbels-Ton von «Agenten des englischen Geheimdienstes» faselt, von denen man noch gar nichts wissen konnte. Abschliessend eine leere Drohung von Goebbels: «Subjekten, die für englisches Gold zu Verbrechen schreiten, wird man in Zukunft anders als bisher das Handwerk legen. England möge sich gesagt sein lassen, dass wir entschlossen sind, nunmehr den Feind nicht aus den Augen zu lassen. Wir wissen nach dieser Tat, es geht ums Ganze.»

Hitler startete auf England. Die Stuttgarter Gestapo schien bald einen der englischen Hintermänner erwischen zu können. In der Nacht zum 19. November 1939 nahm der Stuttgarter Gestapomann Rauschenberger in Oberkochen bei Aalen eine Hausdurchsuchung bei einem Engländer vor, der Mann war mit Elser gesehen worden. Es fand sich nichts Verdächtiges.

Kurze Zeit kursierte ein antienglisches Plakat, das Neville Cham-

berlain (1869-1940) als Mörder beschuldigte, unter seinem Porträt ein Foto vom zerstörten Bürgerbräukeller: «Er hat auch das Losungswort zum Meuchelmord an unserem Führer in die Welt hinausgerufen.» Gemeint war die britische Kriegserklärung, Chamberlain habe im Londoner Rundfunk gesagt: «Mein einziger Wunsch ist es, den Tag noch zu erleben, an dem Hitler vernichtet wird.» Das unpräzise Hassplakat ist aus der deutschen Öffentlichkeit rasch verschwunden, bisher habe ich es in der Elser-Literatur nicht gefunden.

Alle ernst zu nehmenden Indizien, die die Münchner Sonderkommission zusammenbrachte, verwiesen auf das Reichsgebiet und widersprachen Hitlers antienglischer Verschwörungstheorie. So interessant die Details über die Beschaffung und Konstruktion des Sprengapparats, über die ohne ihre Kenntnis mithelfenden Münchner Handwerker aussehen mochten, mit der grossen Londoner Verschwörung, wie Hitler sie erwartete, hatte das nichts zu tun.

Die Gestapo verlegte zwei Fährten ins Ausland und bewies damit, wessen Geistes Kind sie auch in der Kriminalistik war. Die falsche Spur in die Schweiz ist bis heute wenig beachtet worden, sie soll ausführlicher vorgestellt werden, fügt sie doch dem Bild vom Attentat eine skurrile Facette hinzu.

Alle deutschen Zeitungen brachten am 22. November 1939 denselben Artikel, in dem Himmler Elser als Attentäter vorstellte. Ohne dass Himmler das geringste Indiz besass, liess er eine Lüge in die Welt setzen: «Auftraggeber bzw. Geldgeber für das Unternehmen war der britische Intelligence Service. Organisator des Verbrechens Otto Strasser.»

Damit abgestimmt erschien ein Bericht über die Venlo-Entführung. Die mit Waffengewalt von holländischem Boden aus nach Deutschland verschleppten britischen Geheimdienstler Best und Stevens wurden als «Hintermänner» ausgerufen. Dabei brüstete sich die SS: «Wie Englands Geheimdienst überlistet wurde.» Die beiden Agenten hätten die Grenze nach Deutschland überschritten, um mit der deutschen Opposition Kontakt aufzunehmen. Überfall und Entführung wurden verschwiegen.

Einen Tag nach den Naziartikeln über Elser und die «Hintergründe» im britischen Geheimdienst griff die *Appenzeller Zeitung* am 23. November erneut zu ihrer spitzen Feder: «Das Wunder von München – ist immer noch ein Wunder [...] Welcher Zusammenhang besteht zwischen den Agenten des britischen Geheimdienstes und dem Täter, was ja immer wieder behauptet, aber nicht bewiesen wird? – Waren diese Agenten, und zwar nicht x-beliebige, sondern ‚die Leiter des britischen Geheimdienstes für Westeuropa‘ von allen guten Geistern verlassen, dass sie in eine so durchsichtige Falle gehen und deutsche Offiziere nicht von deutschen Gestapo-Beamten unterscheiden konnten? – Sind diese ‚Leiter‘, die doch, wie behauptet wird, die Urheber des Attentats sind, wahnsinnig geworden, dass sie am 9. November, also kurz nach dem (missglückten) [Klammern im Original] Attentat, nach Deutschland fahren, wo die gesamte Polizei alarmiert ist und wo man mit dem Finger auf den britischen Geheimdienst weist?»

Der Journalist wird stutzig, weil holländische Nachrichtenagenturen eine Entführung von holländischem Boden aus nennen, während die Gestapo über die Örtlichkeit nichts Genaueres mitteilt. Der Appenzeller erörtert seine weiteren Fragen so klug, dass die deutschen polizeilichen Irreführungen als Phantom verdampfen.

Die *Appenzeller Zeitung* berichtet nicht, was der eidgenössische Militärsensor zu den Artikeln aus Appenzell sagte. Als am 27. Mai 1942 wieder ein Attentat einen hohen Nazi traf, nun Reinhard Heydrich in Prag, hatte man auch diesem Journalisten in Herisau das Maul gestopft, die *Appenzeller Zeitung* schwieg.

Gisevius beriet später in einem Brief vom 2. Februar 1959 den Sohn des einstigen amerikanischen Hohen Kommissars John McCloy (1895-1989) bei historischen Nachforschungen: «Die Geschichte ihres kidnappings [von Best und Stevens] ist wohl die dümmste Fehlleistung, die dem britischen secret service je unterlaufen ist. Es las sich also ganz gut, dass diese beiden Herren in ein so weitgehendes Komplott verwickelt gewesen sein sollen. In Wirklichkeit hatten beide Fälle nichts miteinander zu tun.»

Gisevius ging auf Elser ein. Die Konstruktion des Sprengapparats sei zwar effektiv, aber zu einfach gewesen, als dass englische Fachleute dahinter hätten stecken können. «Das stärkste Argument [gegen die Verbindung der Venlo-Geschichte mit Elser] bleibt jedoch für mich, dass Hitler sich keinesfalls unter einen tickenden Zeitzünder gestellt hätte. Die Bombe konnte von ausserhalb ausgelöst werden. Folglich hätte sie auch einige Minuten vorher explodieren können. Wäre Hitlers ‚innere Stimme‘ ein Theatercoup gewesen, dann hätte er nicht bis fünf Minuten [tatsächlich 13 Minuten] vor der Explosion weitergeredet. Hätten andere diesen Coup gelandet und wäre der hellsichtige Hitler ihnen derart plötzlich davongelaufen, dann können Sie sicher sein, besagter Elser wäre niemals gefunden und bestimmt nicht bis in die letzten Stunden der Götterdämmerung in Dachau unter besonders bevorzugter Behandlung verwahrt worden. Solche Mitwisser bringt man so schnell wie möglich um. Stattdessen liess man Elser basteln und basteln, so wie man früher die Goldmacher in den Turm steckte. Hitler muss an diesem, ‚seinem‘ Attentäter ein unerklärliches, vielleicht okkultes Interesse gefunden haben.»

Gleichzeitig mit der Entführung von Venlo gab die Nazi-Agentur DNB in ihrem selten nachweisbaren Auslandsdienst eine Meldung heraus, die in Deutschland nicht erscheinen durfte und für die Schweiz bestimmt war: Elser sei am 5. November über die Grenze und nach Zürich gefahren, um seinen Auftraggeber Otto Strasser zu treffen – ein Märchen aus Goebbels' Firma.

Am 23. November erzählte die NS-Presse, die Gestapo habe 21 Tage lang Funkkontakte mit dem englischen Geheimdienst gehabt und zwar über einen Geheimsender, den pikanterweise die Engländer selbst der vorgeblichen deutschen Widerstandsgruppe geliefert hatten, die die beiden britischen Geheimdienst-Dilettanten danach in Venlo überfiel. Fette Schlagzeilen boten genüsslich den Erfolg dar: «Bis gestern Funkgespräche der Gestapo mit dem britischen Geheimdienst. So wurden die Londoner Drahtzieher des Attentats entlarvt.» Himmler konnte es sich nicht verkneifen, seine Schadenfreude gedruckt zu sehen, im letzten Funkspruch: «Auf die Dauer

ist die Unterhaltung mit eingebildeten und törichten Menschen langweilig. Sie werden verstehen, dass wir abrechen. Es grüsst herzlich die euch wohlgeneigte ‚Deutsche Opposition‘. Die Deutsche Gestapo.»

In der Berliner Prinz-Albrecht-Strasse 8 werden sich die Witzbolde der Gestapo auf die Schenkel geklatscht haben. Was sonst noch in der Presse stand, waren eher Geheimdienstmärchen. Interessanter sah aus, was die Zeitungen über Otto Strasser berichteten, erfuhren doch damit die Deutschen erstmals von Strassers effektiver Widerstandsarbeit. Die Presse gab sich die Blösse, einzugestehen, dass 1935 zwei deutsche SS-Männer widerrechtlich in die Tschechoslowakei eingedrungen waren und Strassers Sender zerstört hatten. Von der Ermordung des Stuttgarter Technikers Formis schwiegen sie.

Auf die blosse Erfindung hin, Strasser habe von der Schweiz aus das Attentat organisiert, nahmen sich die Schweizer Zeitungen des Falles an. Allein schon der Verdacht konnte gefährlich werden, der deutsche Nachbar war als gewalttätig bekannt. Seit 1933 waren immer wieder Personen aus der Schweiz nach Deutschland entführt worden, nicht nur deutsche Emigranten, sondern auch unbequeme Schweizer.

Die *Appenzeller Zeitung* porträtierte Strasser am 23. November 1939, genau einen Tag, nachdem Elser im *Völkischen Beobachter* vorgestellt worden war. Die Zeitung erwähnte Strassers zuletzt publiziertes Werk, in dem er ein neues Europa wünschte, «ein Europa der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens». Strasser sei inzwischen in Paris und habe dort ein Interview gegeben: «Ich kenne Elser nicht, und es ist sicher, dass er nicht einer meiner Leute ist. Ich habe weder Best noch Stevens gekannt.» Die Beschuldigung der Gestapo, Strassers Organisation «Schwarze Front» sei daran beteiligt, ehre ihn. Die Gestapo habe ihn schon mehrmals zu ermorden versucht, das letzte Mal sei er vorher von einem Gestapomann gewarnt worden.

Die *Appenzeller Zeitung* schrieb von Ermittlungen der Schweizerischen Bundesanwaltschaft und der Politischen Polizei in Bern. Man wird den Eindruck nicht los, in Bern gehe es um vorausseilenden

Gehorsam gegen den skrupellosen Nachbarn. Gleich nach dem Attentat nahm die Schweizer Bundesanwaltschaft selbständig Nachforschungen auf, ob es Zusammenhänge mit der Schweiz gebe, achtete nicht nur auf Strasser, «sondern auch auf andere der gegenwärtigen deutschen Regierung ungünstig gesinnte Elemente». Das Ergebnis war negativ. Immerhin: Man hatte sich dem braunen Druck gebeugt.

Die Bundesanwaltschaft in Bern befahl sofort nach dem Münchener Anschlag, Strasser habe innerhalb von vier Stunden die Schweiz zu verlassen. Seit dem Überfall der Nazis auf die Tschechoslowakei lebte er ohne Anerkennung als Flüchtling im Kanton Zürich. Offiziell gilt bis heute, die Schweiz habe Strasser auch wirklich sofort ausgewiesen. Der regierungskritische Schweizer Geheimdienstler Hans Hausamann (1897-1974) machte aber der eigenen Polizei einen Strich durch die Rechnung, was bisher unbekannt war.

Hausamann bekam von seinem Vorgesetzten, dem Schweizer Geheimdienstchef Roger Masson (1894-1967), am Morgen des 10. November 1939 folgenden Befehl: «[Ich] bitte Sie, Herrn Otto Strasser unverzüglich darüber zu informieren, dass er die Schweiz freiwillig so schnell wie möglich zu verlassen hat, wenn möglich noch heute Morgen. Dieser Entscheid ist unwiderruflich. Ich gebe Ihnen den ausdrücklichen Befehl [...] Teilen Sie mir so bald wie möglich mit, dass der vorliegende Befehl ausgeführt wurde. Es geht um die höheren Interessen des Landes.»

Hausamann ist nicht auf den Kopf gefallen und sieht das Interesse des Landes anders gelagert. Er ruft Masson an:

Hausamann: «Herr Oberst, eben bekomme ich Ihr Fernschreiben in Sachen Strasser.»

Masson: «Ich habe Ihnen doch gesagt, dass dieser Befehl unwiderruflich und undiskutabel sei. Warum rufen Sie mich trotzdem an?»

Hausamann: «Herr Oberst, um Ihnen zu sagen, dass ich diesen Befehl nicht ausführe. Ich bin kein Henkersknechtshelfer.»

Masson: «Das ist Befehlsverweigerung.»

Hausamann: «Ich weiss es und nehme die Konsequenzen auf mich.»

Masson (nach einer Weile lachend): «Sie sind doch immer der Gleiche. Reden Sie halt einmal mit Rothmund» [dem Chef der Eidgenössischen Polizeibehörde im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement].

Sogleich ruft Hausamann Rothmund an, einen Beamten, der sich nicht aus der Ruhe bringen lässt.

Hausamann: «Ich teile Ihnen mit, dass ich beschlossen habe, Massons Befehl nicht auszuführen.»

Rothmund: «Dann lasse ich Strasser polizeilich abholen und an die Grenze stellen.»

Hausamann: «Dazu kommen Sie zu spät. Ich habe Strasser bereits so gut versteckt, dass selbst das grösste Polizeiaufgebot ihn nicht findet. Ich sehe jedoch ein, dass Strasser nach der Lage der Dinge das Land verlassen muss, jedoch nicht nach Deutschland. Ich werde ihm die Ausreise nach Frankreich vermitteln, und zwar auf [eine] der Schweiz würdige Weise.»

Rothmund: «Gut, ich gebe Ihnen dafür drei Tage Zeit.»

Damit hatte der Schweizer Nachrichtenoffizier Hausamann, der wie der kritische Journalist aus dem Appenzell stammte, verhindert, dass Strasser an Hitler ausgeliefert wurde.

Otto Strasser ergriff die Chance, in Paris, wohin er am 13. November gereist war, seinerseits die Nazis als Urheber des Münchner Attentats zu denunzieren. Sein Beweis stand auf wackligen Beinen: Die Verwaltung des Bürgerbräus habe vor einigen Wochen ihr Gebäude in der Schweiz versichern lassen. Dann schwang er sich, unter dem Eindruck von Elzers Anschlag, zu einer optimistischen Prognose auf: Das Reich sei «zu einer Revolution gegen Hitler bereit». Allerdings mit der Einschränkung, «vorher müsse Deutschland die Schrecken des Krieges verspüren, das Dritte Reich seine erste militärische Niederlage erlitten haben und die Wirkung der Blockade fühlbar werden». Als Zeitpunkt erwartete er das Frühjahr 1940. Eine naive Vorstellung, dass bis dahin «die Schrecken des Krieges» die Deutschen rebellisch machen würden.

Solche Artikel, überhaupt die deutschsprachige Presse der

Schweiz, empörten Berlin. Das Propagandaministerium erwog am 10. November 1939, endgültig die Einfuhr aller Schweizer Zeitungen nach Deutschland zu verbieten. Es spielte keine Rolle, dass sich nur noch wenige eidgenössische Zeitungen kritisch gegen die Nazis äusserten, die meisten passten sich an oder schwiegen zu strittigen Themen.

Die Gestapo liess sich Zeit, bis sie Ende Januar 1940 von Bern in einem unverschämten Ton Nachforschungen verlangte. Diese Angriffe auf die Schweizer Souveränität kennen wir aus einem Elser-Dossier in den Strasser-Akten des Berner Bundesarchivs. Hier erfahren wir Vorgänge und Dokumente, die in Berlin untergegangen sind und die die leicht dümmliche Taktik der Gestapo veranschaulichen. Hier erhielten sich auch wichtige erkennungsdienstliche Fotos, die anderswo vernichtet wurden und die Unverfrorenheit der Nazipolizei dokumentieren.

Es ist nicht üblich, die Fotos eines gefolterten Häftlings der Polizeibehörde eines Nachbarstaates auszuliefern. Warum tat es die Gestapo trotzdem? Hier liegt keine Schusseligkeit vor, sondern eine Drohgebärde gegen Bern: Seht, so wird es allen gehen, die nicht spüren – nächstens kommen wir massenhaft zu euch, wehe, wenn ihr euch in den Weg stellt!

Die Gestapozentrale in Berlin verlangte von der Schweizer Polizei die Beantwortung eines 18 Seiten umfassenden Fragenkatalogs, genannt «Réquisitorial». Die meisten Fragen kreisten um den Münchner Anschlag, einige um den Brand des Dampfers «Deutschland». Der Chef der Schweizer Fremdenpolizei, Dr. Heinrich Rothmund (1888-1961), berüchtigt für seine gesinnungslose Kooperation mit den Nazis in der Flüchtlingspolitik und ein glühender Antisemit, schrieb in seinem Begleitschreiben vom 1. Februar 1940 an die Berner Bundesanwaltschaft: Beim «Münchner Sprengstoffattentat» handle es sich nicht «um ein ausschliesslich politisches Verbrechen», allerdings werde in Deutschland alles «ebenfalls nach der politischen Seite untersucht»: «Wir möchten daher dringend empfehlen, bei der Behandlung des Requisitorials zurückhaltend und vorsichtig zu sein und die Beantwortung vorher mit uns und der Abteilung für Auswärtiges zu besprechen.»

Der Gestapo-Fragebogen dringt mit 163 teilweise impertinenten Fragen auf die Schweizer Polizei ein. Im vorderen Teil über die Beziehungen Elzers zu Strasser und im abschliessenden Teil über die Verhaftung an der Grenze werden Dinge erwähnt, die in keinem Verhör erscheinen und die auch nie von anderen Personen bestätigt wurden. Alles Erfindungen der neugierigen Gestapo und ihres weitverzweigten Spitzelnetzes in der Schweiz. Nur im Mittelteil fragt die deutsche Polizei relativ sachlich nach Vorgängen aus Elzers Leben am Bodensee.

Zuerst ist schwer zu entscheiden, ob Elser die unglaublichen Behauptungen unter schwersten Folterungen erfand, um Ruhe zu haben, oder ob die Gestapo, nachdem ihr die Akten der Sonderkommission am 20. November 1939 übergeben worden waren, hier ihrer Fantasie freien Lauf liess. Die befremdlich anmutenden Teile gewinnen nach gründlicher Lektüre das Aussehen eines Gestapo-Märchens. Dazu passt auch der Ton: Die Gestapo tut so, als ob die Schweizer Polizei ihr bereits unterstellt sei. Das war in Berlin der allgemeine politische Stil. Es gilt nun, die Schweizer total auszufragen. Sollten sich dabei auf Schweizer Seite Lücken in den Erkenntnissen herausstellen, kann der Schweizer Polizei ein schlechtes Gewissen eingejagt werden. Wer auch immer von der Gestapo gefragt wird, hat auf jeden Fall Unrecht, sonst müsste er ja nicht gefragt werden. Im Grunde ist das Réquisitorial kein Amtersuchen, sondern ein barsches Verhör durch eine diktatorische Staatsgewalt, unverschämt gegen einen souveränen Staat: in der Tendenz ein Übergriff.

Um den Vorstoss gegen Bern vorzubereiten, hatte die Gestapo vermutlich ihren Auslandsdienst beauftragt, Angaben, Behauptungen und Beschuldigungen aus der Züricher Umgebung Strassers zu sammeln oder einfach Gerüchte zusammenzutragen. Der Auslandsarm der Gestapo gegen die Schweiz wurde von Stuttgart aus gelenkt und verfügte in der Eidgenossenschaft über ein beachtliches Netz von Spitzeln, Deutschen wie Schweizern. Auf Schweizer Boden betreuten die deutsche Botschaft in Bern und jedes deutsche Konsulat diese Zuträger. So konnte die Gestapo auftreten, als ob sie alles

Wichtige schon wisse und nur noch die amtliche Bestätigung brauche.

Laut Gestapo habe Georg Elser zum Beispiel erklärt, «dass er u.a. glaublich im Mai, September und Oktober bzw. November 1939 den Besuch eines Beauftragten Otto Strassers erhalten hat». Dieser Mann habe ihm gesagt, falls das Münchner Attentat nicht gelinge, könne es ein weiteres geben. Elser habe die Person, die er genau beschrieb, 1938 in Konstanz kennengelernt.

Bereits diese erste Konstruktion ist voller Fehler. 1938 wohnte Elser schon lange in Königsbronn, er war bei Waldenmaier beschäftigt. Wenn er nach Konstanz kam wie im September 1938, dann nur kurz, um die Grenzsituation zu prüfen. Langwierige Kontakte zum Zweck einer gemeinsamen Attentatsplanung waren zeitlich undenkbar, und Elser liess sich auf fremde Hilfe nie ein. Er handelte grundsätzlich nur selbständig.

Die Gestapo beginnt, die Schweizer Polizei zu löchern, will alles von Strassers Reisen wissen: wohin, mit wem, wann, auf welchem Weg, warum. Ebenso seine Tätigkeiten und Verbindungen, sogar seine Nachbarn, seine Besucher, seinen Geldaufwand, seine Wohnungsinhaberin, sein mögliches Auto, seine Kontakte unterwegs, seine deutschen Besucher.

Die Gestapo tritt hier so dreist auf, wie es auch aus Deutschland bezeugt ist. Sie vertraut auf die Angst der Befragten, eine Folge des Gestapo-Mythos, und nimmt an, die Schweizer Polizei zu ihrem Büttel machen zu können. Kühn wird einfach behauptet, Strasser habe mehrfach Deutsche empfangen. Dann aber will die Gestapo die Namen aller Deutschen wissen, die damals in Zürich sich aufhielten und übernachteten.

Der nächste Fragenkomplex gründet auf ein Geschwätz, wie wir es aus den Gerüchteküchen nach dem Attentat kennen. Hier hatte bestenfalls ein Spitzel aus der Schweiz ein Gerücht nach Stuttgart gemeldet – oder der Einfachheit halber selber erfunden, der Belohnung zuliebe. Zwei Personen fahren mit dem Auto nach Vaduz, es ist der 8. November 1939. Der erste sagt: «Hoffentlich klappt die Sache heute Abend. Schade, dass es nicht miterlebt werden kann.»

Der zweite: «Auf jeden Fall hören wir die Wirkung am Radio. Es nimmt wohl alle.» Über die beiden Personen wird in acht Fragen wild spekuliert.

Im dritten Fragenkomplex kommt es zu einer Polizeikomödie. Zehn Tage vor dem Attentat sitzen in einem «Wiener Café» von Bern zwei Deutsch sprechende Personen mit leicht englischem Akzent. Worüber unterhalten sie sich? Über den Bürgerbräukeller und seine Räumlichkeiten: «Es muss gelingen», sagt einer. Aber nach dem 9. November sind diese zwei nicht mehr zu sehen. Jetzt will die Gestapo wissen: Aus welchen Kreisen setzen sich die Besucher des Lokals zusammen? Welche Beobachtungen machte die Bedienung? Natürlich darf nicht fehlen, dass einer der beiden Bösewichter «jüdisches Aussehen» hatte.

Ein Gestapospitzel meldete aus der Schweiz, eine Frau am Genfer See soll gesagt haben: «Hitler wird demnächst ermordet.» Das hofften und sagten damals in Europa viele Leute, die Gestapo musste dies wissen. Davon zeugen auch die Düsseldorfer Gestapoakten, wo es öfters Attentatsgerüchte gegen Hitler gab. Nun will die Polizei alles über diese Frau erfahren.

Wenn die Fragen der Gestapo nach Bern Elzers Aufenthalt am Bodensee betreffen, zieht in die Flut von Fragen ein Hauch Rationalität ein. Man spürt eine andere Handschrift: nicht mehr die paranoide Gestapo, sondern eher die rationale Kripo. Doch die Fragen werden von der federführenden Gestapo aufgebläht. Allein zu Elzers Arbeit in der kleinen Schreinerei Schönholzer von Bottighofen bei Kreuzlingen stellt die Gestapo 24 Fragen.

Es folgen 14 Fragen über Elzers Umgang in einem Abstinenzlerlokal von Kreuzlingen, acht Fragen über den Besuch eines Trachtenfestes, sieben Fragen über den Schmuggel von Dingen des täglichen Bedarfs, sieben Fragen zu zwei Abtreibungsversuchen seiner Freundin Mathilde Niedermann, acht Fragen über Einkäufe in einem Lebensmittelladen in Kreuzlingen. 13 Fragen behandeln die an den Haaren herbeigezogene Behauptung, der Züricher Musikalienhändler Karl Kuch sei in das Attentat verwickelt. Noch heute wird Kuch

in der lokalen Fantasie um Heidenheim gelegentlich als geisterhafter Anführer einer kommunistischen Sprenggruppe ausgegeben.

Für die Verhaftung Elser erfindet die Gestapo zu der einen unbekanntem Gestalt auf Schweizer Seite gleich zwei weitere hinzu, die ebenfalls dort herumspaziert seien.

Die Schweizerische Bundesanwaltschaft antwortet in devotem Ton, sie hat Strasser hart angefasst, schon vor der Intervention der Gestapo: «Nachdem die Schweizer Behörden Ende Oktober 1939 feststellten, dass Dr. Strasser in einer ausländischen Zeitung gegen den deutschen Reichskanzler polemisierte und sich auch über das Verhältnis Deutschlands zur Schweiz ausliess, wurde dessen sofortige Ausreise verfügt, welcher Beschluss ihm anfangs November 1939 eröffnet wurde.» Am 13. November wurde Strasser mit einem Auto an die französische Grenze gebracht – der ungehorsame Hausmann als ausführendes Organ wird amtlich verschwiegen – und musste alleine die Grenze überschreiten. Ob Strasser zu bestimmten Zeiten Post aus Deutschland bekam, könne man nicht mehr feststellen, bei einer Haussuchung habe man keine gefunden. Von Strassers Observation durch die Zürcher Polizei zeugen noch heute dicke Bände im Berner Staatsarchiv.

Die Eigentümerin seiner Wohnung in Wetzwil-Herrliberg hiess übrigens Johanna Lehmann. Bei der Gestapo dürften die Alarmglocken geklingelt haben: Aha, eine Verwandte der Rosa Lehmann in München, Türkenstrasse 94, wo Elser während der Arbeiten an seinem Sprengsatz wohnte? So wie die Gestapo wochenlang verrückt spielte, als sie in Meersburg feststellte, dass Frau Dreher, in deren Wohnung Elser 1932 arbeitete und eine Schlafstelle hatte, eine geborene Strasser war.

Am Schluss des Antwortkatalogs kommt es genau so, wie man es Schnüfflern wünscht. Die gefährliche Frau am Genfer See ist schon gestorben. Die Arbeit in Bottighofen bekam Elser durchs Arbeitsamt Kreuzlingen. Elsers alter Chef Schönholzer ist gestorben, aber sein Sohn stellt Elser ein glänzendes Zeugnis aus: «Durch Karl Schönholzer wird Elser als arbeitsam, ruhig und solide geschildert. Als sonderbar ist aufgefallen», «dass Elser an Nachmittagen öfters

seine Arbeitsstelle verlassen hat, um baden zu gehen. Die versäumte Zeit hat er jeweils abends wieder reichlich nachgeholt.» Es gibt kaum ein besseres Zeugnis für Elser's freien Geist und sein Arbeitsethos.

Die Polizei der Schweizerischen Bundesanwaltschaft hielt sich auch weiterhin in Sachen Elser-Strasser der Gestapo untergeordnet. So teilte Berlin Ende Januar 1940 der Berner Polizei eine neue Deckadresse mit, unter der Strasser weiterhin Briefe empfangen könne. Ein katholischer Geistlicher, der im Antoniusheim von Egg (Zürich) wohne, solle als Briefkasten für Strasser dienen. Die Bundesanwaltschaft berief sich in ihrem Schreiben vom 2. Februar 1940 an den «Leiter des Nachrichtendienstes Herrn Leutnant Moser, Zürich» auf «eine vertrauliche Meldung», die möglicherweise auf Gestapokanäle in Zürich zurückging. Falls nun bei dieser Deckadresse keine Post einlaufe, solle man gleich eine «Postsperre» gegen den Vorsteher des Antoniusheimes veranlassen. Es ist erstaunlich, wie rasch die Berner Polizei der Gestapo folgt.

Im selben Schreiben soll auch irgendeine «Massnahme» gegen den Deutschen Theodor Maller, geb. 1909, wohnhaft in Oberleimbach-Adliswil (Zürich), ergriffen werden, «welcher sich am 8. November 1939 anlässlich einer Autofahrt mit einem Willy Kirschbaurer nach Vaduz in einer sonderbaren Art über das damals bevorstehende Attentat geäußert haben soll». Diese Schnüffelei bis ins Auto hinein riecht stark nach einer trüben Gestapo- oder Sicherheitsdienst-Quelle in der Schweiz. Sie wiederholt fast wörtlich die Anfrage der Gestapo in Sachen Strasser, womit der Einflüsterer dieser Nachforschung deutlich wird. Gleichzeitig verfolgt der Polizeichef noch eine Spur, ob Elser nicht auch in den Brand auf einem deutschen Dampfer verwickelt gewesen sein könnte.

Nach Elser's Anschlag verhaftete die Gestapo in ganz Deutschland mehrere hundert Menschen, vielleicht über tausend. Die meisten dieser Opfer wurden nie bekannt. Über hundert Juden waren es in Breslau, mehrere hundert Kommunisten überall, vorwiegend in den alten Hochburgen, viele Monarchisten erwischte es in Bayern. Wer schon einmal inhaftiert war, kam gleich wieder in Haft, dafür hatte Heydrich eine unerschöpfliche Namenskartei erstellen lassen.

Einige dieser Opfer lassen sich heute identifizieren.

Michael Singer in Klosterreichenbach (bei Freudenstadt/Schwarzwald) war Jude, seine Frau evangelisch. Angesichts der Rassenhetze und seiner Gebrechlichkeit wünschte er schon lange, zur evangelischen Kirche überzutreten. Der Pfarrer erteilte dem Hilfesuchenden bereits ein halbes Jahr lang Taufunterricht. Nach der Vorschrift der Landeskirche musste er den Gefährdeten noch ein weiteres halbes Jahr warten lassen, auch angesichts der täglichen Gefahr, in den Tod geschickt zu werden. Vorschrift war Vorschrift. Michael Singer war 72 Jahre alt, chronisch krank, gehbehindert und fast erblindet. Ein wahrlich gefährlicher Gegner Hitlers und der ideale Helfer für Elser! Dazu schrieb der Landeshistoriker Eberhard Röhm:

«Zu Beginn des Krieges hatten alle Juden ihre Rundfunkapparate abzugeben, so auch Michael Singer. Die ‚arische‘ Ehefrau machte geltend, dass sie Eigentümerin des Geräts sei und beantragte beim Landratsamt dessen Rückgabe. Pfarrer Böckheler [in Klosterreichenbach] befürwortete das Gesuch mit einem kurzen Zusatz und dem Hinweis auf die Krankheit des gehbehinderten und fast blinden 72-jährigen Ehemannes. Diesen recht harmlosen Vorgang nahm der NSDAP-Kreisleiter zum Anlass, Böckheler öffentlich als Handlanger eines Juden zu diffamieren. Die alsbald erfolgte Kritik am Kreisleiter von der Kanzel in Klosterreichenbach herab entzweite die Pfarrerschaft um Freudenstadt. Bislang hatte der Kirchenbezirk sich mit dem ‚Goldfasanen‘ [führende Nazi] einigermassen arrangiert gehabt. Karl Böckheler allerdings sah die Sache grundsätzlicher. ‚Ich hätte kein gutes Gewissen gehabt, wenn ich der Frau als Seelsorger nicht beigestanden hätte. Auch wenn es sich nur um den nicht eben lebenswichtigen Radioapparat handelte schrieb er am 19. November 1939 dem Oberkirchenrat. ‚Genauso wie ich mich nachher bei der Verhaftung von Herrn Singer anlässlich des Münchner Attentats für ihn durch eine Anfrage beim Amtsgericht verwendet habe, habe ich es auch in dieser ‚kleinen‘ Sache tun müssen. Ich bin auch heute noch der Überzeugung, dass jeder Geistliche verpflichtet war, so zu handeln, wenn er anders Gott mehr fürchtet als

Menschen.' Die Pfarrerskollegen gingen gegenüber dem ‚Eiferer‘ auf vorsichtige Distanz.» Ein tapferer Pfarrer, dessen öffentliche Opposition sehr selten war.

Verhaftungen gab es auch am Bodensee, es traf zwei Schriftsteller, die schon vorgemerkt waren: Norbert Jacques (1880-1954) und Lilly Braumann-Honsell. Jacques hatte die weltberühmte Figur des Dr. Mabuse geschaffen, den Autor hielten die Nazis aus Unkenntnis für einen Juden. Die SA von Lindau hatte 1938 in einem besonderen Pogrom sein Haus überfallen. Lilly Braumann-Honsell hatte an ihrem Wohnort, auf der Halbinsel Reichenau im Bodensee, Verständnis für Elser's Tat geäußert.

Wie die Gestapo von München und Berlin aus nach den Hintermännern forschte, ist grösstenteils nicht mehr nachzuvollziehen, die Archive der Gestapoleitstellen sind entweder durch Bombeneinwirkung oder durch Anzünden am Kriegsende untergegangen. Eine kleine Akte in Sachen Elser fand sich vor Kurzem im Landesarchiv Düsseldorf. Als erstes Fahndungsfoto schickte die Gestapo an die Leitstellen – praktisch die grossen Zentralen – und über sie an alle untergeordneten Polizeibehörden das Ganzbild, das Elser mit deutlichen Folterspuren am linken Auge zeigt, wie er sich an einem Stuhl festhielt. Das Gesicht bitter, fast vorwurfsvoll, das sonst übliche Lächeln ist verflogen. Das Foto ist vor dem 1. Dezember 1939 entstanden. Alle ähnlichen Fotos, die dem Schreiben an die Schweizerische Polizei in Bern beigelegt waren, stammen ebenfalls aus der Zeit vor dem 1. Dezember.

Als zweites Fahndungsfoto folgt das schöne Passbild von Elser's Heidenheimer Fotografen, das durch die Sonderbriefmarke des Jahres 2003 bekannt geworden ist. Nach sachlicher Beschreibung von Elser's Tag folgt im Begleittext: «Elser wird verdächtigt, mit dem Leiter der ‚Schwarzen Front‘ Otto Strasser in Verbindung zu stehen.» Unterzeichnet ist das Schreiben von der verantwortlichen Stelle bei der Gestapo: II A 2 – 118/39g. In der Zeitung hatte es anders geheissen, da war Strasser schon der bewiesene Hintermann und das Attentat bezahlt von den Engländern.

In der Düsseldorfer Gestapoakte folgt eine Fotokopie des Zeitungsartikels im *Völkischen Beobachter* vom 22. November 1939. Dahinter liegt ein Telegramm der Gestapo «Sonderkommission München», gezeichnet von Huber – dem Wiener Gestapochef. Das Telegramm ging am 16. November um 22 Uhr in Düsseldorf ein. Abgegangen war es in München um 17.10 Uhr desselben Tages «An alle Stapoleit- und Stapostellen». In der Düsseldorfer Leitstelle war man sich erst am 28. November klar, dass in diesem Amtsbereich keine Vorgänge zu Elser vorliegen. Dann fragte die Stuttgarter Gestapo am 24. November in Düsseldorf an, ob Elser in der Rüstungsfirma Jagenberg beschäftigt gewesen sei. Negative Antwort.

Der Gestapochef Heydrich wies mit Fernschreiben vom 25. November 1939 noch einmal darauf hin – was schon am 22. November herausgegeben worden war – die Stapo- und Kripo(leit)stellen München, Augsburg, Stuttgart, Karlsruhe und Innsbruck (!) seien darauf hinzuweisen, Elsers Namen bekannt zu machen, damit Journalisten selbständig nach ihm forschen. Heydrich wählte ein «Blitz-Fernschreiben», das schon 20 Minuten später in Düsseldorf eintraf. Damit endet die Nennung von Elsers Namen in der nazistischen Öffentlichkeit, der Name hatte zu verschwinden, Elser wurde ab jetzt abgeschirmt festgehalten.

Die Fahndung hatte eine Masse unbrauchbarer Meldungen zur Folge, die den Polizeiapparat in Beschlag nahmen, Elser war bald täglich präsent. Als erster meldete sich am 22. November um 6.50 Uhr bei der Bahnpolizei Düsseldorf der Soldat Anton B., der sich mit einem «SA-Führerausweis der Leibstandarte München, Nr. 54» legitimierte und in Rheydt/ Rheinland stationiert war. Er habe heute Morgen in der Eisenbahn von Elsers Verhaftung gelesen. Er sei «Blutordensträger Nr. 336». Dann schreibt das Protokoll mit schräger Logik: «Ich war während des Sprengstoffanschlages im Bürgerbräukeller.» Tatsächlich war er bereits weg, wie alle Soldaten, als es krachte. Er habe mit Elser in München «in der Reichsleitung der NSDAP» zusammengearbeitet, Elser sei dort «Personalchef» gewe-

sen. Als dem Soldaten Elser Foto vorgelegt wurde, stellte sich der Irrtum heraus.

Am selben Tag erschien in Essen der Metzger August S. bei der Polizei und bezeugte festen Glaubens, im Oktober 1937 habe Elser in Sargans (Kanton Graubünden; Irrtum: in Wirklichkeit St. Gallen) im Hotel «Zum Löwen» gewohnt. Er sei Deutscher, von Beruf Ingenieur, der sagte, er werde «von der Schweizer Polizei gesucht». Seine Frau habe heimlich zugegeben, ihr Mann habe «was ausspioniert» und werde deshalb gesucht, Papiere besitze er nicht, «diese bekäme er von der deutschen Geheimpolizei zugeschickt, und so lange müssten sie sich verborgen halten. Eines Morgens aber war dieses Ehepaar, mit dem bestimmt etwas nicht in Ordnung war, verschwunden.» Der Metzger war offenbar auf einen der vielen Nazi-spitzel in der Schweiz gestossen.

Der nächste Augenzeuge ist genauso untauglich. Ein Taxifahrer identifiziert am 23. November in der Dunkelheit (!) am Hauptbahnhof Düsseldorf einen Fahrgast als Elser, auf Grund des Fotos in der Zeitung. Verdächtig war ihm dieser Fahrgast, weil er «ein sehr eigentümliches Verhalten» zeigte. Er habe während der ganzen Fahrt kein Wort gesagt, auch nicht nach dem Bezahlen.

Am 24. November meldete der Soldat Gustav F., «der Attentäter Elser wohnte im Herbst 1934 bis Frühjahr 1935 in der Gemeinde Deilmissen im Gasthaus Erich Sonnemeier». Der Ort liegt im Landkreis Hildesheim, wo der Schwabe Elser nie war. Er habe dort privat Landschaftszeichnungen angefertigt und sei öfters nach Hannover gefahren.

Am selben Tag meldet in Duisburg die Witwe Berta S., sie habe im Mai 1938 auf einer Radtour bei Erlangen eine Handtasche auf einer Bank vergessen, die Elser fand und zur Polizei bringen wollte. Er habe ihr Eigentum ihr nur überlassen, als sie ihm ihren Namen sagte und einen Finderlohn zahlte. Warum meldet sie aber eine solche Bagatelle? Sie hat Angst, dass man bei Elser ihre Adresse findet, sie wollte nicht in Verdacht kommen, «mit Elser bzw. mit dem Sprengstoffattentat in irgendeinem Zusammenhang zu stehen».

Am 6. Dezember 1939 meldete die Haustochter Marta S. der Polizei in Essen, Elser habe 1938 oder 1937 «bei ihrer Dienstherrschaft» in Ratingen «um Geld gebettelt. Auf ihre Frage damals, warum er nicht arbeite, habe Elser gesagt: ‚Ich arbeite im Geheimen und fahre bald wieder ins Auslands»

Solcher Unsinn hat damals wohl viele Polizeistellen verstopft, Elser schien überall gewesen zu sein. Viele Deutsche gaben sich Mühe, möglichst viele Elsers zu melden.

Weiter führen in der Düsseldorfer Akte nur zwei Vorgänge. Obwohl die Gestapo seit Mitte November 1939 Elsers Papiere von der Heidenheimer Rüstungsfabrik Waldenmaier in Händen hatte, veranlasste die «Stapol. Stuttgart, Sonderkommission Heidenheim» erst als Nr. 268 am 17. Dezember 1939 die Nachforschung bei Rheinmetall Borsig AG in Düsseldorf. Absender ist «Polizeiamt Heidenheim Zimmer 16 Krim .Komm. Krüger». Das war ein hoher Gestapomann aus Stuttgart. Die hohe Briefnummer 268 zeigt, mit welcher Masse von Details die Gestapo sich herumschlug. Es ist jammerschade, dass ausser dieser Nummer das ganze Material untergegangen ist. Beschrieben findet sich der Tatbestand in Kapitel 6.

Das zweite wichtige Telegramm meldet, Elser habe vom 11. auf 12. und vom 12. auf 13. September 1938 in Konstanz im Hotel St. Johann übernachtet, gleichzeitig eine Edit Schiller, nach der gesucht wird – vergeblich. Aus diesem Telegramm erfahren wir, wo Elser vermutlich meistens verhört wurde: bei Kriminalkommissar Schmidt, im Reichssicherheitshauptamt, Zimmer 337. Sein Aktenzeichen: RSHA Roem 4 Z.

Eine Unmenge weiterer, bisher unbekannter Gestapoakten veranschaulicht die Breite und Unüberlegtheit der Polizeiaktionen. Auf dem Gestapo-Personalbogen des Juden Max M., 1906 geboren in Halle, einst Mitglied der KPD in Mönchen-Gladbach, heisst es bloss: «M. wurde am 9.11.39 im Zuge des Attentats in München festgenommen.» Ermittelt wurde nicht weiter.

Schlimmer erging es Max S., geb. 1873 in Jüchen, jüdischer Viehhändler. Er kam gleich nach Elsers Anschlag in Haft, in seinem Personalbogen steht die Gesamtaktion verzeichnet:

«S. befand sich vom 9.11. bis zum 9.12.39 auf Grund einer Sonderaktion (II A 1/118/39g) in Schutzhaft.» Die Zahlen meinen die Aktenzeichen in der Berliner Gestapozentrale. – Die Düsseldorfer Gestapoakten erwecken den Eindruck, die Geheimpolizei hätte tausenden von fiktiven Attentaten gegen Hitler hinterherjagen müssen. Ernsthaft ermittelt wurde jedoch kaum, die Polizei glaubte offenbar selbst nicht daran.

Steckte hinter Elser's Tat womöglich ein «jüdischer Geheimbund» zur Ermordung von Hitler und Göring? Der Hafenkommendant von Puerto Columbia (Venezuela) erfuhr 1939 davon. Die Gestapo verfolgte diese Luftspur nicht. In Prag geriet die Schauspielerin Ema Terramare in den Verdacht, Elser's Anschlag begrüsst zu haben. Erschwerend: sie war deutschfeindlich eingestellt.

Latrinenparolen aller Art scheinen gerade um die Zeit von Elser's Attentat stark herumgegangen zu sein, möglicherweise wurden sie davon erst angeregt. Dazu gehört eine Prager Geschichte, die mehr den Geist von Jaroslav Hasek als den einer Freiheitstat atmet. Der deutschböhmische Prager Journalist Rudolf Ströbinger (1931-2005) trat in den 1960er Jahren gerne mit Geheimdienstgeschichten hervor, die sich spannend lasen, aber bei genauer Überprüfung viel Luft enthielten. Substanzieller schien seine Studie über einen deutschen Geheimagenten von Canaris namens Paul Thümmel (1902-1945, hingerichtet von der Gestapo in Theresienstadt) zu sein, der vor dem Krieg sowohl die Tschechen als auch die Engländer vor Hitlers Überfällen warnte. Während man in Europa noch nicht von Elser sprach, warf Ströbinger 1966 Elser's Namen in diesem Buch in die Diskussion. Vergeblich, in der DDR war und blieb Elser tabu.

Ohne Thümmel's Mithilfe plante die tschechoslowakische Widerstandsgruppe «Obrana národa» (Nationale Verteidigung) Anschläge gegen die Nazis – das behauptete Ströbinger. Die Führung im Untergrund hatten der Stabskapitän Václav Morávek und die einstigen Offiziere Josef Balabán, Josef Churavý und Josef Masin inne. Ein Waffen- und Sprengstofflager legte die Gruppe beim Flaschnermeister Josef Likar «Am weissen Berg» an, dem Ort der legendären

Niederlage der Böhmen 1618.

Ströbinger könnte seine geheimen Informationen aus dem Prager Innenministerium bezogen haben. Freilich pflegte für das Geheime der tschechoslowakische Staatssicherheitsdienst federführend zu sein, der sich nicht ohne Gegenleistung anzapfen liess. Ströbinger behauptet, aus geheimen Quellen erfahren zu haben:

«Die Nachrichtengruppe der *Obrana národa* plante in dieser Zeit ein Attentat auf Adolf Hitler. Als Termin war der November 1939 vorgesehen. Die Höllenmaschine wurde bei Likar zusammengesetzt und nach Fertigstellung in Gegenwart der Oberstleutnante Balabán und Masih sowie von Arbeitskräften der Gruppe Rehák und Likar fotografiert. Die Bilder sind erhalten geblieben. Dann aber kam die Nachricht, dass das Attentat durchgeführt wurde. Von Georg Elser. Oberstleutnant Masin war enttäuscht; angeblich sagte er damals: ‚Unsere Leute können doch noch gar nicht dort sein. Wir haben irgendeine Konkurrenz.‘

Die Planung des Münchner Attentats lässt sich nicht eindeutig belegen. Die Widerstandsgruppe Oberstleutnants Masin scheute nicht vor Sprengstoffanschlägen zurück (so wurde mit Hilfe des Eisenbahnschaffners Zeman im Anhalter Bahnhof in Berlin eine Bombe gelegt; sie explodierte und verursachte grosse Schäden). Da in der Widerstandsgruppe eine Reihe von Eisenbahnern arbeitete, die auch nach München fuhren, kann man Vorbereitungen für das Attentat auf Hitler nicht ausschliessen. [...]

Grosse Mengen Sprengstoff kamen geradewegs aus den Dynamitwerken in Semtin bei Pardubitz. Trotz gründlicher Kontrollen der Deutschen gelang es dem Fabriksbeamten Dr. F. Man, innerhalb eines halben Jahres einige Zentner Sprengstoff und Kisten mit Sprengkapseln durchzuschuggeln. Um die Beförderung nach Prag kümmerten sich vor allem der ehemalige Leutnant M. Medal und der Automechaniker E. Zöldner. Einige Male wurde Sprengstoff sogar in Autos der Prager Gestapo transportiert. Die Wagen waren in Zöldners Autowerkstatt zur Reparatur; man unternahm mit ihnen

„Probefahrten“ nach Pardubitz. Im April und Mai 1940 kam die Gestapo Dr. F. Man auf die Spur und verhaftete mit ihm auch die Hauptbeteiligten am Sprengstoffschmuggel, M. Medal und F. Zöldner. Sie wurden zum Tod verurteilt und am 17. April 1942 in Berlin hingerichtet.»

So weit der Märchenfaden aus Prag. Die Widerstandsgruppe soll trotz Prager Gestapokontrolle mit auffallend viel Personal am Attentat gearbeitet und sich sogar fotografiert haben. Das ist eher ein Witz im Geheimdienstmilieu. Wenn die Fotos noch da sind, warum hat sie Ströbinger nie veröffentlicht? Sprengstoff in Gestapo-Autos – ein Prager Schwank, des guten alten Hasek würdig. Da verhielt sich Elser viel professioneller, der alles allein besorgte, ohne grosses Aufsehen. Die Obrana národa war ein gefährliches Unternehmen, keine Kabarettgruppe. Wohin hätte der Eisenbahner in München das Paket mit dem Sprengstoff bringen sollen? Einfach im Bürgerbräukeller unter einen Tisch stellen? Wie wollte ein fremder Tscheche, dem man bei jedem Satz den Ausländer anhörte, in den Saal eindringen? Und warum ist der Sprengstoff nicht am 8. November 1939 deponiert worden? Glaubten die Prager, Hitler käme alle paar Wochen in dem Biersaal vorbei? Und wenn es angeblich so leicht war, Hitler Sprengstoff zu unterlegen, warum haben es die Prager später nie versucht?

19 PROPAGANDA ALS ERSATZ FÜR KRIMINALISTIK

Goebbels hatte in einer jahrelangen Propagandakampagne einen zur Mentalität der Deutschen passenden Hitler-Mythos geschaffen. Bei allem aussenpolitischen Draufgängertum galt Hitler als der von der Vorsehung Geschickte, der alle negativen Folgen des Weltkriegs beiseitigen konnte und dennoch die Deutschen vor einem neuen Krieg

bewahrte. Diese Hoffnung war seit September 1939 zerbrochen. Wie sollte Hitler nun weiterhin als eine überweltliche Segnung gefeiert werden?

Es hätte nahe gelegen, Hitlers knappe Abreise 13 Minuten vor Elzers Explosion zu bejubeln. Die Feier der sieben Toten vor der Feldherrnhalle – das achte Opfer starb später – schien in diese Richtung zu weisen. Doch Hitler liess schnell einen Tag nach der Bekanntmachung Elzers (22. November 1939) den Propagandahahn abdrehen, das Thema war nicht mehr erwünscht. Das Wort hatten jetzt Gestapo und Kripo, aber deren Ergebnisse stellten sich als untauglich heraus. Erstaunlich, dass die Nazi-Propaganda als Ersatz keine Potemkinschen Dörfer aufbaute. Die obskure Entführung von Venlo, noch heute als Venlo-Zwischenfall bagatellisiert, hätte Stoff für eine Verwirrstrategie geboten, aber bald wäre herausgekommen, dass die Engländer von niederländischem Boden aus verschleppt worden waren.

Goebbels liess sich nicht den Mund verbieten. Er beauftragte eine Dreiergruppe seiner wissenschaftlichen Elite damit, die Verschwörung des englischen Geheimdienstes in eine jahrhundertealte Tradition zu stellen. Dafür existierte in seinem Ministerium eine Sammlung aus ausländischen Zeitungen mit Ausfällen gegen Hitler. Spezialisten für diesen Zweck waren schon länger angestellt.

Walther Koerber und Hans Zugschwert waren «Regierungsräte im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda». Koerber diente mehr fürs Grobe, er brachte einen «Politischen Zitatendienst» heraus, mit dem sich die erwünschten Vorurteile verbreiten liessen. Ein weiterer «Pressedienst» unter seiner Verantwortung lieferte «Mitteilungen über das englisch-amerikanische Welt- und Geschichtsbild» (1. Jahrgang 1941).

Zugschwert hatte 1932 eine wissenschaftliche Arbeit über Regensburg und Bayern im 14. Jahrhundert geschrieben. 1933 witterte er seine Chance, wurde Parteimitglied und verantwortlicher Hauptschriftleiter für den *Politischen Brief*, der u.a. im März 1938 einen «Sonderdruck für den Gau Süd-Hannover-Braunschweig und die

SA-Gruppe Niedersachsen» herausbrachte.

Der dritte Autor, Hermann Wanderscheck (1907-1971), verlegte sich mehr aufs Literarische. Seit 1933 war er Pressereferent von Hitlers Regierung und Hauptschriftleiter der Zeitschrift *Der Autor*. 1935 stellte er eine «Bibliographie zur englischen Propaganda im Weltkrieg» zusammen, ein Handbuch für die Stuttgarter Weltkriegsbücherei (heute Bibliothek für Zeitgeschichte in der Landesbibliothek Stuttgart). Es folgte ein umfangreiches Werk: *Weltkrieg und Propaganda* (1936). Nach Elzers Attentat schrieb Wanderscheck über *Höllenaschinen aus England. Hinter den Kulissen der Londoner Lügenhetze* (1940). Während der technische Anteil seiner Arbeit mager ausfällt, erfahren wir vor allem über die englische Kriegspropaganda seit 1914. Am Ende finden sich Teile von Hitlers Münchner Rede am 8. November 1939 – aber auffallend ohne eine Erwähnung Elzers. Danach deckte Wanderscheck *Dunkelmänner um Churchill* (1941) auf. Sein literarischer Höhepunkt war eine Monografie über den Hitler ergebenen völkischen Dichter Heinrich Zerkaulen (1892-1954). Als mit einem Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Hitler 88 deutsche Autoren im Oktober 1933 sich hervortaten, gehörte auch der völkische Erfolgsautor Zerkaulen dazu. Sein Drama *Jugend in Langemarck* zählte zu den meistgespielten Stücken unter Hitler. Der Roman *Hörnerklang der Frühe* gehörte in die Masse von Fronterlebnissen. Zerkaulen muss hohe Auflagen erreicht und gut verdient haben. Noch heute überschwemmen seine Bücher den antiquarischen Markt im Netz. Nach 1945 hielt er sich als Theaterkritiker und Dramaturg, sein dramaturgisches Hauptwerk *Deutsche Appassionato* (1944) mischte auch nach 1945 in der Theaterdiskussion mit. Seine *Bühnenmärchen* (1950er Jahre) gingen lange gut im Rowohlt-Verlag. Von etwas historischem Interesse sind nur seine Erinnerungen an seine lange amerikanische Internierungshaft: *Zwischen Nacht und Tag. Erlebnisse aus dem Camp 94* (1951).

Bemerkenswert übrigens, dass keiner der drei Hitler- und Goebels-Schützlinge etwas über den Feind Sowjetunion schrieb oder

über das Judentum, kaum etwas über Frankreich. Ihre Palette war eingeschränkt. Alle drei fanden keine Erwähnung in Goebbels Tagebüchern.

Diese drei Spezialisten für die Feindpropaganda brachten eine schmale, stark bebilderte Broschüre von 93 Seiten heraus. Goebbels liess das Machwerk gleich in 50'000 Exemplaren drucken. Von dieser Buchmasse sind – sofern digital nachweisbar – nur elf Exemplare in öffentliche Bibliotheken gekommen. Das Titelblatt zeigt drei Schlagworte, mit reisserischer Grafik: «Mord ! Spionage !! Attentat !!!» Darunter der Untertitel sachlich in serifenloser Schrift: «Die Blutspur des englischen Geheimdienstes bis zum Münchener Bombenanschlag». Und nochmals kleiner darunter: «Mit zum Teil noch unveröffentlichtem Bildmaterial». Am linken Rand sieht man eine Aufreihung der Kapitel. Es fehlt ein anziehendes und zugleich abstossendes Bild, z.B. die Karikatur eines Engländers hinter einer Höllenmaschine. Die Broschüre erscheint ein wenig gehemmt.

Koerber beginnt das Vorwort mit grossen Ansprüchen: «Diese Schrift hat dokumentarischen Wert. Die Geschichte des englischen Geheimdienstes ist dargestellt auf Grund genauen und umfassenden Quellenmaterials. Die Schilderung der einzelnen Mord- und Sabotageakte ist das Ergebnis sorgfältigen Studiums dieser Unterlagen.» Durch diese lange Vorgeschichte entstehe «ein lückenloser Indizienbeweis für die Urheberschaft Englands an diesem Verbrechen». Gemeint ist Elser's Tat, aber der Name erscheint nicht.

Ziel ist nicht die Aufklärung, sondern die erhöhte Kriegsbereitschaft. «Die Welt sollte hieraus erkennen, wer in Wahrheit die abendländische Kultur bedroht. Das deutsche Volk aber möge angesichts des so erbärmlich demaskierten Gegners den Helm noch fester schnallen im Glauben auf [!] den baldigen Sieg seiner gerechten Sache.»

Die Publikation arbeitet mit Pauschalthesen, die Engländer begingen nur Verbrechen. Diese Aussage wird in jedem Absatz mehrmals variiert. Ein Dogma der Nazis jagt das andere, ohne dass wir je eine Quelle als Beleg kennenlernen. «Seit Jahrhunderten sind

Freimaurerei und Judentum die engsten Verbündeten des britischen Geheimdienstes.» Es folgt der Aufbau des britischen Geheimdienstes, ohne mit einem einzigen Wort zu erwähnen, dass natürlich auch Deutschland einen Geheimdienst hatte.

Ab der Mitte der Broschüre geht es um «die Hintergründe des Münchner Bombenanschlags» (S. 56ff). Wer etwas von Elser's konkretem Anteil erfahren will, wird enttäuscht. Dieselbe Phrasen über die Engländer, wie wir sie aus Hitlers Rede kennen. Elser's «Blutlohn» in «englischem Gold» bleibt vage. Am Tag nach Elser's Anschlag werden «zwei verantwortliche Geheimagenten» gefasst, auch sie haben keine Namen. Ohne Zusammenhang mit dem Text erscheinen einige Seiten später Fotos von Stevens und Best, darüber Elser's klassisches Polizeifoto von München. Die Broschüre widmet sich der «Untersuchung der geistigen Verfassung des Beklagten, seines Vorlebens, seiner Erziehung, der äusseren Einwirkungen, die seine Entwicklung und seine Handlungsweise beeinflusst haben». Aber statt detaillierter Ergebnisse der Gestapo und Kripo erfahren wir nur Allerweltsweisheiten: «Unzufriedenheit gepaart mit Macht- und Goldgier ist der Nährboden vieler Verbrechen. Elser, die gescheiterte Existenz, Strasser, der politische Hasardeur und Emigrant, England, der gierige Börsenjobber und abgewirtschaftete Raubstaat, finden sich zusammen in ihrem Hass gegen den Staat der Ordnung und Sauberkeit.»

Elser – eine gescheiterte Existenz? Wir erfahren kein Wort von Elser's Biografie, seinem Berufsleben, seiner politischen Orientierung und seiner Arbeit am Attentat. Die Publikation wolle nicht einer «polizeilichen Untersuchung» vorgreifen – die nie veröffentlicht wurde. Es folgt erneut ein Allgemeinplatz: «In jedem Falle ist der Mörder ein gedungenes Subjekt.» Die «psychologische Täterschaft Englands» werde durch «eine Indizienkette» dokumentiert. «Diese kriminalpsychologische Vorgeschichte des Münchner Attentats spielt sich wie ein Film vor unserem Auge ab.»

Erstaunlich, wie die Autoren nebenbei dennoch ein Stück Wahrheit erwischen. Ab 1933 ziele alle Politik auf einen Zusammenstoss

mit England ab, 1936 «marschieren deutsche Truppen in die entmilitarisierte Zone» ein. Auch für Elser wurde 1936 Hitlers Kriegsabsicht deutlich. Ziel sei für Hitler «ein starkes und gesundes Deutschland [...], Voraussetzung für ein gesundes Europa». Gesundheit bemisst sich nur nach der Rüstung für den nächsten Krieg. Hitlers Feldzug gegen Polen sei von England verursacht. «England will einen Weltbrand gegen Deutschland entfachen.» Auch die sudeten-deutsche Krise, in der Hitler Ende September 1939 ein grosses Stück der Tschechoslowakei losreisst, sei eine Verschwörung Englands gegen den Frieden gewesen. Was auch immer in englischen Zeitungen oder sonstwo gegen Hitler erscheine, beweise nichts als die Verschwörung des britischen Geheimdienstes.

Nebenbei lässt Goebbels sein Propaganda-Trio heikle Details von Anschlägen gegen Hitler verraten, die sonst verschwiegen werden mussten. Der Jude Hirsch versuchte 1937 als Agent Strassers ein Attentat. Später schickte Strasser Karl Döpking und Helmut Kremin zu einem weiteren Versuchen am 26. Mai 1938 vor, sie wurden festgenommen und vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Diese Verletzung der Geheimhaltung dürfte bei den Lesern nicht angekommen sein, alles ging unter im Allgemeinen antienglischen Ton. Das Büchlein endet mit einer Aufstellung von 20 «Söldlingen des britischen Geheimdienstes», darunter harmlose antinazistische Zeitungsartikel. Nach der Logik: Wer gegen Hitler ist, wird vom britischen Geheimdienst bezahlt. Schon hat sich die Indizienkette für Elsers Tat geschlossen.

20 ATTENTATSHAUSEN

In Königsbronn verdichtete sich die Invasion der Gestapo zu einem Albtraum, der den stillen und weitgehend unpolitischen Ort lähmte. Viele wurden in den Monaten nach dem Attentat ständig zum Verhör geholt. Immer wieder dieselben Fragen, nicht sonderlich intelli-

gent, aber zermürbend. Jedes neue Verhör bewies dem Opfer, alles bisher wahrheitsgemäss zu Protokoll Gegebene sei für die Katz gewesen. Da die Gestapo sonst nichts fand, konzentrierte sie sich bei den Hausdurchsuchungen auf Uhren und Uhrenteile, nebenher sammelte sie alle Fotos mit Elser ein.

Die Königsbronner litten noch jahrzehntelang unter dieser Terrorerfahrung, die Alten kamen nicht mehr davon los. So hinterliessen sie keine Zeugnisse, nicht einen einzigen Brief oder wenigstens aufatmende mündliche Erzählungen nach 1967/68.

Die Geheime Staatspolizei erwartete, mit der Durchleuchtung auch der unscheinbarsten Lebensäusserung und dem Aufspüren jedes noch so zufälligen Kontaktes einen hochkomplizierten englischen Agentenring um Georg Elser fassen zu können.

Als die Elsers von Berlin zurückkehrten, dauerten die Verhöre mit ihnen und anderen noch rund ein halbes Jahr an. Als viel später, im Jahr 1959, ein auswärtiger Journalist in Königsbronn Spuren der Erinnerung an Elser suchte, wurde er enttäuscht. Leute, die 20 Jahre zuvor bei der Gestapo mit ihren Anekdoten über Elser nicht hinter dem Berg gehalten hatten, wollten jetzt nichts mehr davon wissen, der Name Georg Elser war ausgelöscht. Sie wussten nichts, konnten sich an nichts erinnern oder wiesen den Frager einfach ab.

Als derselbe Berichterstatter nach Elsers Schule forschte, wurde er zum Hausmeister der neuen Schule geschickt, der 1939 noch Amtsbote gewesen war. Als er im Krieg eingezogen wurde, fragte ihn sein Hauptfeldwebel: «Wo sind Sie her?» Antwort: «Aus Königsbronn.» Der Chef brüllte: «Aha, aus Attentatshausen. Zehn Liegestützen!» Ähnlich muss es Dutzenden anderer Königsbronner gegangen sein.

Maria Schmauders Vater in Schnaitheim wurde verhaftet und lange verhört, nur weil Elser angegeben hatte, bei ihnen ausländische Sender gehört zu haben, was aber erst ab dem 1. September 1939 verboten war. Bald täglich wurde einer der Schmauders von der Gestapo nach Heidenheim zum Verhör geschleppt. Entscheidend war die demütigende, zermürbende Wiederholung unter den

Augen der Nachbarn, die nie sicher sein konnten, ob morgen nicht sie selbst dran wären.

Maria Hirth erlebte in Berlin nach der Konfrontation mit ihrem misshandelten, kahlgeschorenen Bruder einen tief reichenden Nervenzusammenbruch. Bei einer Zeugenvernehmung in Stuttgart elf Jahre später für ein Münchner Untersuchungsverfahren erklärte sie abstrakt: «Ich habe heute noch darunter zu leiden.» Seitdem wollte sie nichts mehr davon wissen, bis zu ihrem Tod 1999 durfte man sie auf ihren Bruder nicht mehr ansprechen.

Nicht ganz so verheerend, dennoch belastend genug für Jahrzehnte wirkten die Erlebnisse auf Mathilde Niedermann. Als sie im Jahr 1969 befragt werden sollte, sagte auch sie gleich, sie wolle zu Elser nichts mehr sagen, sie rege sich so auf.

Die Schwester Anna Lober gab 1950 bei der Zeugenvernehmung zu Protokoll: «Nach dem Umsturz» – die Zeit nach 1945 – seien viele Zeitungleute gekommen, die etwas über Georg wissen wollten. «Wir haben dies abgelehnt und die Leute abgewiesen, weil es uns am liebsten war, wenn von dieser Sache nichts mehr in die Zeitung kam, da meine Mutter sich doch nur immer wieder aufgeregt hätte, wenn sie von dieser Sache etwas in der Zeitung gelesen hätte.»

Damals wusste die Familie noch nichts von Georgs Verbleib, die Spuren hatten sich in Dachau verloren. Maria Elser erzählte dazu 1950: «Im Frühjahr 1940 kam ein Herr aus Ellwangen zu mir, ich weiss nicht, ob es ein Kriminalbeamter war oder nicht, und dieser sagte mir, mein Sohn Georg sei jetzt in dem KZ-Lager Dachau. Er erklärte mir weiter, ich dürfe meinem Sohn jetzt schreiben und ich würde von meinem Sohn Antwort bekommen. Er gab mir an, die Post an meinen Sohn müsse ich an ‚das Sicherheitshauptamt in Berlin‘ [!] richten, und dann würde mein Sohn die Post bekommen. Daraufhin habe ich meinem Sohn auch einmal geschrieben, habe von ihm aber keinerlei Antwort erhalten. Weil ich keine Antwort von meinem Sohn bekam, dachte ich mir, dass das Schreiben doch keinen Wert hat, und habe von da ab nicht mehr geschrieben und habe auch von keiner Seite mehr etwas über meinen Sohn gehört.»

In ihrem Brief hatte sie nur ganz persönliche Dinge angesprochen, auf Anraten des evangelischen Pfarrers Kadelbach von Königsbronn. Angst lähmte sie: «Ich war auch gleich etwas misstrauisch und habe mir gedacht, dass ich da auch hereinfallen könnte und dass man mich dann evtl. holen würde, wenn ich in den Brief irgendetwas Ungeschicktes schrieb. Ich bin heute überzeugt davon, dass man mir damit nur eine Falle stellen wollte und dass mein Sohn diesen Brief überhaupt nie erhalten hat.» In diesem Fall hatte sie das richtige Gespür.

Die Familie Elser konnte sich in der erstarrten, abweisenden Umgebung nur schwer mit Georgs Anschlag zurechtfinden. Die Mutter blieb auch 1950 entschieden dabei, alles auf andere zu schieben: «Ich glaube nicht, dass mein Sohn von sich aus auf so etwas gekommen ist, sondern halte es eher für möglich, dass jemand dahinter gesteckt ist und ihn auf diesen Gedanken gebracht hat.» Gefragt, woher sie das wisse, gab sie an: «Ich denke mir das halt so, dass jemand hinter meinem Sohn gesteckt ist.»

Georgs älteste Schwester Friederike Kraft (geb. 1904 in Königsbronn) in Schnaitheim erinnerte sich 1950, wie nach ihrer Rückkehr aus Berlin die Umgebung reagierte. «Wir hatten damals keine gute Zeit, als wir wieder in Schnaitheim waren, weil die Leute einen wegen dieser Sache angesehen haben. Ich bin eine ganze Zeitlang nicht mehr unter die Leute gegangen, und meinen Mann, der bei Voith in Heidenheim arbeitete, hätten sie dort am liebsten hinausgeworfen.»

Der Bruder Leonhard Elser wiederum meinte dagegen 1959, die Leute von Königsbronn hätten sich damals der Familie gegenüber neutral verhalten, allmählich seien die Dinge in Vergessenheit geraten. Anders sah dies Elsers bester Freund Eugen Rau, dem Georg kurz vor der Abreise nach München seine Attentatspläne angedeutet hatte. Rau erinnerte sich noch 1988 an den entscheidenden Vorwurf in Königsbronn: «Man muss keine solchen Freunde haben, die einen an den Galgen bringen können!» Dabei war kein einziger Königsbronner an den Galgen gekommen, und der Steinbruchbesitzer

Georg Vollmer war nur wegen der eigenen Schlamperei mit seinem Sprengstoff in ein KZ eingeliefert worden.

Zwei von Elser's Freundinnen veranschaulichen die verschieden lang nachwirkende Belastung durch ihr Verhältnis zum Attentäter. Mathilde Niedermann in Konstanz, die Mutter seines Sohnes Manfred Bühl, hatte sich 1930 im Streit von Elser getrennt. Er wollte das Kind nicht haben, versuchte ihr zweimal eine Abtreibung in der Schweiz zu besorgen und zahlte später keine oder selten Alimente. Mathilde Niedermann war es nicht zu verdenken, dass sie über Elser verbittert war. Aus Scham über die uneheliche Herkunft ihres Kindes verschwieg sie diesem den leiblichen Vater, bis Manfred mit sieben Jahren auf der Strasse von einem gleichaltrigen Jungen «aufgeklärt» wurde. Später fiel Manfred zufällig im Schmuckkästchen seiner Mutter das Passfoto eines unbekanntes Mannes in die Hände. Auf seine Frage, wer das sei, zerriss es die Mutter – Elser's Foto.

Mathilde Niedermann heiratete, ihr Kind wurde legitimiert, ihr Mann starb im Krieg, sie heiratete ein zweites Mal. Dennoch lastete lebenslang Attentatshausen auf ihr. Als ihr 1959 der *Stern* auf die Spur kam, hatte sie den Wunsch, das Blatt «soll nicht alles wieder aufwühlen und das Leben ihres Sohnes nicht gefährden». Sie bat inständig darum, ihren Namen und den ihres Sohnes nicht zu nennen. Sie wollte nur die «Hilde von der St. Gebhardstrasse» heissen. Ihrem Sohn Manfred hatte sie erst mit 18 Jahren ausführlich von seinem Vater erzählt. Am Ende seines Lebens begann Manfred Bühl, sich intensiver mit seinem toten Vater zu beschäftigen. Erstmals sprach er über ihn halböffentlich in einem kleinen Kreis in Meersburg 1995 und zwei Jahre später bei der Einweihung des Georg-Elser-Platzes in München, ein halbes Jahr vor seinem Tod.

Leichter als Mathilde Niedermann nahm es Elsa Härten. Ihr zweiter Mann, aus Esslingen stammend, den sie heiratete (Aufgebot 2. Dezember 1939), nachdem Elser ihre brieflichen Fragen nicht mehr beantwortet hatte, blieb als Offizier seit 1942 vermisst. Nach dem Krieg heiratete Elsa einen schlesischen Flüchtling namens Stephan. 1959 erzählte sie einem Journalisten vier Stunden lang ihre Ge-

schichte. Wiedergutmachung wollte sie nicht, die Bundesregierung habe sie ja um nichts gebracht, sie sei geschädigt worden «durch die Zigeuner vorher», womit sie das NS-Regime meinte, das könne sie dem jetzigen Staat nicht ankreiden.

Auch mit Elsa sprach die Nachbarschaft gleich nach Elser's Verhaftung zuerst nicht mehr. Das gab sich mit der Zeit. «Als sich aber herausstellte, dass der Krieg verlorengehe, und erst recht in der ersten Zeit nach dem Krieg hätte sie plötzlich so viel Freunde gehabt wie nie. Da hätte man versucht, ihr Lebensmittelmarken etc. zu bringen, sie habe es aber abgelehnt.» Ihre Aussage, «Elser hat ein Doppelleben geführt und sein politisches Leben vollständig von seinem Privatleben getrennt», bezeugt ihre genaue Kenntnis.

Auch mit dem Münchner Schlossermeister Max Niederhofer, einem von Elser's uneingeweihten Helfern, sprang die Gestapo nicht zimperlich um. Er wurde in der Münchner Gestapozentrale zwei Wochen festgehalten, gefesselt, geohrfeigt und geschlagen. Weil er Metallteile für den Sprengapparat bearbeitet hatte, galt er als hoch gefährlich. Noch lange musste er sich jeden Morgen um 9 Uhr bei der Gestapo melden, sein Geburtsort London erregte die Gestapo aufs Höchste.

Ebenfalls in die Mangel der Gestapo gerieten zwei Betriebe: die Firma Waldenmaier in Heidenheim und der Steinbruch Vollmer in Königsbronn. Bei Waldenmaier hatte sich Elser etwas Sprengstoff und Geschosszünder besorgt, von Vollmer den grössten Teil des Sprengmaterials Donarit. Beide Firmen standen unter dem Verdacht, Elser nicht nur geholfen, sondern im Auftrag ausländischer Agenten gehandelt zu haben. Der Unternehmer Erhard Waldenmaier wurde am 15. November 1939 kurz nach Mitternacht aus dem Bett geholt und verhaftet. Die Gestapo richtete für ein halbes Jahr in der Firma ein Polizeibüro ein und verhörte zahlreiche Beschäftigte. Auf die Spur von Elser's kommunistischem Freund Schurr und die Gespräche der Arbeiter, aus denen Peter-Paul Zahl ein Theaterstück machte, kam die Gestapo nicht. 1940 trat Waldenmaier in die Partei ein, zur Rückendeckung. Die Nähe zur Gestapo verschaffte Walden-

maier Kenntnis von dem, was mit Elser passieren sollte: «Der Chef der Gestapobeamten [Krüger] versicherte mir, dass Elser nunmehr nach abgeschlossener Voruntersuchung reichlich ernährt und ordentlich behandelt würde, um ihn für den grossen Prozess nach dem Kriege gut zu konservieren.»

Der Gestapo fiel als sehr verdächtig ins Auge, dass Frau Waldenmaier Beziehungen nach England zur Tochter eines in den USA lehrenden Professors für Hebräisch unterhielt. Ein ideales Beweisstück für eine Verschwörungstheorie. Für die Gestapo handelte es sich bei diesen Ausländern um Leute des britischen Geheimdienstes – eine wilde Erfindung. Die Korrespondenz der Waldenmaiers mit dem Ausland wurde schon vor dem Attentat observiert, die Gestapo brachte zu den Verhören viele Abschriften aus abgefangenen Briefen mit.

Erhard Waldenmaier betrieb nicht nur eine wichtige Rüstungsfirma, sondern war seit 1934 bis zum Kriegsende auch «Abwehrbeauftragter der Abwehrstelle», mit der Aufgabe, die «Wehrmachtsfertigung» zu überwachen. Er unterstand der Ulmer Abwehrstelle. Als die Gestapo im November 1939 ihre Untersuchungen in seinem Betrieb begann, rief die Abwehr Waldenmaier zu sich nach Ulm. Nachts berieten ihn der Rüstungskommandeur und sein Abwehroffizier Major Dippon, was er der Gestapo sagen solle und was nicht – eines der üblichen Spiele im NS-Regime. Der Eifer der Gestapo galt auch der Frage, ob hinter dem auffallenden Anstieg der Rüstungsproduktion bei Waldenmaier nicht ausländische Auftraggeber steckten. In Wirklichkeit war es Hitlers Aufrüstung selber.

Als der Steinbruchbesitzer Georg Vollmer im KZ Welzheim verschwand, musste Waldenmaier ein ähnliches Schicksal befürchten. In seiner Entnazifizierungsakte beschrieb Waldenmaier im November 1945 seine Verzweiflung: Man habe ihm 1939 gesagt, Vollmer werde das KZ nicht lebend verlassen, er war zu 20 Jahren Haft verurteilt worden. «Ich schwebte in stündlicher Todesangst und beabsichtigte, freiwillig mein Leben zu enden.» Vom leitenden Gestapomann Krüger bekam Waldenmaier zu hören, gegen ihn und Elser werde «nach der Einnahme Englands der Prozess durchgeführt».

Nun folgt ein starker Satz, der nach 1945 nicht gefragt war, als Dutzende angeblicher Zeitzeugen und bald eine Menge schlampiger Historiker Nazi-Legenden nachplapperten. Der Gestapomann Krüger versicherte Waldenmaier schon 1940: «Trotz Folterungen war Elser dabei geblieben, dass er das Attentat durchgeführt hätte, um die Arbeiterschaft und der ganzen Welt den Krieg zu ersparen.» Der Unternehmer, den Elser in grösste Gefahr gebracht hatte, hielt 1945 zum Attentäter – und nicht aus Opportunismus: «Elser, der glaubte, im Interesse des deutschen Volkes und der Welt Hitler beseitigen zu müssen, werde in der Presse als SS-Mann und SS-Führer dargestellt.» Diese kluge Stimme aus Heidenheim ging bald unter.

Im Jahr 1940 wendete sich für Waldenmaier alles zum Guten. Dank seiner Fürsprecher in der Abwehr erhielt der Firmenchef im November 1940 für seine Rüstungsproduktion das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse und noch im September 1944, als das Ende abzusehen war, sogar das der I. Klasse. Er spendete viel für das NS-Kraftfahrerkorps und das Winterhilfswerk, wurde 1944 in den Stadtrat geholt und verdiente mit 40'000 Mark Jahreseinkommen sehr gut: am massenhaften Tod anderer.

Der Tod eines polnischen Zwangsarbeiters, der bei Waldenmaier gearbeitet und den der Chef auf Verlangen den Nazis ausgeliefert hatte, sollte ihm das Leben kosten. Der Pole war von den Nazis umgebracht worden, nach dem Krieg gaben die Polen die Schuld daran dem Firmenchef. Ein amerikanisches Gericht lieferte Waldenmaier im Oktober 1946 an Polen aus, wo er am 20. September 1947 in einem polnischen Gefängnis starb. Der Schadensersatzprozess der Witwe dauerte bis in die Sechzigerjahre.

Vom Schicksal der polnischen Zwangsarbeiter erfuhr man bei Waldenmaier erst sehr spät. Ein 21-jähriger Pole war 1942 aus seiner Heimat verschleppt worden und musste von November 1942 bis April 1944 bei Waldenmaier für die deutsche Rüstung arbeiten. Bis ins Alter von 78 Jahren klagte er vor deutschen Gerichten. Erst 1999 erhielt er wenigstens 15'000 DM Entschädigung. Seine einstige Arbeitszeit: 6 Tage in der Woche zu 12 Stunden, 72 Stunden pro Wo-

che. – Gegenstück: Eugen Gerstenmaier, beteiligt am 20. Juli 1944, evangelischer Theologe, bekam für den Verlust einer fiktiv beanspruchten Professur 281'000 DM Entschädigung und eine Jahresrente vom 30'000 DM.

Am schlimmsten traf es zu Hitlers Zeiten den Steinbruchbesitzer Georg Vollmer aus Königsbronn. Am 15. November 1939 wurde er zusammen mit seinem 16-jährigen Sohn Ernst, dem Buchhalter und dem Sprengmeister verhaftet. Vollmer zog noch mehr Zorn der Gestapo auf sich, weil er nach den ersten Verhaftungen in Königsbronn Elzers Namen aus der Lohnliste ausradiert hatte, was die Gestapo sofort bemerkte. Vollmer war «Alter Kämpfer», Parteimitglied und Ortsgruppenleiter seit 1931, der erste Nazi des Ortes. Ein fanatisches Regiment gegen andere richtete er freilich nicht auf, er gab sich als Patriarch, der sich nach 1933 nicht mehr sonderlich für die Partei einsetzte. 1937 wurde er wegen Rivalitäten mit dem Heidenheimer Kreisleiter abgesetzt – für ihn später ein guter Anlass zu der Legende, Oppositioneller gewesen zu sein.

Aus Vollmers Betrieb stammte der grösste Teil von Elzers Sprengstoff. 1947 schrieb Vollmer an die Spruchkammer: «Während der Verhöre erhielt ich Prügel. Ich wurde vier Wochen in Dunkelarrest bei Wassersuppe und Brot gehalten und wiederholt gefesselt. Immer wieder wurde mir ins Gesicht geschrien, dass ich mein Lebtag nur Kommunist und Vaterlands Verräter gewesen sei, ich sei der indirekte Attentäter, ich gehöre erschossen und meine ganze Sippe ausgerottet.»

Nachdem Vollmer 1941 freigekommen war, erlebte er den Zusammenbruch seiner Frau, die ebenfalls exzessiv verhört worden war. «Meine Ehefrau wurde masslos schikaniert und kam schier vom Verstand. Nach meiner Rückkehr vom KZ fuhr sie nachts aus dem Schlafe auf und lief ruhelos im Haus herum in der irren Meinung, dass die Beamten [der Gestapo] mich wieder holen wollten. Ein halbes Jahr später erlag sie, auf die Knochen abgemagert, einer Blinddarmentzündung.»

Während Vollmer noch im KZ war, gelangen seiner Ehefrau in

höchster Not zwei Streiche. Dank alter Parteiverbindungen in Berlin drang sie bis zu einem Adjutanten von Rudolf Hess vor. Ihr Mann, den Himmler für 20 Jahre in ein KZ hatte einliefern lassen, wurde daraufhin am 19. April 1941 zusammen mit dem Buchhalter und dem Sprengmeister entlassen. Der zweite Streich wirkt bis in die Gegenwart nach. Um die tödliche Beschuldigung aus der Welt zu schaffen, ihr Mann habe Elser Zugang zum Sprengstoff gegeben, erfand sie die Kriminalgeschichte vom Zürcher Musikalienhändler Karl Kuch, einem einstigen Königsbronner. Dieser sei der heiss gesuchte Hintermann: Mit einer kommunistischen Dreiergruppe habe er Elser zum Attentat angestiftet. Dieses Märchen von Itzelberg will inzwischen niemand mehr glauben.

21 VON DER GESTAPOZENTRALE NACH SACHSENHAUSEN

Vor dem Berliner Verhör vom 19. bis 23. November 1939 wurde Elser in München zwei Tage und Nächte lang gefoltert. In Berlin ging nach dem Verhör die Folter weiter, was Verwandte bei der Konfrontation seinem Gesicht ansehen konnten. Als der damals wichtigste Untersuchungshäftling blieb Elser in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 (RSHA), kam aber nicht in den Gefängniskeller. Da unten sasssen früher oder später viele, die im Widerstand Namen und Ansehen genossen, von Canaris bis Bonhoeffer. Nur der Schreiner mit dem sicheren Gespür für die drohende Katastrophe wurde in einem oberen Stockwerk festgehalten und von der Nachwelt übersehen.

Im Auftrag Hitlers ging es in den weiteren Verhören um die Hintermänner. Es ist durchaus denkbar und auch nicht ehrenrührig, wenn Elser in seinen schlimmsten Qualen zeitweise Hintermänner erfand, um die Folterknechte loszuwerden. Elsa Härten erlebte bei der Gegenüberstellung in Berlin, wie Georg gezwungen wurde zu

erzählen, bei Waldenmaier sei er von ausländischen Agenten angestiftet worden.

Rätselhaft erscheinen Spuren eines weiteren, vielleicht von Elser konstruierten Märchens. Belegt sind sie sowohl im Auslandsdienst des NS-Nachrichtenbüros DNB – nachweisbar in Schweizer Zeitungen – als auch beim Leiter der Sicherheitsdienst-Auslandsabwehr, Walter Schellenberg: «Elser hatte erklärt, zwei unbekannte Personen hätten ihm bei der Vorbereitung des Anschlages geholfen und versprochen, später im Ausland für ihn zu sorgen.» Was im Text danach folgt, könnte freilich auch eine Erfindung von Schellenberg sein, dessen Memoiren streckenweise recht fantasievoll sind. Einen Tag nach der Ehrung des Sicherheitsdienst-Kommandos der Venlo-Entführung sei er, Schellenberg, zu Hitler in die Reichskanzlei gerufen worden. Vorher fragte er bei Heinrich Müller in der Gestapo nach dem Stand der Ermittlungen.

Müller war empört über Elser: «Ich komme einfach nicht mit dem Kerl weiter, er ist zu verstockt und bleibt immer bei seiner ersten Aussage – er hasse Hitler, der seinen Bruder als Kommunisten in ein KZ gesperrt habe. Dann behauptet er wieder, ihm habe die aufregende Bastelarbeit an der Höllenmaschine einfach Spass gemacht, wobei er dann immer das Bild des zerfetzten Körpers Hitlers vor sich gesehen habe.» Es wird gleich noch schöner, wie in einem Nazi-Krimi: «Sprengstoff und Zünder seien ihm von den beiden Unbekannten in einem Münchner Café zugesteckt worden. Es kann schon sein, dass der Strasser mit seiner Schwarzen Front die Finger im Spiele hat.»

Die Gestapo begriff, dass diese beiden Versionen nicht zusammenpassten. Müller wettete weiter: «Bisher habe ich noch jeden kleingekriegt, den ich mir vorgenommen habe. Hätte der Kerl meine Ohrfeigen schon früher bekommen, würde er sich diesen Unsinn erst gar nicht ausgedacht haben.»

Bei der anschliessenden Besprechung gab Hitler Heydrich die Anweisung: «Ich möchte wissen, um was für einen Typ es sich bei diesem Elser handelt. Man muss den Mann doch irgendwie klassifizieren können. Berichten Sie mir darüber. Im Übrigen wenden Sie alle Mittel an, um diesen Verbrecher zum Reden zu bringen. Lassen

Sie ihn hypnotisieren, geben Sie ihm Drogen; machen Sie Gebrauch von allem, was unsere heutige Wissenschaft in dieser Richtung erprobt hat. Ich will wissen, wer die Anstifter sind, ich will wissen, wer dahintersteckt.»

Einige Tage danach hörte Schellenberg von Heinrich Müller, drei Fachärzte hätten sich eine Nacht und einen Tag lang mit Elser beschäftigt und ihm «beachtliche Mengen Pervitin» eingespritzt, doch Elser sage immer dasselbe.

Die Namen der drei Psychiater sind bisher nicht aufgedeckt worden. In Frage kommen Werner Heyde alias Sawade (1902-1964), Max de Crinis (1889-1945), Heinrich Bunke (1914-2001), Aquilin Ullrich und Klaus Endrweit (1903-1994). Alle waren verwickelt in die Euthanasie-Mordaktion, standen in nächster Nähe zu Hitler und kamen in den Sechzigerjahren vor Gericht – ausser Crinis, der sich am Kriegsende mit seiner Frau in die Selbsttötung flüchtete.

Hitlers Psychiater wählten die Modedroge Pervitin, die modifiziert noch heute illegal gehandelt wird. Vorausgegangen war in den Vereinigten Staaten der Zwanzigerjahre der massenhafte Einsatz von Weckaminen oder Stimulantien, Abkömmlingen von Ephedrin. Damit werden die Gehirnakтивitäten angeregt, der Gespritzte bleibt längere Zeit als sonst hochkonzentriert und wach. Eine amerikanische Firma brachte 1938 einen modifizierten Ephedrin-Abkömmling unter dem Namen Pervitin heraus. Das Mittel war über ein Jahr lang in Deutschland rezeptfrei zu haben und stiess bei deutschen Neurologen und Psychiatern auf Begeisterung. Nur wenige gaben ihre Beobachtung zu, dass Pervitin bei depressiven Erkrankungen die Symptome noch verstärkte. Eine Süswarenfabrik mischte ihren Pralinen 14 mg Pervitin bei, mit der Behauptung, dieses Aufputzmittel sei im Gegensatz zu Koffein nicht schädlich. Erst 1941 sickerte durch, dass Pervitin süchtig macht und bei längerer Anwendung zu Zusammenbrüchen führt. In psychiatrischen Anstalten schien es dennoch geeignet zu sein, um bisher arbeitsunfähige Patienten zu produktiver Arbeit zu bringen. Dies vertrat vor allem Max de Crinis aus Graz. Der berühmte KZ-Arzt Sigmund Rascher (1909-1945) spritzte bei

seinen Höhentod-Versuchen mit Häftlingen in Dachau Pervitin, um den Todeskandidaten beim simulierten Flug bis zur Höhe von 25 km möglichst leistungsfähig zu halten. Sollte die Versuchsperson die Qual bis in diese Höhe, die nie ein Pilot ohne Atemgerät fliegen würde, überstehen, wurde er hinterher erschossen.

Dem Doping-Versuch mit Pervitin dürfte Elser mindestens im Dezember 1939 ausgesetzt gewesen sein, dem Schreiben der Gestapo nach Bern Ende Januar 1940 liegen Fotos bei, die Elsers Gesicht deutlich aufgequollen zeigen, wohl Folge einer längeren Miss-handlung mit Pervitin.

Gestapo-Müller liess für Elser eine Schreinerwerkstatt einrichten, vermutlich in einem der oberen Stockwerke der Prinz-Albrecht-Strasse 8, und befahl ihm, den Sprengapparat nachzubauen. Elser schaffte es in kurzer Zeit und setzte den Apparat in eine Holzsäule ein, er hatte noch alle Masse im Kopf. Gestapo und SS waren begeistert, technische Perfektion lenkte sie von Elsers politischer Stoss-richtung ab, es gab Anerkennung: «ein Meisterstück.»

Heydrich und Schellenberg besuchten Elser in seiner Werkstatt, Schellenberg sah Elser zum ersten Mal: «Es war ein kleiner, schwächlicher Mann, etwas blass, mit hellen Augen und einer hohen Stirn – ein Typ, wie man ihn zuweilen unter qualifizierten Handwerkern antrifft. Er sprach unverfälschte schwäbische Mundart, dabei zeigte er sich schüchtern und zurückhaltend ängstlich. Auf Fragen gab er nur widerwillig Antwort, doch taute er auf, wenn man ihn wegen seiner Handfertigkeiten lobte; dann erläuterte er sein nachgefertigtes Modell redselig und mit allem Eifer.» Aber Elser blieb bei seiner einmal gewählten Ausrede von den beiden Unbekannten im Münchner Café.

Müller liess am selben Tag vier bekannte Hypnotiseure kommen, nur einer vermochte Elser in Trance zu versetzen, doch der prinzipienfeste Häftling blieb bei der eingeschlagenen Linie. Ein Hypnotiseur gab ein Urteil ab, das so recht zur Psychologie des Hitlerregimes passt: Elser sei ein «Fanatiker», ein «sektiererischer Einzelgänger mit der Zwangsvorstellung, seinen Bruder rächen zu müssen». Er habe auch einen «Geltungskomplex, auf technischem Ge-

biet etwas Besonderes zu leisten». Elser habe den «Drang, sich durch die Beseitigung Hitlers berühmt zu machen und zugleich Deutschland von dem ‚Übel Hitler‘ zu befreien». – Damit war Elser gut getroffen.

Vorerst blieb Elser in einem der oberen Stockwerke des Reichssicherheitshauptamtes. Hitler befahl, Elser bis nach dem Krieg für einen Schauprozess aufzubewahren, zusammen mit den beiden britischen Geheimdienstlern. Das ist das ganze Geheimnis, warum Elser im KZ als bevorzugter Sonderhäftling behandelt wurde. Der nachgebaute Sprengapparat erfreute sich grössten Respekts bei der Gestapo, die ihn zu Ausbildungszwecken in ihre Lehrmittelsammlung übernahm. Elser hat als Erfinder Anerkennung gefunden, grosteskerweise bei seinen Todfeinden.

Bis jetzt ist nicht genau datierbar, wann Elser ins KZ Sachsenhausen eingeliefert wurde, es gibt widersprüchliche Aussagen. Kriminalrat Geissler, der in der Münchner, danach in der Berliner Sonderkommission ermittelt hatte, wusste schon im Frühjahr 1940 nichts mehr von Elasers Verbleib. Oder musste er schweigen? Nach dem zusammen mit Elser inhaftierten englischen Geheimdienstler Payne Best, der freilich häufig ungenau ist, sei Elser im Dachgeschoss der Gestapozentrale inhaftiert gewesen und am 27. November 1940 ins KZ Sachsenhausen gebracht worden. Geblieben sei er dort bis 4. Februar 1945.

Nach dem Kassiber eines Sachsenhausener KZ-Häftlings an den Geheimdienstler Best soll Elser sogar bis Januar oder Februar 1941 im Dachgeschoss der Berliner Gestapozentrale in Haft gehalten worden sein. Der Stuttgarter Gestapomann Bässler behauptete, ohne es durch eine Begegnung oder eine Nachricht belegen zu können: «Elser befand sich mindestens ein Jahr beim Reichssicherheitshauptamt Berlin in Haft. Was dann mit ihm geschah, weiss ich nicht.» Ähnlich der Sachsenhausener Häftling Harry Naujoks: Elser sei im Dezember 1940 ins Lager verlegt worden.

Vielleicht als einer der letzten sah Nebe 1941 Elser, wie Gisevius überliefert: «Plötzlich war auf dem Hofe des Gestapogebäudes ein Häftling so schnell auf ihn zugelaufen, dass die Wächter nicht

Schritt halten konnten. Er traute seinen Augen nicht: Es war der Münchner Attentäter, von dem er nie mehr etwas gehört hatte und den er nicht mehr unter den Lebenden wählte. Mit Tränen in den Augen hatte Nebe mir damals von der gespenstischen Begegnung mit einer gepeinigten Kreatur erzählt. Elser war nur eine Ruine seiner selbst gewesen, weil man ihn mit stark gesalzenen Heringen, Hitze und Flüssigkeitsentzug zu erpressen versucht hatte. Sie liessen nicht locker: Er sollte irgendeine, sei es noch so vage Verbindung zu Otto Strasser gestehen. Der Kunsttischler war hart geblieben. Fast wie ein treuherziges Kind, ein Mensch jener Wesensart, wie man zuweilen unter Sektierern findet, hatte er Nebe von seiner Pein erzählt, nicht um Milde wimmernd, nicht einmal klagend; es war eher wie ein glückhafter Aufschrei, nochmals dem einzigen Menschen begegnet zu sein, der seit seiner Verhaftung menschlich auf ihn eingegangen war.»

Es gehörte zum Folterprogramm der Gestapo, die Heizung voll aufzudrehen, zum Essen nichts als gesalzene Heringe zu geben und Flüssigkeit zu verweigern. Dazu kamen die üblichen Massnahmen: nachts ständig wecken und befragen, das Licht nie löschen, sondern es ins Gesicht des Häftlings richten, ihn bedrohen mit weiteren Qualen, alle Hoffnung rauben durch die Schilderung von Hinrichtungen usw.

In einem Brief vom 6. Dezember 1948 aus New York an Payne Best datierte Gisevius ein weiteres Zusammentreffen Nebes mit Elser auf Sommer 1940. «Ich sehe ihn [Nebe] noch, wie er mir mindestens ein halbes Jahr später [nach der Rivalität Nebe-Heydrich wegen der Elser-Untersuchung durch die Kripo, die aber mit dem 19. November 1939 schon endete; gemeint ist also Sommer 1940] berichtete, unvermutet habe er im Gestapogebäude Elser getroffen, der abwechselnd mit Zuckerbrote und Peitsche behandelt würde, weil Himmler ihm noch den Zusammenhang mit Otto Strasser andichten oder vielmehr nach weisen wolle.»

Curt Letsche in Jena ist der letzte Zeitzeuge von Elsers Existenz in der Gestapozentrale. Im März 2000 erzählte er mir in Jena von seiner Haft. 1939/40, also zur selben Zeit wie Elser, war Letsche im

im Reichssicherheitshauptamt inhaftiert gewesen, allerdings unten in der einzigen Doppelzelle des Hausgefängnisses, Elser sei oben in einem besonderen Zimmer gewesen. Letsche war 1912 in Zürich geboren, aufgewachsen in Ulm und lebte 2000 in Jena als Schriftsteller. Ab 1935 war er selbständiger Buchhändler in Freiburg/Breisgau und wurde von den Nazis beobachtet, weil er Literatur der Bündischen Jugend verkaufte. Letsche reiste für den Stuttgarter Widerstandskämpfer Fred Brockamer alle vier bis sechs Wochen nach Basel, um Briefe an deutsche Exilanten nach Paris aufzugeben und ihre Antworten aus seinem Postfach abzuholen. Am 30. September 1939 wurde er in Freiburg von der Gestapo verhaftet, nach Berlin zur Gestapo gebracht und im Keller festgehalten. Bei den Verhören bekam er die Abschrift eines seiner Briefe vorgelegt, den er in Basel aufgegeben hatte. Damit war ihm klar: Ein Basler Postbeamter spitzelte für die Gestapo, schrieb die Post ab und gab sie der Gestapo weiter.

Letsche wurde von der Gestapo auch nach Otto Strasser gefragt. Damit begegnen wir einem der vielen Versuche der Gestapo, eine Verbindung zu Elser nachzuweisen. Er hatte tatsächlich einmal mit Strasser gesprochen, in dessen Wohnung in Wetzwil-Herrliberg und in Brockamers Auftrag. Strasser deutete vage die Möglichkeit eines Attentats an. Sonst hatte Letsche mit Strasser nichts zu tun, er stand nur lose im Kontakt mit einem Basler Eisenbahner, einem Verbindungsmann Strassers, und bekam Strassers Zeitschrift *Schwarze Front* ins Basler Postfach geliefert.

Letsches Aufgabe war, für Brockamer die politische Willensbildung und Meinung der deutschen Emigration zu ermitteln: Sind die Exilanten zerstritten oder gibt es eine Einheitsfront? Brockamer flog gleichzeitig mit Letsche auf, wurde im Stuttgarter Gestapohaus Hotel Silber aufs Schwerste gefoltert, vom Volksgerichtshof verurteilt und im Zuchthaus Ludwigsburg inhaftiert; er starb vor Kriegsende auf dem Hohenasperg.

Letsche selbst hat Elser nie gesehen, er lag unten in der Doppelzelle mit Henning Barth aus Frankfurt/Main, der wegen eines Wirt-

schaftsverfahrens einsass. In einem oberen Stockwerk des RSHA sah Barth eines Tages, als er zum Verhör geführt wurde, wie Elser in einem Zimmer an einen Heizkörper gekettet war. Elser kam nie in den Gefängniskeller, er wurde oben festgehalten, sein Aufenthalt sollte den Häftlingen verborgen bleiben. Die Gefangenen, sofern sie miteinander reden konnten, hielten Elsers Attentat für eine Machenschaft der Nazis. Elsers Aussehen war ihnen frisch im Gedächtnis, kurz vorher war im *Völkischen Beobachter* der grosse Enthüllungartikel erschienen (22. November 1939). Zu ihrer Verblüffung lasen die Häftlinge darin, Elser werde zur Zeit in München verhört, während sie durch den Augenzeugen wussten, dass Elser bei ihnen in Berlin war.

Letsche, am 30. Januar 1940 ins Berliner Gefängnis Lehrter Strasse verlegt, überlebte den Krieg im Zuchthaus Ludwigsburg. 1957 übersiedelte er in die DDR, wurde Kreisbibliothekar bei Magdeburg und ein erfolgreicher Schriftsteller: 40 Bücher, darunter populäre Werke über den Widerstand und Kriminalromane.

Schon bevor Elser in den Zellenbau des KZ Sachsenhausen eingeliefert wurde, spukten Gerüchte über ihn durch die desinformierte Öffentlichkeit. Die verwirrten Menschen suchten Verantwortliche für alles, was irgendwie auffiel. Spekulationen waren nie zu beweisen, aber auch nie zu widerlegen. Natürlich waren Gerüchte verboten, aber sie grassierten unausrottbar weiter, es gab einfach zu viel Bedarf an Erklärungen und Hoffnungen. Im KZ Dachau ging die Verwirrung so weit, dass viele Häftlinge auch das Attentat vom 20. Juli 1944 für ein SS-Manöver hielten.

Entstehung, Wachstum und Verbreitung der Gerüchte über Elser sind so wenig durchschaubar wie ein Dschungel. Eine frühe publizierte Fassung bezeugt das *St. Galler Tagblatt* vom 24. November 1939: Elser war Kommunist, kam 1936 in ein KZ, gehörte zu Strassers Schwarzer Front. Der weitere Inhalt mit Details vom Attentat lässt vermuten, dass die Quelle in der Gestapozentrale selbst sass. Von hier liefen direkte Drähte in die «Politische Abteilung» eines KZ, die Gestapostelle, die die politischen Personalakten aller Häft-

linge zu führen hatte. Häftlinge, die in der «Politischen Abteilung» arbeiteten, genossen an der geheimen Informationsbörse unter den Gefangenen das grösste Ansehen. Hier dominierten häufig kommunistische Häftlinge, die aber auch Gestapo-Gerüchte im Lager in Umlauf brachten.

Vielleicht die älteste Fassung aller im Lager über Elser kursierenden Gerüchte stammt von Ernst Eggert, einem Kalfaktor im Zellenbau des KZ Sachsenhausen. Seine Beobachtungen kündigte Eggert als den «grossen Schlager» an: «Der Attentäter vom Münchner Hofbräuhaus». Nun ja, eine Kneipe kann man leicht verwechseln. Eggert stützt sich zuerst auf den verdächtig schönen Empfang Elsers im KZ. «Ich bin davon fest überzeugt, dass das Attentat auf Hitler in München fingiert war und nur zu Propagandazwecken diente. Eines Tages grosse Aufregung im Zellenbau, der Oberführer und Kommandant Lorenz [gemeint: Hans Loritz, 1895-1946] erschien und gab Anweisung, ein grosses Zimmer einzurichten und zwar das beste. Auf die Tische wurden Decken gelegt. Blumenvasen mit Blumen wurden auf die Tische gestellt. Ein Radioapparat wurde aufgestellt.»

Es folgt eine Beschreibung der Haftbedingungen Elsers, deren wichtigste Teile zutreffen dürften: «Die Tür wurde nicht verschlossen, es war immer ein SS-Mann mit auf dem Zimmer, die Ablösung erfolgte alle zwei Stunden. Dreimal am Tage konnte er [Elser] sich draussen im Freien bewegen, er hatte auch sonst sämtliche Vergünstigungen, er konnte unbegrenzt rauchen, er bekam sehr gute Verpflegung und zwar Essen aus der Kommandantenküche. Jeden Tag Kartoffeln, Fleisch, Tunke, Gemüse, Kompott. Die Behandlung des Attentäters] war sehr nobel, er wurde mit Samthandschuhen angefasst.»

Der Neid schaut aus jeder Zeile heraus, verständlich in der Hölle des Zellenbaus. Es folgt eine Passage der Selbstverteidigung, als ob es Einsprüche gegen Eggerts Meinung gegeben habe. «Ich glaube doch, nach dem, was ich gesehen und gehört habe, sagen zu dürfen, dass das Attentat fingiert gewesen ist. Denn so behandelt man keinen

wahren Attentäter. Wenn die S[ache] nicht fingiert gewesen wäre, dann hätte man ihn in Ketten gelegt und kurzen Prozess gemacht.»

Erst jetzt erfahren wir, auf welchem Weg Eggert zu seinen Entdeckungen gelangte: «Wenn er [Elser] zur Freistunde ging, [musste] ich vom Flur und auf meine Zelle gehen, wurde aber nicht eingeschlossen. Ich vermutete was und sagte mir, da stimmt was nicht, und lag immer auf der Lauer, bis ich ihn zu Gesichte bekam. Nun war ich aber immer noch nicht im Bilde, was das war. Aber eines guten Tages bekam ich eine Illustrierte Zeitung in die Hände und zu meinem Erstaunen, wen sah ich da, den Attentäter von München abgebildet mit seinem Namen, er hiess Georg Elser. Im Zellenbau nannten sie ihn Schorsch. Da ging mir ein Licht auf. Nun nahm ich Fühlung bei der SS auf, die im Zellenbau waren, und bekam die Bestätigung, er war der Attentäter. Die SS waren sprachlos und empört, dass der Attentäter so eine Behandlung hatte. Hätte die Lagerführung mein Geheimnis gewusst, sie hätten mich auf der Stelle erschossen.»

Bei solchem Neid musste sich die augenscheinliche Bevorzugung Elasers mehr oder weniger zu seinem Schaden auswirken. Von da an hatte kein politischer Häftling mehr Lust, mit Elser ins Gespräch zu kommen, was sowieso sehr schwierig war, bei ständigem SS-Doppelposten in seiner Zelle und einem Posten vor der Tür. Die genannte Illustrierte war die November-Nummer 1939 des SS-Organs *Das Schwarze Korps*. Sie lag in der kleinen Bibliothek des Zellenbaus aus und war bei den Häftlingen begehrt. Wer den Artikel mit den Fotos nur durch die Neidbrille las, übersah, dass die SS in Wirklichkeit Elser schwer attackierte.

Der SS-Artikel im *Schwarzen Korps*, erschienen am 30. November 1939, wurde bisher nie zitiert oder gar untersucht. Dabei handelt es sich nur um zwei Seiten, die bereits im Zug des modernen Boulevard-Journalismus gehalten sind: 80% reisserische Fotos, nur 20% Text, der die Hauptthese der Nazis – England und Strasser als Hintermänner – nicht beweist, nicht einmal erörtert.

Elser wird in grosser Überschrift vorgestellt: «Das Werkzeug des englischen Geheimdienstes». Darunter ein Foto, das ihn über seine

Zeichnung vom Tatort gebeugt zeigt, wie er von unten in die Kamera schaut. Foto: Hoffmann. Das Foto wird unterschrieben: «Das ist der Mörder Georg Elser, das Werkzeug Otto Strassers und seiner Geldgeber. Nach seinem umfassenden Geständnis der Tat zeichnet er hier den genauen massgerechten Plan des Tatortes und der benutzten Höllenmaschine zur Unterstreichung seiner bis ins Einzelne gehenden Aussagen.»

Die linke Spalte behauptet, durch «eine lückenlose Beweiskette auf Grund vorbildlicher Arbeit der Sicherheitspolizei» sei «das volle Geständnis Georg Elzers» erzwungen worden. Dann jubelt der Geist der Kriminalistik, der den ganzen Artikel beherrscht: «Es gibt in der Kriminalgeschichte kein Beispiel für die raffinierte Vorbereitung und Ausführung dieser infernalischen Mordtat. Die Konsequenzen der aus den Untersuchungen sich ergebenden politischen Folgerungen sind im Augenblick noch gar nicht abzusehen.»

Unter dem Foto einer zerstörten Säule steht: «Auf Befehl des Reichsführers SS nahm eine sofort gebildete Sonderkommission noch in der Nacht des Verbrechens eine genaueste Untersuchung des Tatortes vor. Unsere Bilder oben und unten zeigen die Ausmasse dieses furchtbaren Anschlages und der sofort aufgenommenen peinlich genauen Untersuchungen im Sprengschutt, deren Ergebnisse wichtige Glieder in der späten Beweiskette darstellten.»

Eine Vorliebe von Kripochef Nebe wird sogar erwähnt, sein Kriminaltechnisches Institut, das Mörtelreste an Elzers Werkzeugen mit der Substanz der Säule verglichen hatte. «Die auf dem Bild gezeigten spektralanalytischen Untersuchungen dienten zur Feststellung der Metall-Legierungen der gefundenen Sprengstücke. Ebenso war es auf diesem Wege möglich, festzustellen, dass das bei der Schwester des Mörders [Maria Hirth] gefundene Werkzeug des Elser[s] Mörtelspuren enthielt, die mit dem Tatortmaterial identisch waren.»

Über ein Sprengstück mit der Patentnummer habe man die Herstellerfirma ermittelt. Kein Wort mehr von England, aber auch nicht von der Schwarzwälder Uhrenfabrik. Die Dummlichkeit der SS fehlt erstaunlicherweise im ganzen Artikel. Auch wenn der Bericht in ei-

nem SS-Organ steht, so dominiert doch eher der Geist der Kripo. Es fehlen die im *Völkischen Beobachter* zu findenden Hasstriraden. Man spürt eher einen geheimen Respekt vor Elser's machtvoller Tat. Hier sind Fachleute unter sich, Elser gehört dazu. Auf Elser's angebliche Abhängigkeit von England wird kein Wort verschwendet, Strasser verschwindet fast. Was bleibt, sind «eine grausige Zerstörung, ein Chaos von umgeknickten Pfeilern, zur Erde gestürzten Gesteinsmassen und zerborstenen Wänden». Daneben behauptet sich nur die vorbildliche Leistung «der deutschen Kriminalisten». Die Fachleute loben sich selbst: «Die deutsche Sicherheitspolizei hat in München eine Bewährungsprobe abgelegt, die die Beachtung des ganzen deutschen Volkes verdient.»

Von einem NS-Hintergrund Elser's kann man hier nicht das geringste finden. Offenbar ist der Artikel in diesem SS-Organ nur nach den Bildern und Überschriften gelesen worden, die Ferne zur SS wurde nicht bemerkt. Wie man hier zur Lieblingsthese der SS-Wachmannschaften kommen konnte, das Attentat sei von der NS-Führung oder gar der SS durchgeführt worden, ist schleierhaft.

Gedankenlos unterschlugen bald alle Missgünstigen im Lager, dass Elser ein wesentliches Hilfsmittel für das Überleben fehlte: die Solidargemeinschaft der Häftlinge. Von der Hilfe, die Häftlinge einander zugute kommen lassen konnten, war er ausgeschlossen. Die Rechtfertigung dafür lag in der Logik der politischen Häftlinge: Wer von den Nazis geschont wird, muss deren Kumpel sein. Die Sage vom Nazi Elser ging wie ein Lauffeuer durch die politisch bestimmenden Kreise unter den Häftlingen. Von den katholischen Geistlichen dagegen, die mit Elser im Bunker von Sachsenhausen und Dachau eingesperrt waren, schloss sich niemand diesem Geschwätz an.

Emilio Büge, Häftlingsschreiber in der «Politischen Abteilung», schrieb in seinen heimlichen Notizen, die er nach draussen schmuggeln konnte: «Elser, der ‚Attentäter‘ vom Münchner Bürgerbräukeller (1940), ist quatschfidel hier in einer Zelle im Bunker, wo er alle möglichen Vergünstigungen hat. Es stehen ihm Werkzeuge und Holz zur Verfügung und er bastelt und tischlert nach Herzenslust,

was gerade nicht so aussieht, als wenn er den Führer hätte ermorden wollen.»

Martin Niemöller, Sonderhäftling im Zellenbau, hörte 1940 die Latrinenparole, Elser sei ein SS-Mann, das Attentat hätten Hitler und Himmler befohlen. Damals war Elser vielleicht noch gar nicht im Zellenbau. Als Elser kam, wurde er mit besserwisserischem Misstrauen empfangen.

Während Niemöller sich selbstgerecht aufführte, fällt doch unangenehm auf, dass dieser Mann des kirchlichen Widerstandes im Dezember 1940 sich freiwillig zum Kriegsdienst meldete. Goebbels lehnte die Unterwerfung ab. Da war Elser der konsequentere Hitlergegner.

Der kommunistische Häftling Rudolf Wunderlich war zehn Monate im Zellenbau in Einzelhaft und sah und hörte von Elser nichts, dennoch war er sich sicher, Elser sei nur «der mutmassliche Attentäter von München». Als Lagerläufer hatte Wunderlich fast überall Zutritt und war dadurch ein idealer Verbreiter solcher «Erkenntnisse». Der Lagerleitung war es vielleicht sogar recht, dass das Attentat im Bürgerbräukeller auf das Konto ihrer Organisation verbucht wurde.

Das gleiche Spielchen trieben kommunistische Häftlinge auch mit dem Pariser Attentäter von 1938, Herschel Grynszpan (geb. 1921), wie Wunderlich weiter schreibt: «Hatte er [Grynszpan] das Attentat etwa im Auftrag der Nazis getan, um vielleicht etwas gegen Frankreich unternehmen zu können?» Beweis: Grynszpan soll es im Zellenbau gut gegangen sein. Tatsächlich durfte er zeitweise als Kalfaktor arbeiten, wurde nicht kahlgeschoren und behielt seine Zivilkleidung. Aber solche Privilegien genossen auch politische Häftlinge, die im Lager Funktionen ausübten, gerade Kommunisten.

Ein besonderer Zeitzeuge könnte der Lagerhenker von Sachsenhausen sein, der Kalfaktor Paul Sakowski (geb. 1920). Seine Erinnerungen kamen in die Mühlen des Ministeriums für Staatssicherheit, der Lagerhenker endete für lange im sowjetischen Straflager Workuta, insgesamt blieb er 33 Jahre in Haft. Seine Erinnerungen schrieb Sakowski unter der Aufsicht der Staatssicherheit, berief sich aber auf Elser. Nach langen Querelen um die Stasi-Unterlagen er-

scheint sein Text hier erstmals in einem Buch. Das Ministerium «entdeckte» Elser ebenfalls 1964, als jemand die Erinnerungen Sakowskis las. Eine Kopie kam ins Archiv des KZ Sachsenhausen, wurde dort aber später vernichtet: auf Befehl von oben. Die Spuren des Eingriffes konnten nicht völlig verwischt werden. Eine weitere Kopie blieb im Stasi-Archiv erhalten.

«Aus eigenen Beobachtungen und von Gesprächen der Gestapo, SS und Elser habe ich über die Person Elsers folgende Kenntnis. Georg Elser war in seiner Jugend in der Fürsorge-Erziehungs-Anstalt Gross-Rosen. Dort erlernte er auch das Tischlerhandwerk. Er war zu der Zeit, als ich ihn kennenlernte, etwa 30-35 Jahre alt. Er war wegen kriminellen Delikten vorbestraft. Wie die Verbindung zum Ministerium Göring' zustande kam, weiss ich nicht. Dass er aber von dieser Stelle den Auftrag zum Attentat bekam, entnahm ich einer Äusserung, die er gelegentlich zu einem von der Gestapo machte. [...] Der Umgang zwischen der Gestapo und Elser war merkwürdig kameradschaftlich. So wurde Elser von der Gestapo und auch von der SS mit du angesprochen, ausserdem wurde er nur Schorsch genannt. [...] In Workuta [sowjetisches Arbeitslager in Sibirien, wo Sakowski später in Arbeitshaft war] fragte ich Kurt Eccarius [Chef des Zellenbaus in Sachsenhausen] nach dem Verbleib von Elser. Eccarius sagte mir einmal, er hätte Elser nach Ravensbrück gebracht, ein anderes Mal sagte er mir, man hätte Elser freigelassen. (?)» [Fragezeichen von Sakowski]

Sakowski ist ein gutes Beispiel dafür, wie vorsichtig man mündliche Überlieferungen in einer geistig verseuchten Gegend wie einem KZ bewerten muss. Nichts stimmt von all dem, was Sakowski niederschrieb. Wenigstens gibt der ehemalige Lagerhenker zu, dass er seine Kenntnisse nur von der SS bezog. Ein wenig scheint auch Niemöller durchzuscheinen, der sich ebenfalls am Du und am schwäbischen Vornamen Schorsch störte.

Irgendwann in der 2. Jahreshälfte 1940, spätestens Anfang 1941 wurde Elser ins KZ Sachsenhausen eingeliefert. Bei einem so prominenten Sonderhäftling, der nicht gesehen werden durfte, geschah

dies bei Dunkelheit und mit einer schwarzen Limousine der Gestapo. Die Fahrt ging durch das Tor und danach rechts ab zum Kleinen Lager, wo der Häftling übergeben wurde. Für Elser legte man auf höchsten Befehl drei Zellen zusammen, nach dem Plan die Nummern 11 bis 13 des Flügels B. Heute stehen noch die Grundmauern des ganzen Zellenbaus, aber der Zugang erfolgt jetzt vorne links. Auf die Grundmauern von Elsers Zellen trifft man, wenn man durch den einzigen noch stehenden Flügel A geht, dann liegen die Zellengrundmauern im Freien rechts vorne. Die Grundmasse einer Zelle: 2,50m breit, 3,74m lang, also 9,35 Quadratmeter Fläche.

Mit drei Zellen, deren Zwischenwände herausgerissen waren, ging es Elser äusserlich zweifellos besser als den anderen. Aber er selbst lebte nur in einer Zelle, in der zweiten standen seine Hobelbank und sein Holz, wo er Tag und Nacht arbeiten durfte, in der dritten schliefen auf Feldbetten zwei SS-Wachleute, die alle zwölf Stunden abgelöst wurden. Auch bei Elser brannte nachts ständig das Licht.

Seine Ruhe konnte jederzeit unterbrochen werden, wie für jeden Häftling des Zellenbaus. Die Wände waren hellhörig, so dass die Eingesperrten immer wussten, was vorging, auch wenn sie nichts sahen. Ihr Gehör entwickelte eine äusserste Sensibilität, die sie jedes Geräusch unterscheiden und das nächste drohende Ereignis ahnen liess. Im Hof vor dem Zellenbau wurden an Pfählen Folterungen durchgeführt, die in ein langes, tierisches Schreien der Gequälten mündeten. Die SS liess die Häftlinge hinter dem Rücken fesseln und hinten an den Händen an einem eingerammten Pfahl hochziehen, bis sie mit den Zehen den Fussboden nicht mehr berührten. Die Schmerzensschreie, die oft langsam abnehmend erst mit dem Tod endeten, drangen in jede Zelle. Wer nach einer Stunde oder später noch lebend abgehängt wurde, war nichts mehr als «ein zuckendes Bündel, ein an Leib und Seele gebrochener Mensch», wie der bayerische Häftling Weiss-Rüthel an einem Freund beobachten musste.

In diesem Innenhof fanden auch die Prügeleien auf dem Bock statt. Der Häftling wurde festgeschnallt und 25 oder auch 50 Mal

mit einem Ochsenziemer auf das Gesäss geschlagen, die Schläge musste der Häftling selbst zählen. Bei einem Zählfehler begann die Qual von vorne. Jeder Zelleninsasse wurde durch die Schreie mitgerissen, besonders wenn noch der erzwungene zynische Gefangenenchor zu hören war: «Auf zum fröhlichen Fest!»

Wurde ein Häftling in den Stehbunker eingeliefert, wo man ihn mindestens drei Tage bei Wasser und Brot im Dunkeln hielt und er weder stehen noch sitzen konnte, war es gleich am Geschrei der SS-Mannschaft zu hören. Fanden im Innenhof Hinrichtungen statt, hörten die Zellenhäftlinge Schüsse. Die Schritte Gefangener erkannten sie auf dem Steinboden an den Holzpantinen, diejenigen der SS-Leute an den mit Eisen beschlagenen Stiefeln. Wollten die Wachleute des Zellenbaus Gefangene, deren Zellen offen zu stehen hatten, bei verbotenen Handlungen erwischen, so schlichen sie sich auf Socken an. Hörten die Häftlinge das Kommando «Freimachen!», so mussten alle von den Gängen verschwinden, ein anderer Häftling sollte unerkannt irgendwohin geführt werden.

War Unterhaltungsmusik über die Lagerlautsprecher bis in den letzten Winkel des Lagers zu hören, so zuckten alle zusammen: Im Industriebau nebenan gab es wieder eine längere Serie von Erschiesungen. 1942 mordete hier die SS 12'000 sowjetische Kriegsgefangene. Fahrbare Krematoriumsöfen verbreiteten ihren Geruch über das Lager bis in die Stadt Oranienburg. Zu dieser Zeit wurden auch 92 holländische Geiseln auf dieselbe Weise ermordet.

Wenn im Zellenbau von den Kleidern der Kalfaktoren penetranter Leichengestank ausging, wusste jeder: Sie kamen zurück vom Einsatz beim Krematorium. In jedem Augenblick war der Tod gegenwärtig, Elser musste damit rechnen, jeden Augenblick zum letzten Gang abgeholt zu werden. Die Bedingungen gerade in diesem Sondergefängnis, in dem Elser alle Schrecken des KZ zu hören bekam, waren berüchtigt, der ehemalige Häftling Wunderlich bezeugte: «Jedem Insassen von Sachsenhausen graute es vor dem Zellenbau.»

Der Zeuge Jehovas Paul Wauer war 1942 Friseur im Zellenbau,

bei ihm liess sich Elser in Begleitung eines SS-Mannes täglich rasieren. Erst von einem Kalfaktor erfuhr Wauer, wer dieser kleine Häftling war. Auch Wauer bekam die SS-Zeitschrift mit Elser's Foto zu lesen. Dennoch liess er sich nie verleiten, Elser politisch zu diskriminieren. Bei der Deportierung der Sonderhäftlinge in die Alpen nach Südtirol im April 1945 betätigte Wauer sich unterwegs als selbstloser Helfer für alle Gefangenen. Ein angenehmes Gegenstück zu Niemöller.

Dieser Paul Wauer erinnerte sich, dass Himmler einmal bei Elser in der Zelle war, im Jahr 1943, das Gespräch habe eine halbe Stunde gedauert. Payne Best sprach von einem Himmler-Besuch im Zellenbau am 30. Juni 1942. Doch Steinbach/Tuchel halten diesen Angaben den Dienstkalender Himmlers entgegen, der dazu nicht passe. Michael Wildt wiederum belegt mit einer guten Quelle, dass Himmler am 29. September 1942 wirklich nach Sachsenhausen kam und das «Zeppelin»-Ausbildungslager innerhalb des KZ besichtigte. Es ging um die Ausbildung sowjetischer Häftlinge zu nationalrussischen Sabotagegruppen, die die SS hinter den sowjetischen Linien absetzen wollte. An diesem Tag könnte Himmler sehr wohl versucht haben, Elser zur Zusammenarbeit beim geplanten Prozess vor dem Volksgerichtshof zu gewinnen. Der Prozess trug bereits das Aktenzeichen 6 J 253/39g. Auch Himmler konnte Elser nicht herumkriegen, womit der Prozess abgesagt werden musste.

Der Tod von Elser's Vater am 11. August 1942 setzte eine bürokratische Lawine in Bewegung, die den verschrobenen Zustand des Reiches beleuchtet. Das Notariat stellte fest, Elser habe 15% des väterlichen Erbes zu bekommen. Da Elser's Aufenthalt nicht bekannt war, geisterte der Antrag durch die Behörden: Amtsgericht Heidenheim, Landgericht Ellwangen, Oberlandesgericht Stuttgart und zuletzt Reichsjustizministerium Berlin. Von dort ging das Papier als «geheime Reichssache» an den Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof und weiter zur Gestapozentrale, die wie ein höchstes Gericht, aber ohne Rechtsverfahren, am 18. November 1942 entschied,

«dass die Bestrebungen des Johann Georg Elzers volks- und staatsfeindlich gewesen sind». Die Gestapo wollte Elzers Erbteil an sich reißen und liess das bayerische Justizministerium das Geld einziehen. Nun wanderte die Akte denselben Instanzenweg nach Heidenheim zurück. Ende 1943 konnte die Gestapo endlich 200,47 Reichsmark bei den Elsers beschlagnahmen, nach anderthalb Jahren. Man gewinnt den Eindruck, hier wollten sich viele als unabkömmlich für den Kriegsdienst beweisen.

Auch nach dem Gestapo verhör vom November 1939 gingen die polizeilichen Ermittlungen weiter, von denen Hitler wenig hielt, weil sie Strasser und Engländer nicht nachweisen konnten. Hitler kam am 9. April 1941 auf Elser zu sprechen, der Name schien ihm entfallen zu sein. Goebbels dazu in seinem Tagebuch: «Wir erzählen über Attentat Bürgerbräu. Hintermänner noch immer nicht gefunden. Attentäter schweigt unentwegt. Führer meint, Otto Strasser. [...] Für unsere Polizei und Justiz und ihren Spürsinn hat der Führer keine freundliche Anerkennung.»

Nach Elsers einsamer Aktion tauchen im Jahr 1942 in Böhmen ähnliche Vorstellungen auf, was selten belegt ist. Umso wichtiger sind die deutschböhmischen Widerstandsblätter, die aus Prag bis nach Linz verschickt wurden. Die Gestapo Prag meldete den Vorgang nach Berlin – das Dokument sei wegen seiner Einmaligkeit vollständig zitiert.

«In der letzten Zeit sind verschiedenen Bürgermeistern des Regierungsbezirks Aussig, insbesondere im Landkreis Leitmeritz, sowie Gemeindeämtern im Bereich der Staatspolizeistelle Linz staatsfeindliche Flugschriften übersandt worden.

Absendeort war Prag. Die Hetzschriften trugen die Überschrift ‚Deutsche Bürger der Tschechoslowakei! Es geht um unser Leben, es geht um unsere Heimat!‘

Unterzeichnet waren die Flugschriften mit ‚Die Vereinigung demokratischer Deutscher in der Tschechoslowakei, Zentrale Prag.‘

In den Hetzbriefen wird zum Ausdruck gebracht, dass der Führer den zweiten Weltkrieg entfesselt habe. Nach Ansicht aller militäri-

schen, politischen und wirtschaftlichen Sachverständigen sei die Niederlage des Nationalsozialismus unabwendbar.

Sodann wird dem Nationalsozialismus in der üblichen gehässigen Form zur Last gelegt, am eigenen Volk und an den Bewohnern der besetzten Gebiete furchtbare Verbrechen begangen und den Tod sowie die Verstümmelung von Millionen verschuldet zu haben.

Durch die Tätigkeit der Gestapo und SS seien die besetzten Gebiete zu Pulverfässern geworden, die jeden Augenblick explodieren könnten. Alle Erfolge der Wehrmacht würden durch diese ‚politische‘ Tätigkeit der Nationalsozialisten zunichte gemacht.

Die tschechischen Mitbürger würden in rohester Weise gepeinigt und zu Tausenden ermordet. In diesem Zusammenhang wird an die ermordeten Studenten und an die Opfer von Liditz [Lidice] erinnert.

Abschliessend heisst es in diesem Hetzbrief:

‚Deutsche werdet Euch bewusst: Nur durch friedliche Zusammenarbeit der freien Völker kann Europa gerettet und zu neuem Leben erweckt werden.

Hitlerherrschaft bedeutet Tod und Verderben des deutschen Volkes und Europas.

Unser Leben und unsere Heimat sind bedroht, wenn wir nicht sofort den Nationalsozialismus mit allen Mitteln bekämpfen.

Deshalb: Sofortige Verständigung mit den tschechischen Mitbürgern.

Gewährt ihnen Unterkunft, wenn sie verfolgt werden!

Warnt sie rechtzeitig und lasst ihnen Nachrichten zukommen!

Schwächt den Hitlerismus mit allen Mitteln:

Sabotage, Attentate, kurz jedes Kampfmittel gegen diese Verbrecher ist gestattet.

Schreibt Euren teuren Angehörigen an der Front, dass der Krieg verloren ist und ihre Opfer vergeblich sind’.»

Über Elzers Lebensumstände in Sachsenhausen berichtete der einstige SS-Wachmann Walter Usslepp 1964/ 65. Hier erscheint er

mir glaubwürdig, nicht aber in seinen politischen Legenden, die er aus der Gerüchteküche des KZ bezog. Er gehörte 1942-44 zu Elzers Sonderwache.

An Möbeln hatte Elser in seiner dreifachen Zelle einen grossen Schrank, ein selbst geschreinertes Pult, auf dem seine Zither lag, neben dem Bett ein Nachttischchen, darauf einen Volksempfänger und daneben in einem Holzrahmen das Bild einer Frau, die er seine Braut nannte – es muss Elsa Härten gewesen sein. Tatsächlich hoffte Elser auch in der Haft noch auf ein Leben mit ihr. Zwischen den beiden Fenstern rechts, in denen Blumenkästen standen, befand sich ein weiterer Schrank, in der rechten Ecke eine Holzablage für seine Handwerksarbeiten.

Georg Elser war im Gegensatz zu früher ein starker Raucher geworden und bekam pro Woche eine Zuteilung von 120 Zigaretten; er war ein schlechter Esser, viel von seiner doppelten Portion überliess er den Wachleuten. Die gute Kost konnte seinen langsamen körperlichen Verfall nicht aufhalten, er wog um 1943/44 höchstens noch 115 Pfund. Die Wäsche wurde am Samstag gewechselt, wenn das Duschen anstand. Elser trug eine blaue Schlosserhose und Sporthemden. Post und Besuch bekam er nie. Wecken war um 6 Uhr, dann leerten zuerst die normalen Häftlinge ihren Klokübel und wuschen sich im Waschraum. Erst danach wurden die Sonderhäftlinge einzeln in den Waschraum geführt. Um 7 Uhr gab's Frühstück. Verhört wurde Elser während der Dienstzeit Usslepps nie.

Die SS gestattete Elser, sich eine Zither zu bauen, die er mit Begeisterung und Wehmut spielte. Am Ende seiner Sachsenhausener Zeit hatte er drei oder vier Zithern hergestellt. Er baute auch ein Lochbillard, das er gerne mit seinen Bewachern spielte. Oft war er sehr gereizt, unterlag Stimmungsschwankungen. Als der Kommandant ihm deshalb einmal eine Frau aus der Bordell-Baracke schickte, eine Gefangene aus dem KZ Ravensbrück, tobte Elser und schickte sie weg.

Im Laufe der Zeit stellte sich zwischen den SS-Wachleuten und dem umgänglichen Häftling ein vertrauter Ton ein. Alle duzten Elser als «Schorsch», er hiess «der kleine Schorsch».

Elser blieb trotz aller Annäherung gegenüber der SS misstrauisch. Nach jeder Freistunde draussen oder nach einem Toilettengang fing er an, seine Zelle umzukrempeln und nach versteckten Mikrofonen abzusuchen. Erst nach fünf bis sechs Monaten offenbarte er sich seinem Bewacher Usslepp, dem jedes Gespräch über das Attentat aufs Schärfste verboten war, als der Attentäter von München. Das war Mitte 1942.

Von da an wirkt bei Usslepps Erzählungen Münchhausens Geist mit, die konkrete Erinnerung vermischt sich mit Lagergerüchten. Elser habe ihm offenbart, das Attentat im Auftrag Hitlers und Himmlers durchgeführt zu haben. Er gehöre zur allgemeinen SS und habe eines Tages eine Einladung vom Reichssicherheitshauptamt erhalten, um eine Sonderaufgabe zu übernehmen. Himmler sei einmal deshalb nach Königsbrunn gekommen. Der von Hitler und Himmler beauftragte Elser sei in der letzten Woche nur noch mit Mühe in den Bürgerbräukeller gekommen, weil die Gestapo den Ort bewachte. Zur Belohnung sollte Elser ein Haus erhalten und eine Staatspension. Diese beiden Elemente kehren auch in anderen Gerüchten wieder. Aus Misstrauen gegen Hitler wollte Elser in die Schweiz. Alle angeblichen Verwicklungen Elsers mit der SS sind schon lange widerlegt.

1943/44 will Usslepp, der sich reichlich aufgeblasen für den «wirklichen Vertrauten» Elsers, sogar für dessen «Testamentsvollstrecker» hielt, mit ihm einen Fluchtplan geschmiedet haben. Er wollte Elser, der angeblich federleicht war – bei 115 Pfund –, einfach in einen Abfallsack mit Hobelspänen stecken und an der SS-Wache vorbei aus dem KZ bringen. Elser habe am Schluss nur deshalb darauf verzichtet, weil er draussen mit keiner Hilfe rechnen konnte. Auch wenn Elser derartige Ausbruchsfantasien geäussert haben sollte, eine Chance auf Erfolg hatten beide nie. Und dass der SS-Mann Usslepp für einen Attentäter sein Leben riskieren wollte, ist unglaubwürdig. Vielleicht verbirgt sich dahinter auch Spielmaterial der Gestapo, um Elser zu testen.

Im Jahr 1944 hing in Elsers Zelle eine Landkarte an der Wand, auf der er durch das Versetzen von Fähnchen die Verschiebungen

an der Front verfolgte. Dazu verglich er die Meldungen von BBC London mit denen des deutschen Rundfunks. Bis zuletzt hing er am Leben. Aber die Haft hatte ihm schwer zugesetzt, er besass nicht mehr die alte Unerschütterlichkeit. Einmal freute er sich über das Vorrücken der Alliierten, ein andermal war er deprimiert, weil er genau wusste, dass er am Kriegsende umgebracht würde: «Wenn es auch meinen Tod bedeutet, aber ich weiss, dass Hitler mich nicht lange überleben wird.» Bei Fliegeralarm weigerte er sich, in den Luftschutzbunker zu gehen, er hatte nichts mehr zu verlieren. Lieber stieg er auf seinen Nachttisch und beobachtete am Himmel die Bomber und den Widerschein der Brände in Berlin.

Während Usslepp wenigstens für die Lebensumstände Elsers als einigermaßen verlässlicher Zeuge gelten kann, bleibt der britische Geheimdienstler Sigismund Payne Best in allem ein wilder Fantast. Obwohl er, wie er selbst zugibt, Elser nie gesprochen hat, behauptete er, von Elser alles über dessen Leben in Erfahrung gebracht zu haben. Elser, der schreibfaul war, soll Best zwölf Monate lang Kassi-ber geschrieben und herübergeschmuggelt haben, was übrigens strengstens verboten war. Warum hat Best, der sich nach dem Krieg mit einem in der Haft geführten Tagebuch rühmte, nicht einige von Elsers Zetteln aufbewahrt oder abgeschrieben?

Best ist auch ein miserabler Träumer, er plappert alles nach, was SS-Leute ihm auf die Nase binden. Nach ihm sieht Elsers Biografie so aus: geboren in München, die Eltern im Ersten Weltkrieg verloren, ein Onkel zog ihn auf, Elser druckte und verteilte 1937 kommunistische Flugblätter in München, bei einer Polizeirazzia wurde er als «Asozialer» verhaftet und nach Dachau gebracht, 1939 vom Lagerkommandanten mit der Sprengung des Bürgerbräus beauftragt, um eine verräterische Clique um Hitler zu liquidieren.

Best behauptet gar, Elser habe einerseits eine Zeitzündung eingebaut, andererseits im Keller eine elektrische Leitung gelegt – die angeblich niemandem auffiel. Elser bekam nach der Verhaftung an der Grenze 40'000 Schweizer Franken zugesichert, wenn er in einem Prozess behaupte, er habe in Verbindung gestanden mit Otto

Strasser und dem britischen Geheimdienst.

Die Zeit Elzers in Sachsenhausen ging zu Ende, als am 3. Februar 1945 bei einem verheerenden Bombardement Berlins auch das Reichssicherheitshauptamt schwer getroffen wurde. Die Untersuchungshäftlinge des 20. Juli 1944 wurden in den Süden verlegt. Die Gestapozentrale schuf sich ein Ausweichquartier in Hof (Bayern). Bereits am 1. Februar hatte Himmler den Befehl zur Evakuierung Sachsenhausens gegeben. Am 6. Februar 1945 traf im KZ Dachau, in dem seit November 1944 eine Typhusepidemie wütete, die Nachricht ein, 10'000 Häftlinge seien von Sachsenhausen aus nach Dachau unterwegs. Ungefähr zu dieser Zeit wurde Elser von einem Gestapoauto abgeholt.

22 TOD IN DACHAU

Anfang Februar 1945 lieferte man Elser ins KZ Dachau ein, vier SS-Leute begleiteten ihn. Edgar Stiller, der SS-Verantwortliche für den Bunker, auch «Kommandantur-Arrest» genannt, trug Elzers Zither in einem Holzkasten. Es war sehr kalt, Elser hatte einen Mantel an. Mit seiner Ankunft wurden die Sicherheitsmassnahmen verschärft, Elser, so raunten die SS-Leute den Sonderhäftlingen zu, sei «ein ganz besonderer Gefangener». In dem geschwätzigen Lager erfuhren es bald alle: Hitlers persönlicher Gefangener.

Das KZ Dachau befand sich am Kriegsende in einem noch katastrophaleren Zustand, in der Auflösung. Seit Monaten wurden die weiter östlich gelegenen Konzentrationslager hierher evakuiert. In den Zügen, häufig voll mit jüdischen Häftlingen, lagen bei der Ankunft hunderte Tote. Wenn die Güterwaggons noch tagelang stehen blieben, lag ein Verwesungsgeruch über der Gegend.

Mit dem Fortschreiten des Krieges hatte sich die Zusammensetzung der SS-Mannschaft gewandelt. Die jüngeren SS-Leute, der

Schrecken der Häftlinge, kamen an die Front, die nachrückenden älteren Jahrgänge hatten es nicht mehr so eilig, sie wollten nur ihre Haut retten, also suchten sie, mit den Häftlingen auszukommen. Die Klügeren spekulierten schon auf Persilscheine. Typhus wellen überschwemmten das Lager, sodass das Krematorium mit den Leichenbergen nicht mehr fertig wurde. Die SS-Leute wagten sich selber kaum mehr aus ihrem Bau. Die Häftlinge wurden nach und nach sich selbst überlassen.

Der Kommandantur-Arrest hatte gewaltige Ausmasse: ein eingeschossiger Bau, 196m lang, 9,50m breit. Im Mitteltrakt von 14 auf 14m gab es vier Funktionsräume – Wachraum, Aufnahmezimmer, ärztliches Untersuchungszimmer und Vernehmungszimmer der «Politischen Abteilung». In den beiden Flügeln links und rechts des Mitteltraktes lagen zusammen ungefähr 140 Zellen, jede 2,90m lang und 2,20m breit, 6,4m² Fläche, die Zellen also deutlich kleiner als in Sachsenhausen. Im linken Flügel befanden sich im Vorderteil die politischen Sonderhäftlinge, hinter einer Eisentür die Häftlinge aus der SS selbst. Im rechten Flügel waren die Geistlichen inhaftiert, abgetrennt von den anderen Gefangenen und mit einem eigenen Ausgang in den Hof.

Der Münchner SS-Mann Franz Xaver Lechner (geb. 27. Dezember 1919) bekam den Auftrag, Elser zu bewachen. Lechner war Kriegsinvalide, sein rechter Arm durch Kriegsverletzung gelähmt. In seinem Kopf erklang jetzt mehr Mozart als die Terrorwelt der untergehenden SS. Neben dem Dienst wollte er in München an der Musikhochschule Gesang studieren, durch die Armverletzung war an ein Musikinstrument nicht mehr zu denken. Mit einem merkwürdig berührenden Stolz sprach er 1959 davon, im Zellenbau sei eine ehrenwerte Gesellschaft versammelt gewesen: «Ferner waren bei mir SS-Generäle, ein Blutordensträger, ein SS-Reichshauptamtsleiter, zwei höhere SS-Richter, die gesamte rumänische Eiserner Garde, Wissenschaftler, Künstler und Erfinder.» Dazu noch ein griechisch-orthodoxer Erzbischof, der einstige holländische Kriegsminister, der italienische Partisanengeneral Sante Garibaldi (1885-1946) – ein Enkel des berühmten italienischen Freiheitshelden Giuseppe Garibaldi

(1807-1882) –, ein Graf mit Tochter, der Abt eines Klosters, Pastor Niemöller und katholische Geistliche.

Bei Elser's Einlieferung hatte Lechner Dienst: «Elser war äusserlich unscheinbar, heruntergekommen, abgemergelt, ein Wrack. [...] Er war ausgesprochen teilnahmslos. Elser kümmerte sich um gar nichts. Ein menschliches Wrack.» Anweisungen, was mit Elser zu geschehen habe, kamen per Telefon aus der Kommandantur im Wachgebäude am Lagereingang. Elser habe Zelle 6 zu beziehen, sein Name sei nicht ins Wachbuch einzutragen, er sei Tag und Nacht zu bewachen, unter keinen Umständen dürfe er mit anderen Häftlingen in Verbindung kommen, kein anderer dürfe ihn auch nur sehen.

Vor Elser's Zelle sass ein SS-Mann auf einem Hocker, zwei Wachen hielten sich ständig in der Zelle auf. Bald wurde Elser in die Zellen 2 und 3 verlegt. Nach drei Tagen erhielt er Hobelbank, Werkzeuge und Holz, womit er sich bevorzugt beschäftigte, wenn er nicht apathisch auf seinem Bett lag. Elser's Foto war verschwunden, man hatte es ihm bei der Übersiedlung aus Sachsenhausen abgenommen; wenn Elser verschwindet, soll keine Spur von ihm bleiben. Geplagt von äusserster Nervosität war Elser Kettenraucher geworden, nur er bekam sogar die tägliche Sonderration von 40 Zigaretten. Mit seinem Appetit ging es weiter bergab, er war magenkrank.

Elser schnitzt gerne Figuren, abends spielt er am liebsten auf seiner selbst gebauten Zither. Deren Klang empfindet selbst Lechner, der anspruchsvolle Freund klassischer Musik, als angenehm. Der Münchner hat ein Gespür für die groteske Situation. Wer abends in den linken Flügel des Bunkers kommt, dem klingt im engen, schäbigen, schlecht beleuchteten Flur wehmütige Zithermusik aus einer untergegangenen, gemütvolleren Zeit entgegen, von unsichtbaren Händen gespielt.

Auf Elser's sehnlichsten Wunsch kauft Lechner ihm in München eine Sammlung Wiener Lieder für Zither, von seinem eigenen Geld. Elser ist selig, er findet darin sein Lieblingslied seit Sachsenhausen. Der Text ist ein Schmarn, so könnte man zuerst empfinden, aber Elser hat in dieser Todesfabrik keinen anderen Trost. Es handelt sich um die Titelmelodie aus dem Wien Film «Wir bitten zum Tanz»

(1941), einer Filmkomödie. Die Worte stammen vom Wiener Dichter Josef Petrak (1908-1979), die Musik von Anton Profes (1896-1976), meist in g-moll gehalten. Petrak schrieb auch die Lieder zur Nestroy-Verfilmung der Zauberposse «Lumpacivagabundus» (1936). Petraks Lieder leben noch heute in Volksmusik-Sendungen, sie gehören zum klassischen Wiener Liedgut. Profes zählt zu den erfolgreichsten Komponisten, seine bekanntesten Melodien haben Schwung: «Am Sonntag will mein Süßner mit mir segeln geh'n» und «Kauf dir einen bunten Luftballon». Bekannt auch seine Eingangsmelodie zur «Sissi-Trilogie».

Elser kann die Melodie in Sachsenhausen seit 1941 nur aus dem Radio gehört haben. Sie begleitete seine Gefühle durch die ganze Lagerzeit. In den Hauptrollen des Filmes «Wir bitten zum Tanz» agierten die Volksschauspieler Hans Moser (1880-1964) und Paul Hörbiger (1894-1981). Zusammen singen sie das Duett, das zu Elsers Trostmelodie im Sterben wurde. Ein langsamer Walzer – Elser hatte gerne getanzt und mit dem Kontrabass zum Tanz aufgespielt. Und er war ein Liebhaber der Frauen. Die schönsten Erinnerungen dürften ihn bei diesem Lied begleitet haben.

Besungen wird in diesem Ohrwurm ein friedliches Wien, fernab vom Krieg und vom Nazialltag: «Perle im Donautal, reizendes Wien, in jedem Glaserl liegt ein kleines Märchen drin! Märchen von dazumal, voll Poesie, bis erklingt im Innern von uns ältern Wienern eine süsse Melodie.» Die zweite Strophe konnte Elser auf sich beziehen, körperlich war er bereits ein Greis. «Du warst jung, ich war jung, das ist vorbei, nur die Erinnerung bleibt jetzt noch für uns zwei! Du warst fesch, ich war fesch und so verliebt, denk' nur an die Schätzerin, an die süssen Fratzerln, weil's ja doch nichts Schön'eres gibt.» Der Refrain: «Ich trag im Herzen drin ein Stückerl altes Wien, ein bisserl Seligkeit aus dieser Zeit.»

Gerade weil Elser nie in Wien gewesen ist, kann die Stadt für ihn Flucht und Hoffnung zugleich bedeuten, Ziel seiner letzten Sehnsucht. Als er in Dachau das Lied zum ersten Mal spielt, mit brüchiger Stimme singt und im Text steckenbleibt, stürzen ihm Tränen in

die Augen. Dem SS-Mann Lechner, der das Lied aus dem gespenstisch beleuchteten Flur hört, schlägt die Trostlosigkeit aufs Gemüt.

«Meine Tage sind gezählt, das weiss ich längst», pflegt Elser zu Lechner zu sagen. Auf einmal bricht es aus Elser heraus: «Sie kennen sich doch bestimmt aus. Was ist eigentlich schöner, 's Vergasen, 's Aufhängen oder der Genickschuss?» Elser weiss schon lange Bescheid. Lechner ist entsetzt über Elsers brutale Offenheit und beruhigt den Gefangenen, der sich aber nicht für dumm verkaufen lässt: «Ich weiss es viel besser. Ich leb nicht mehr lange.»

Beide reden stundenlang miteinander, Elser ist keineswegs stumm. Nach einigen Tagen erfährt Lechner, wer der Gefangene vor ihm ist. Ein letztes Mal muss Elser sich ausfragen lassen, ob er der alleinige Täter war. Und er erzählt, was er immer erzählt hat: «Ich hab's ganz allein getan.» Elser ist zu kurz bei Lechner, als dass die Gerüchte der SS, der politischen Häftlinge und sonstiger Neidhammel schon herangekrochen wären. Mit Genugtuung sagt er: Nur ein alter Mann in der Türkenstrasse habe ihm geholfen, der habe nach Werkstätten gesucht und Besorgungen gemacht. Es freut Elser bis in den Tod, dass die Gestapo diese Spur nicht gefunden hat.

Auch Lechner will das Motiv für das Attentat wissen, obwohl es strengstens verboten ist, danach zu fragen. Elser: «Ich musste das tun, denn Hitler war zeitlebens der Untergang Deutschlands. Wissen Sie, Herr Lechner, nicht dass Sie glauben, ich bin da irgendwie ein eingefleischter Kommunist, das bin ich nicht. Ich hege Sympathie zu Ernst Thälmann, aber Hitler zu beseitigen, das wurde mir einfach zur fixen Idee. Ich habe gewusst, dass ich ein grosses Risiko eingeehe, ich habe aber nicht gedacht, dass ich erwischt werden könnte. Aber Sie sehen ja, ich sitze vor Ihnen, ich bin erwischt worden, und nun muss ich dafür bezahlen. Hätten sie mich gleich hingerichtet, das wäre mir viel lieber gewesen.» Und Lechner beobachtet, wie Elsers Hände zittern.

Ab Anfang März 1945 hören die Gefangenen den Donner der amerikanischen Artillerie näherkommen. Elser zu Lechner: «Ich be-

reue nicht, was ich getan habe, es nützt mir ja auch nichts mehr. Ich glaubte, ein gutes Werk zu vollbringen. Das ist mir nicht gelungen, und jetzt eben muss ich die Konsequenzen ziehen, und ich fürchte diese Konsequenzen, und Tag und Nacht denke ich daran, was für einen Tod ich erleiden werde.»

Auch Lechner macht sich seine Gedanken – so in der Version von 1959 – und offenbart dabei, wie himmelweit er, der kunstsinnige, aber opportunistische Geschäftsmann von der Aufrichtigkeit Elsers entfernt ist. Elser sei «der einfachste und primitivste Sonderhäftling» gewesen, sagt Lechner nach dem Krieg. Die Herren Generale waren für Lechner etwas Besseres, selbst wenn sie in SS-Uniform steckten. In Lechners arrogantem Ton richtet die restaurative Tendenz der besseren Gesellschaft über jemanden, der ganz allein Widerstand geleistet hat. Und das wollte man nicht hinnehmen.

«Elser war ein harmloser einfacher Mensch und fast etwas einfältig. Übergrosse Intelligenz kann man Elser gewiss nicht nachsagen.» So tönt es bei Lechner, und so wird man es noch jahrzehntelang hören, bis in unsere Tage. Der Historiker Hans Rothfels (1891-1976) wird durch Lechner vorweggenommen: «Er [Elser] war ein Fanatiker.» Der Dachauer Zeitzeuge Lechner bekommt kurz Gewissensbisse, danach greift er noch viel übler an. Wir sehen, wieviel braune Farbe unter der Anpassung geblieben ist, im Jahr 1959: «Er war ein guter Mensch, aber auch ein ganz grosser Zyniker. An den Machthabern des Dritten Reiches liess er überhaupt kein gutes Haar.» Der Mozart-Liebhaber Lechner war viel «gerechter» und verschonte in seinen vielen Schilderungen über seine Lagerzeit konsequent alle, die er in Dachau hatte quälen oder morden sehen. Als er nach Elsers Mörder gefragt wird, will er niemanden belasten, der jetzt wieder gut im Geschäft ist. Er deckt, ohne es selbst zu wissen, einen schon lange in Heilbronn begrabenen SS-Mann, die Treue des Männerordens dauert über das Grab hinaus.

Lechner verbesserte schlagartig seine Meinung vom toten Elser, als er im Jahr 1965 im Zuchthaus Landsberg einsass, Gefangener Nr. 506/65. Jetzt war Elser auf einmal der Beste, und es war chic, ihn

als Kommunisten herauszustreichen – worauf Elser ja gar keinen Anspruch erhoben hatte. Lechner diktierte in Landsberg einen grossen Erinnerungsbericht an den Zentralrat der Juden in Deutschland. Ein Bittbrief, man möge seine Familie in ihrer wirtschaftlichen Not unterstützen. – Einige Fehler mögen auf das Diktat zurückgehen, Lechner konnte mit dem rechten Arm nicht mehr schreiben.

Symptomatisch gleich zu Anfang die Weinerlichkeit der Nazis, er beklagt sich, dass es noch immer keinen Abschluss der Kriegsverbrecherprozesse gebe. Schon 1965 waren ihm diese Prozesse zu viel, es hatte ihn selbst getroffen, wo er sich doch bisher als der lebenswürdigste aller SS-Männer stilisiert hatte, angeblich von allen Häftlingen im Bunker von Dachau hoch gelobt. Lechner war am 14. Februar 1942 vor Leningrad schwer verwundet worden, in der SS-Polizei-Division, also der Waffen-SS. Neben fünf Verdienstmedaillen, die ihm noch immer sehr wichtig waren, egal was er dafür wem angetan hatte, behielt er vom Einsatz bei der SS-Polizei einen gelähmten rechten Arm. Am 13. Juni 1943 wurde er nach Dachau versetzt. Aus Lechners Brief, der viel über die Verdrängung eines wirtschaftlich gescheiterten SS-Mannes sagt, sei das Stück über Elser zitiert:

«Die Tage des Münchner Bürgerbräuattentäters Georg Elser [!] erschienen plötzlich als gezählt. Was bis dahin noch nie eingetreten [war], ereignete sich am selben Tag. Zum 1. Mal erschien der Lagerkommandant gemeinsam mit dem Lagerarzt im KA [Kommandanturarrest]. Elser [!] wurde gründlich untersucht und erwies sich als gesund. Dann wurde Order gegeben, ihn noch gründlicher als bisher zu bewachen, obwohl in dieser Beziehung eine Steigerung gar nicht mehr möglich war. Elser standen 2 Zellen zur Verfügung. Die 2. Zelle war als Tischlerei eingerichtet. Elser, von Beruf Tischler, arbeitete täglich freiwillig 9 [!] Stunden und fertigte sich eine wundervolle Zither. Er lebte in strengster Absonderung und wurde Tag und Nacht bewacht. Nachtsüber war seine Zelle von einer besonders grellen Glühbirne beleuchtet, und vor der offenen Zellentür sass ein Wachmann.

Elser [!] wurde seit seiner Festnahme wie ein rohes Ei, ein seltenes Kleinod behandelt. Er ass so gut wie nichts und war der typische Kettenraucher. Obwohl mit einer Sonderration an Zigaretten bedacht, reichte sie bei ihm bei Weitem nicht aus. Während des Hofganges der anderen Zellenhäftlinge liess ich ihn in deren Zellen huschen, wo er eilig alle greifbaren Zigarettenstummel zusammenraffte.

Elsner [!], dessen Vorbild Thälmann war, hat sich immer als klassischer Kommunist [!] bekannt. Ich war ihm in Freundschaft verbunden, bewunderte die Tapferkeit, den Mut und die Umsicht des äusserlich gesehen unscheinbaren Mannes, die er bei dem Attentat bewies und das nur an einem böartigen schicksalhaften Zufall scheiterte. Denn – so viel darf man ohne Bedenken annehmen, bei Gelingen des Attentäters wäre es schwerlich zum 2. Weltkrieg gekommen.

Umgekehrt war Elser [!] auch mir zugetan. Ich unterhielt mich stundenlang mit ihm, und in der ihm eigenen Offenheit berichtete er mir rückhaltlos. Nach ungezählten Gefälligkeiten, die ich ihm erwies, händigte er mir 4 Wochen vor seinem Tode einen Brief aus, der in detaillierter Form den Ablauf des Attentats authentisch abrollen liess.

Unerfahrenheit, Rücksicht auf meine Familie und der grenzenlose Hass auf alles, was sich SS nannte, mussten mich bewegen, nach Kriegsende dieses historische Dokument zu vernichten.

Hätte Deutschland den Krieg gewonnen, hätte es um Elsner [!] einen Schauprozess gegeben, der Gelegenheit bot, alle Schuld auf die englischen Drahtzieher abzuwälzen. Elsers [!] ganzer Stolz war seine selbst gefertigte Zither, die er soeben fertigstellte. Er beherrschte das Notenlesen und bat mich, Noten zu besorgen.

Was er wünsche, meinte ich.

„Ich liebe über alles Wiener Lieder, und Sie können noch ein christliches Lied mitbringen und zwar ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‘, sagte er. [Text: Johann Christian Fürchtegott Gellert, Musik: Ludwig van Beethoven]

Dies war ein eigenartiger Wunsch angesichts der Tatsache, dass

er Kommunist war. Für 30 DM [tatsächlich Reichsmark], die ich aus eigener Tasche von meiner kargen Löhnung abzweigte, brachte ich ihm das Gewünschte mit.

Die Zither wurde eingeweiht. Er stimmte das Lied ‚Die Himmel rühmen‘ an. Plötzlich brach seine Stimme abrupt ab, er begann zu weinen. Ich versuchte, ihn zu beruhigen, dann stellte er folgende Frage: ‚Herr Lechner, was ist der schönere Tod, vergasen, erhängen oder erschiessen?‘

‚Herr Elser‘, sagte ich, ‚hier wird 1. nicht vergast, und 2. sind Sie schon zu lange hier, als dass Sie noch etwas zu befürchten hätten.‘

Doch Elser war schon von Todesahnung erfüllt. Ausgerechnet an einem Tage, wo ich abwesend war und sein sehnlichster Wunsch nach geistlichem] Beistand deshalb nicht erfüllt werden konnte, holte man Georg Elser ab. Sein Leben endete durch einen Genickschuss, wie ich zuverlässig erfuhr.»

1965 verkniff sich Lechner, Elsers Mörder zu nennen, wie ihm auch sonst ständig die Namen von belasteten SS-Leuten nicht mehr einfielen. Erst als er am 21. April 1966 in München erneut verhört wurde, wusste er den Namen des Mörders wieder.

Es ist ein Jammer, dass der kopflose Lechner Elsers einzige Darstellung seines Anschlags vernichtete. Was daran hätte ihn belastet? Er hätte zu Elsers Ende gefragt werden können, und da hatte er Angst vor den alten SS-Leuten in München, von denen er sich wirtschaftlich abhängig fühlte. Er setzte lieber auf die alten Seilschaften als auf historische Wahrheit.

Nach Lechners Darstellung von 1959 blieb sich Elser selbst im Untergang treu: «Ich habe wenigstens die eine Genugtuung, wenn es auch keine Genugtuung mehr ist, dass die auch alle samt und sonders auf gehängt werden!» Das taten nur die Amerikaner in den beiden grossen Dachau-Prozessen: Die schlimmsten 27 Massenmörder wurden Ende 1945 hingerichtet. Die Sowjets dagegen verschonten im Sachsenhausen-Prozess jeden Mordbanditen, in der Hoffnung, dadurch die Kriegsgeneration politisch für sich zu gewinnen.

Die relativ freundliche Stimmung im Lager gegenüber dem Sonderhäftling Elser schlägt um, als Pastor Niemöller von Elsers Anwesenheit hört. Noch immer kennt der Pastor nichts anderes als Elsers Foto aus der SS-Zeitschrift von 1939. Als letzter Beweis für die Identität des Häftlings dient ihm die Hobelbank. Der Sonderhäftling Niemöller, ein international geschätzter Kirchenmann, wirft sich zum Richter über einen gebrochenen Häftling auf, ohne je mit ihm gesprochen zu haben. Niemöller will die anderen Geistlichen, Katholiken, aufhetzen, er steckt ihnen, wer dieser Elser sei, der zur Tarnung nur «Eller» genannt werden darf. Die Priester wählen, um der Gefahr zu entgehen, einen eigenen Tarnnamen: «der Zitherspieler». Auch ihnen schaudert es bei dem schwermütigen Zitherspiel des Totgeweihten.

Als Elsers Prophezeiung bekannt wird, er werde die Haft nicht lebend verlassen, schwächt sich die Feindschaft der Mitgefangenen ab. Auf Dr. Michael Höck (1903-1996), Leiter des Priesterseminars Freising und Gestapo-Häftling seit 1941, macht Elser einen erbarungsvollen Eindruck, was endlich das Vorurteil seiner Privilegien sprengt. Höck bespricht sich mit Johannes Neuhäusler (1888-1973), vor seiner Verhaftung Domkapitular in München. Die Geistlichen «fassen sich ein Herz», wie sie sagen, und schicken Elser durch einen SS-Mann «auf Ostern ein Paket mit Lebensmitteln wie Oster Eier, Fladen usw.». Genau genommen geschieht es in der Woche nach Ostern, am Donnerstag, 5. April 1945, die Priester geben aus den Osterpäckchen ihrer Gemeinden etwas ab. Elser weint vor Freude darüber, dass es noch Menschen gibt, die an ihn denken.

Bei Bombenangriffen auf München liegt Elser im Splittergraben manchmal neben dem Priester Karl Kunkel (geb. 1913), der im März 1945 als Sonderhäftling aus Ravensbrück gekommen war. Elser erzählt nichts über sein Attentat. Einmal sind die beiden während eines Voralarms für den nächsten Angriff zusammen im Wachzimmer. Elser meint, er sei ein Nacht-und-Nebel-Häftling, seine Angehörigen wüssten nichts von ihm. Er schaut zum Fenster hinaus und stellt die Frage aller zum Tod Verurteilten: «Ich bin gespannt, wie

es mit mir einmal ausgeht.» Ausgerechnet ein SS-Mann will geistlichen Trost spenden: «Wo die Not am grössten ist, ist der Herrgott am nächsten.» Elser, immer Realist und kein Freund von Vertröstungen, zweifelt daran, ob Gott sich seiner annehme. Kunkel schliesst seine Erinnerungen mit einer moralinsauren, humorlosen Bemerkung: «Aufgefallen ist mir bei Elser, dass er sich gerne von den SS-Leuten unsittliche Geschichten erzählen liess.» Nicht einmal eine kleine Aufmunterung mit erotischen Spässen wird Elser gegönnt. Kunkel bezeichnete Elser in seinem Tagebuch als einen «ziemlich heruntergekommenen, demoralisierten Menschen», dennoch gab er zu, die Hinrichtung habe ihn sehr ergriffen.

Die Zeit Hitlers und seines Attentäters neigte sich zu Ende. Hitler verliess in Berlin seit dem 11. März 1945 seinen Bunker im Garten der Reichskanzlei nicht mehr. Am 2. April diktierte er Bormann sein politisches Testament: Ein letztes Mal zuckt die krankhafte Logik auf, dass man umso sicherer siegt, je tiefer es nach unten geht. «Je mehr wir zu leiden haben werden, umso augenfälliger wird das unvergängliche Reich wiederauferstehen!» Hitler glaubte, man werde ihm ewig dankbar sein, dass er die Juden in Deutschland und Mitteleuropa ausgerottet habe.

Drei Tage später, am 5. April, bekam der Sicherheitsdienst-Chef Ernst Kaltenbrunner (1903-1946) von Himmler nach Audienz bei Hitler den Auftrag, das Schicksal der politischen Sonderhäftlinge zu entscheiden. Zum engsten Kreis der letzten Opfer zählte Georg Elser. Den Hinrichtungsbefehl unterzeichnete Heinrich Müller am selben Tag und gab ihn am 7. April dem SS-Mann Wilhelm Gogalla auf die Reise in den Süden mit, Richtung Dachau.

Der «Schnellbrief» war an den Kommandanten des KZ Dachau adressiert und regelte die Überstellung prominenter Sonderhäftlinge, befahl die gute Behandlung anderer, die beiden englischen Geheimdienstler Best und Stevens dürften keinen Kontakt miteinander aufnehmen – was nichts Neues war. Doch bei Elser, der mit dem Decknamen «Eller» genannt wird, liege von «höchster Stelle» eine

besondere Weisung vor. Damit war Hitler gemeint.

«Auch wegen unseres besonderen Schutzhäftlings ‚Eller‘ wurde erneut an höchster Stelle Vortrag gehalten. Folgende Weisung ist ergangen:

Bei einem der nächsten Terrorangriffe auf München bzw. auf die Umgebung von Dachau ist angeblich ‚Eller‘ tödlich [!] verunglückt.

Ich bitte, zu diesem Zweck Eller in absolut unauffälliger Weise nach Eintritt einer solchen Situation zu liquidieren. Ich bitte, besorgt zu sein, dass darüber nur ganz wenige Personen, die ganz besonders zu verpflichten sind, Kenntnis erhalten. Die Vollzugsanzeige hierüber würde dann etwa an mich lauten:

„Am ... [Punkte im Original] anlässlich des Terrorangriffs auf ... [Punkte im Original] wurde u.a. der Schutzhäftling ‚Eller‘ tödlich [!] verletzt

Nach Kenntnis dieses Schreibens und nach Vollzug bitte ich, es zu vernichten.»

Darunter findet sich die unleserliche Parafe von Gestapochef Heinrich Müller, die seine Freundin nach dem Krieg als echt erkannte.

Der SS-Mann Gogalla, ein gelernter Metzger, Gefängnisverwalter im Hausgefängnis der Berliner Gestapozentrale, bekam den Befehl, Sonderhäftlinge in die Alpen zu führen. Er startete am Samstag 7. April mit einem Lastkraftwagen unter Gestapobegleitung und dem SS-Offizier Walter Huppenkothen (1907-1979) vom RSHA, nahm Sonderhäftlinge aus Buchenwald mit und machte Station im KZ Flossenbürg. Dort lieferte er mit einem Hinrichtungsbefehl Admiral Canaris, Dietrich Bonhoeffer und andere ab, die am Morgen der Weiterfahrt, am 9. April, gehenkt wurden. Im Behelfs-KZ Schönfeld im Bayerischen Wald (Nebenlager von Buchenwald) sammelte Gogalla noch den Engländer Best und den Russen Korokorin ein. Abends gegen 21 Uhr traf der Transport in Dachau ein. Die Häftlinge mussten eine Stunde auf dem Lastwagen warten, zuerst sollte Elser ermordet werden.

Den verschlossenen Befehl übergibt Gogalla dem Kommandan-

ten Eduard Weiter (1889-1945), der ihn öffnet und an den Verantwortlichen für die Sonderhäftlinge im Bunker, Edgar Stiller, weiterreicht. Die Bürokratie des heimtückischen Massenmordes funktioniert pedantisch bis zum letzten Augenblick. Auch jetzt bringt die «Politische Abteilung» ihren Eingangsstempel links oben an und notiert den Eingangstag 9.4.1945 und die Tagebuchnummer. Anfang Mai wird es Best in Südtirol gelingen – wenigstens hier ist er einmal auf Draht –, diesen Brief aus Stillers Aktentasche zu holen, kurz vor der Befreiung und bevor Stiller auch dieses Papier vernichten kann.

Wie üblich ruft jemand aus der Kommandantur im Zellenbau an und befiehlt dem SS-Mann Ludwig Rottmaier: «Schorsch zum Tor!» Heute Abend gab es Elsers Lieblingsessen, das ihm mit seinem mittlerweile chronischen Magenleiden noch am besten bekommt: Griesbrei mit Kirschenkompott. Rottmaier geht aus der Wachstube des Bunkers zu Elsers Zelle und ruft ihn heraus, er solle mitkommen zum Verhör. Aber Elser ist seit Jahren nicht mehr verhört worden. Warum jetzt, wo das Kriegsende so nahe bevorsteht und man eher auf eine Evakuierung des Lagers wartet? Die Gerüchte flunkern bald, Elser sei verlegt worden. Doch Elser nimmt kein Gepäck mit. Seine beiden Zellen werden schon am selben Abend den französischen Sonderhäftlingen Léon Blum (1872-1950) und seiner Frau zugewiesen.

Georg Elser zieht seinen Mantel an, setzt jedoch nicht seinen Hut auf, geht auf den Flur, wo er Dr. Lothar Rohde in der Zelle ihm gegenüber sieht, und tauscht mit ihm einen Blick, dem Rohde entnimmt, dass Elser das Ende erwartet. Elser geht ohne Aufregung und ohne sich zu wehren, das hat man im KZ verlernt, und er konnte es schon an der Grenze in Konstanz nicht. Der als brutal bekannte SS-Mann Fritz Mertens, vor Kurzem aus Buchenwald gekommen und jetzt in Dachau Vernehmungsführer, und eine zweite Wache führen Elser durch das innere Tor vor dem Zellenbau ins allgemeine Lager hinaus, zum Wachhaus am Lagereingang. Elser könnte noch glauben, es gäbe eine Hoffnung, aber dann biegt sein letzter Weg ab, geht am elektrischen Zaun vorbei ans Lagerende und über den Bach

durch das kleine Tor zum Alten Krematorium. Es ist stockdunkel, nur bei diesem Törchen brennt ein kleines Licht.

Was zwischen den beiden Krematorien mit Elser geschah, ist lange unklar geblieben. Elser's Mörder tauchte in der Geschichte des Attentats nicht auf. Das Krematorium war wie der Bunker von der Lagerwelt völlig abgeschlossen, hierher durfte nur kommen, wer hier beschäftigt war. Deshalb gab es für die Massenmorde dort draussen auch kaum Zeugen, höchstens das Verbrennungskommando.

Das Krematorium lag jenseits der grossen Mauer inmitten eines kleinen Parks mit schönen, alten Bäumen. Ab März 1943 fanden hier regelmässig Hinrichtungen durch Genickschüsse statt. Dafür entstand eine eigene Anlage: Vor einem Kugelfang lag ein Holzrost über einem Graben. Von dieser Mordeinrichtung wussten viele Häftlinge, die Schüsse waren im Lager zu hören. Früher hatten jüdische Häftlinge die Verbrennungen erledigt.

Davon sprach der einstige Häftling August Ziegler (geb. 6. März 1900 in Mannheim): «Die Angehörigen des Kommandos, welches vor mir tätig war und das nur aus Juden bestand, hat Bongartz nach Angabe des Mahl gezwungen, sich selbst zu erhängen.» Im Krematorium geschahen die Erhängungen vor allem durch den Häftlingskapo Emil Mahl (1900-1967). In den Diensträumen nahm die Gestapo Verhöre vor, die mit schweren Folterungen verbunden waren und wegen des Schreiens der Gefolterten im allgemeinen Lager zu auffällig gewesen wären.

Am Krematorium arbeitete ein achtköpfiges Kommando mit dem Häftlingskapo Mahl, die Verantwortung lag beim Verwalter des Krematoriums, dem SS-Oberscharführer Theodor Heinrich Bongartz (1902-1945). In einem aufwändigen Untersuchungsverfahren des Landgerichts München II wurden ab 1950 von Dr. Nikolaus Naaff alle erreichbaren Personen befragt. Derjenige, der Elser's Todesumstände eigentlich am besten kennen musste, war der Häftling Mahl, ein Nazi aus Karlsruhe, dort wegen Unterschlagungen in der Parteizentrale straffällig geworden und nach verbüsster Haftstrafe in Dachau eingeliefert. Gegen den Rat der Funktionshäftlinge gab

er sich als Kapo am Krematorium zum Henker her, für Brotzulagen und Schnaps.

Mahl stand nach dem Krieg mit 37 SS-Leuten im ersten Dachau-Prozess vor einem amerikanischen Kriegsgericht und wurde im Dezember 1945 zum Tod verurteilt, dann zu zehn Jahren Haft begnadigt und 1952 «wegen guter Führung» aus der Festung Landsberg am Lech entlassen.

Noch in der Haft wurde Mahl als Zeuge vernommen und gab an, eines Nachts seien er und die Häftlinge am Neuen Krematorium von Bongartz angewiesen worden, das Gebäude nicht zu verlassen. Das Häftlingskommando hauste in den hinteren Räumen des Krematoriums. Später habe er, Mahl, von draussen einen oder zwei Schüsse gehört. Gegen 23 Uhr sei er von Bongartz gerufen worden, mit zwei Mann zu kommen und eine Leiche zu holen. Bongartz stand 50m entfernt und war in der dunklen Nacht nur an der Stimme zu erkennen. Das Kommando sah nur das Licht einer Taschenlampe. Mahl befahl den beiden Häftlingen, darauf zuzugehen. Kurz danach gingen drei oder vier SS-Männer durch das kleine Tor ins Lager zurück. Wer sie waren, konnte Mahl nicht erkennen. Er und seine beiden Träger trafen Bongartz neben einer Leiche stehend. Bongartz befahl, die Leiche sofort zu verbrennen. Anders als sonst durften der Leiche die Kleider nicht ausgezogen werden. Der Tote war etwas grösser als 1,69 m, schwächig, ohne Bart und ohne Glatze. Am nächsten Tag musste Mahl das Blut aus dem Gras entfernen.

Offensichtlich war Mahl bei diesem Verhör etwas verwirrt, er wusste nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Der einst zum Tode verurteilte Henker, seit sechs Jahren in Haft, hatte keine Ahnung mehr, wer der Tote war. Erst auf Vorhalt des Münchner Untersuchungsrichters und Landgerichtsrats Dr. Nikolaus Naaff (1894-1957) schloss er, es müsse Elser gewesen sein, denn in diesen Tagen habe es nur zwei Erschiessungen gegeben, und die Erschiessung des französischen Resistance-Generals Charles Delestraint (1879-1945) habe bei Tageslicht stattgefunden.

Ein Jahr später, im Juli 1952, erklärte Mahl sich plötzlich zum Antifaschisten, spekulierte auf eine Haftentschädigung und schrieb

an das Landesamt für Wiedergutmachung nach München, «restlos alle Dinge und Morde klarzulegen u. nachzuweisen». Alle Unstimmigkeiten werde er aufklären. «Ja, ich bin bereit, an Ort und Stelle vor allen Nationen alle Einzelheiten u. Verbrechen der SS klarzulegen.» Als Grund nannte er im damaligen Ton der Antifaschisten: «Wenn ich mich dazu bereit erkläre, so nur deshalb, weil ich mich als ehern. Häftling verbunden fühle mit den toten u. lebenden Kameraden und ich mir keiner Schuld bewusst bin. Jeder einzelne Mord und wo die Überreste ruhen, soll und muss die Welt wissen. Ja noch mehr. Alle sollen wissen, mit welchen Mitteln man die Kameraden in den Tod geschickt hat, denn über diese verruchbare [!] Stätte darf kein Gras wachsen zum steten Gedenken an unsere tote[n] Leidenskameraden.» Mahl schlug einen Rundgang durch das Lager vor.

Bei der Befragung durch die Justiz nahm Mahl den Mund noch voller und holte zu einem Rundschlag aus: Alles, was bisher über Dachau verhandelt wurde, beruhe «auf Schwindel und Betrug». Er könne feststellen, wo jeder einzelne Mord in Dachau begangen wurde, ausser vielleicht in ein bis zwei Fällen. Nicht gerade eine besonders kluge Behauptung. Dennoch machte sich Dr. Naaff die Mühe, Mahl zwei Tage lang in Karlsruhe zu vernehmen.

An jenem Abend des 9. April 1945 habe Bongartz gesagt, das Häftlingskommando dürfe das Krematorium nicht verlassen. Wenn sie aber Schüsse hörten, sollten sie sofort mit einer Tragbahre kommen. Für diesen Fall waren die Häftlinge August Ziegler aus Mannheim und Franz Geiger aus Augsburg vorgesehen. Zwischen 22 und 23 Uhr hörten die drei Schiessen. Sie nahmen die Tragbahre und gingen auf eine Taschenlampe zu, die rund 25m vor der Tür des neuen Krematoriums im Park leuchtete. Am Tatort lag ein toter Mann, mit dem Gesicht auf der Erde. Nach Mahls Überzeugung hatte Bongartz den Mord alleine begangen. «Bongartz hat, wie ich aus meiner Tätigkeit als Kapo mit ruhigem Gewissen und mit aller Bestimmtheit behaupten kann, alle derartigen Morde im Gelände des Krematoriums persönlich begangen. Er hat viele Verbrechen auf

dem Gewissen und war in meinen Augen ein ganz gewissenloser Verbrecher.» Zuletzt erinnerte sich Mahl, dass Elser nur einen Genickschuss aufwies und beim Eintreffen des Kommandos schon tot war. Mahl kannte Elser bisher nicht. Erst als er in der Landsberger Haft in einer Zeitschrift Elsers Bild fand, erkannte er den Toten jener Nacht wieder.

Genauere Angaben konnte 1951 das einstige Mitglied des Verbrennungskommandos August Ziegler machen. Ab Weihnachten 1944 nahmen in Dachau die Leichen Verbrennungen zu, täglich waren es 200 bis 250 Leichen, vier Öfen standen im Betrieb. Später wählte die SS Massengräber, um Koks zu sparen. Zur Zeit von Elsers Tod wurden nur noch Erhängte und Erschossene verbrannt. Erschiessungen fanden auf dem Platz vor dem neuen Krematorium statt. Die Opfer mussten sich nackt ausziehen, wurden zum Kugelfang in den Hof geführt, hatten mit dem Gesicht zum Kugelfang niederzuknien und erhielten von Bongartz, gelegentlich auch vom Lagerführer Friedrich Ruppert, einen Genickschuss. Manchmal befand sich ein Arzt dabei. Augenzeugen waren strengstens verboten, aber die Häftlinge trieb die Neugier hinaus, wie Ziegler zugab: «Den Erschiessungen konnten wir aus der Ferne zusehen.» Dann mussten die Häftlinge mit der Tragbahre hinausrennen und die Toten in die Leichenhalle tragen. Sie hatten Bongartz darauf aufmerksam zu machen, wenn ein Opfer noch lebte, dann gab Bongartz einen Fangschuss ab.

Ziegler schlief am Abend des 9. April 1945 bereits. Nach ihm könnte es 22 Uhr gewesen sein, als Mahl hereinstürzte, ihn weckte und vor Eile nicht mal Schuhe und Jacke anziehen liess. Draussen war es so finster, dass Ziegler dem vorausgehenden Mahl nur auf Zuruf folgen konnte. Bei einem Rondell stand Bongartz, die Hände in den Taschen, neben ihm eine Leiche, der Erinnerung nach auf dem Rücken. Ziegler wusste sofort, dass nur Bongartz der Täter sein konnte. Die Leiche war frisch, das Blut noch nicht geronnen. Ziegler beschmierte beim Transport seine Hose und Hände mit Elsers Blut. Der Tote war klein, schwächling, trug gute Kleidung, keinen Hut, war glattrasiert. Am nächsten Tag wurde er verbrannt.

Nach langen Ermittlungen formulierte Dr. Nikolaus Naaff am 8. November 1954, dem 15. Jahrestag von Elser's Anschlag auf Hitler: Elser sei am 8. April 1945 von Theodor Heinrich Bongartz erschossen worden. Nur im Datum blieb ein Irrtum stehen: Den Genickschuss gab Bongartz einen Tag später ab, am 9. April 1945.

Naaff war ein weisser Rabe im politischen Sumpf Münchens. Dass er so unbeugsam nach Kriegsverbrechern suchte, hatte mit seiner Herkunft zu tun. Er war kein Bayer, sondern Deutschböhme, geboren 7. Dezember 1894 in Karlsbad und alles andere als ein sudeutsche deutscher Nazi. Während nach 1918 in Deutschland die Juristen die Weichen eher zur äussersten Rechten stellten, promovierte Naaff in Prag am 18. Juni 1920 als Jurist an der Deutschen Karl-Ferdinand-Universität, getragen vom freiheitlich-demokratischen Geist der jungen tschechoslowakischen Republik unter Tomas Garryk Masaryk (1850-1937). Auch als er ab dem 1. April 1920 in Bayern als Rechtspraktikant im Justizdienst arbeitete, glich er sich nicht dem antidemokratischen Geist des Landes und seiner Berufskollegen an. Die Spruchkammer Dachau entschied am 14. Oktober 1946, Naaff werde eingestuft als vom Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus nicht betroffen. Das war höchst selten.

Naaff war der ideale Untersuchungsrichter, um sich den starken NS-Seilschaften im Freistaat Bayern zu entziehen. Ohne ihn wären Elser's Ende und viele Verbrechen in den Lagern nie aufgedeckt worden. Seine jahrelangen Nachforschungen, die ihn auf strapaziösen Dienstfahrten mit Eisenbahn und Bus durch die ganze Republik trieben, um Zeugen und Beschuldigte zu vernehmen, untergruben seine Gesundheit. Er starb schon am 2. Juni 1957 in Dachau, ohne je Anerkennung gefunden zu haben. – Ehre seinem Andenken.

Als am 10. April 1945 bei Dienstbeginn der Zeuge Jehovas Wauer Elser vermisste und fragte, wo Elser sei, bekam er vom Wachhabenden die Antwort: «Den können Sie im Buch streichen, der ist überstellt.» Eigenartig, wo es doch anfangs geheissen hatte, Elser sei nicht ins Häftlingsbuch einzutragen.

Nach den Dachauer Gepflogenheiten ist anzunehmen, dass bei der Erschiessung Elser als Zeugen, aber nicht als Schützen dabei waren: die hohen SS-Offiziere Lagerführer Friedrich Wilhelm Ruppert (1905-1946), Lagerarzt Dr. Hans Eisele (1913-1967) und der Rapportführer Franz Böttger (1888-1946). Alle drei wurden im Dachau-Prozess von den Amerikanern zum Tod verurteilt, wobei die Ermordung Elser noch gar nicht verhandelt wurde, sie war nicht bekannt. Die Amerikaner liessen Ruppert und Böttger 1946 aufhängen. Eisele wurde durch die Intervention einflussreicher Kreise begnadigt und schon 1952 aus Landsberg entlassen. Der Massenmörder erhielt wieder eine Kassenzulassung als Arzt. 1958 floh er nach Ägypten, um nicht erneut vor Gericht gestellt zu werden.

Gegen 23 Uhr am 9. April 1945 wurden die noch immer am Dachauer Lagereingang auf dem Lastwagen wartenden Sonderhäftlinge vom Kommandanten überaus höflich empfangen. Als Best in den Zellenbau gebracht wurde, begrüßte ihn ein alter Bekannter aus Sachsenhausen, Paul Wauer, und sagte ihm, «der kleine Schorsch» sei auch hier gewesen. «Man hat ihn soeben weggeholt und erschossen.» Von Wilhelm Visintainer (geb. 2. Dezember 1897 in Elberfeld), einem Kalfaktor, der den Spitznamen «Kohlenklau» trug – womit man damals extremes Sparen von Brennmaterial bezeichnete – hörte Best, Elser sei mit einem Genickschuss umgebracht worden. Bei vielen setzte sich die Meinung fest, der Genickschütze könne nur Bongartz gewesen sein, nur er trug dort draussen eine Pistole.

Die Art, wie Bongartz Einzelopfer umzubringen pflegte, wird noch deutlicher beim französischen Resistance-General Delestraint. Hier standen Mahl, Ziegler und Geiger ausnahmsweise nur wenige Meter entfernt. Und es war hell, am 19. April um 11 Uhr. Erschiessungen waren damals nicht mehr üblich, die Auflösung des Lagers liess sich absehen.

Delestraint wurde angelogen, er werde entlassen. Man führte ihn zum Krematorium, vom Tor ging er den Weg dorthin allein. Der Augenzeuge Geiger war nicht weit weg. In der Nähe warteten schon die üblichen höheren SS-Offiziere. Ruppert begrüßte den General freundlich mit Handschlag und wies ihn an, vorne im neuen Crema-

torium seine Papiere zu holen. Delestraint war kaum 15 Meter dort-hin gegangen, da schlich sich Bongartz aus dem alten Krematorium heraus ihm nach, auf Turnschuhen und deshalb kaum zu hören. Ziegler sah, wie Bongartz von hinten schoss und der Gefangene vornüber aufs Gesicht fiel. Als Delestraint ins Krematorium geschleppt wurde und am Krematoriumsofen noch lebte, schoss Bongartz ihm seitlich durch den Mund und trieb einen Goldzahn heraus. Für Bongartz Anlass, sich mit einem weiteren Kunststück zu rühmen. Er erzählte gerne, er sei der beste Pistolenschütze im Lager. Bekannt war, dass seine Waffe locker sass.

Theodor Heinrich Bongartz, geboren 1902 in Krefeld, wütete vorwiegend im Umfeld des Krematoriums. Er hatte von 1922 bis 1930 in seinem erlernten Beruf als Gipser in Krefeld gearbeitet und es 1928 zum Meister gebracht. Im selben Jahr trat er in die SA, vier Jahre später in die SS ein. Dann wurde er Heizer und Maschinist bei der Heeresstandortverwaltung Krefeld. 1939 kam er zu einer Totenkopf-Standarte nach Brünn, 1940 in den Kommandanturstab des KZ Dachau und wohnte in der Schleissheimer Strasse 121. Seine erste Frau starb durch Freitod 1941, als Grund nannte er «Schwermut».

Zeitzeugen betonten, Bongartz habe «ein äusserst brutales Aussehen» gehabt. Nach Lechner war Bongartz am Ende der Dachauer Zeit «ganz gelb im Gesicht und sah fürchterlich aus». Ausserdem war er ein Quartalssäufer, der auch im Suff schoss. Ein Dachauer Polizist lieferte 1951 der Justiz eine Personenbeschreibung: «Etwa 1,73m gross, Gestalt schwächlich, auffallend gerade Haltung, schwarze Haare, linke Seite Scheitel, blasses Aussehen, Gesicht oval, starke schwarze Augenbrauen, leicht vorstehende Backenknochen, kein Schnurrbartträger, kein Brillenträger, besondere Merkmale: auffallend gerade Haltung und Gangwerk.»

Am Samstag, dem 28. April 1945, machte sich die SS aus dem Staub, einen Tag, nachdem der letzte der fünf Todesmärsche aus dem Lager aufgebrochen war. Vorher wurden das Krematorium gesprengt, im Zellenbau die Stehbunkerzellen zerstört und alle Akten verbrannt, soweit die Häftlinge sie nicht auf die Seite hatten schaf-

fen können. Die Hölle sollte ungeschehen gemacht werden – aber die Leichen lagen noch immer berge weise herum. Eine Woche zuvor hatte die Kommandantur an die Wachmannschaften gefälschte Wehrpässe, Wehrmachtsuniformen und Rucksäcke ausgegeben, alles neu.

Zu Beginn der Flucht am 28. April sass das Häftlingskommando vom Krematorium noch mit Bongartz auf einem Pferdefuhrwerk, unterwegs verdrückte sich einer der Häftlinge nach dem andern, Ziegler in München-Pasing. Bongartz schlug sich ebenfalls in die Büsche, er wollte vielleicht in die Heimat an den Niederrhein. Unterwegs erwischte ihn eine amerikanische Patrouille und brachte ihn ins Kriegsgefangenenlager Heilbronn-Böckingen. Dort starb er so rasch, am 15. Mai 1945, dass Freitod zu vermuten war. In der Heilbronner Totenliste steht «Oberfeldwebel, geboren 1901». Die für die SS typische Tätowierung der Blutgruppe war bei ihm noch nicht entdeckt worden. Als Todesursache wird Tuberkulose genannt, eine oberflächliche Angabe, die ohne Obduktion massenweise in die Totenliste eingetragen wurde. Die auffallend gelbe Hautfarbe kurz vor dem Tod legt eine andere Todesursache nahe: Hepatitis oder Leberzirrhose. Bongartz erhielt ein Grab in der Kriegsofopferabteilung des Friedhofs Böckingen, wo die Opfer des Bombenkrieges beigesetzt wurden, in Ehrengräbern. Bongartz in der Reihe 17 Grab Nr. 6.

Die SS setzte zu einem neuen Mythos an. Als Edgar Stiller 1967 nach Bongartz gefragt wurde, meinte er: «Ich habe nur gehört, möglicherweise von Mahl, dass er [Bongartz] kurz nach Kriegsende in einem Lager entweder von Häftlingen oder den Amerikanern erschlagen worden sein soll.» Der Massenmörder als Märtyrer? Oder als Opfer der eigenen SS-Leute, die ihn als Ballast beseitigen wollten?

Die Wirklichkeit sah weniger mythosfähig aus. Wie bei jedem Verstorbenen wurde der Leiche von Bongartz ein Namenszettel angeheftet. Nach diesen Zetteln erstellte der Friedhofsaufseher eine Totenliste, von der aus die Sterbeeinträge im Heilbronner Einwohnermelderegister vorgenommen wurden. Erst 1947 erfuhr seine Witwe in Dachau vom Tod und bekam seine letzten Habseligkeiten

ausgehändigt: «eine Briefmappe mit Papieren, ein Geldbeutel und ein Ring».

Nachdem durch die erste Auflage (1999) meiner Elser-Biografie Bongartz' Verbrechen der Heilbronner Stadtverwaltung bekannt geworden waren, liess sie das Friedhofsamt die Grabplatte entfernen – die sich jetzt in der Elser-Gedenkstätte Königsbronn befindet, in einem Abstellraum. Auf dem Friedhof ist eine Lücke zu sehen, die Fragen aufwirft. Ist es richtig, eine solche Korrektur klammheimlich vorzunehmen, wie wenn man etwas zu verbergen hätte? Warum keine Bekanntmachung? Wie steht es mit der Unverletzlichkeit der Totenruhe, die sonst so hoch gehalten wird? Hätte ich selber diese Platte entfernt, ich wäre verklagt worden. Darf eine Behörde die Totenruhe beenden? Wer ruht da eigentlich – die Platte oder nicht eher das Skelett des SS-Mörders? Wird dessen Totenruhe jetzt irgendwie beeinträchtigt, und wie soll ihn das überhaupt kränken?

Elsers Wachmann Lechner war nach Kriegsende über ein Jahr in einem Internierungslager. Für seine Entlastung hatte er vorgesorgt, indem er sich neben anderen auch von Georg Elser einen Persilschein schreiben liess. Aber in Lechners Spruchkammerakte findet sich heute Elsers Schreiben nicht. Vermutlich vernichtete Lechner auch dieses Papier, als Elser nicht mehr lebte. Lechner scheute die Frage der Spruchkammer und der Polizei: Wo ist Elser? Wer hat ihn umgebracht? Lechner hätte über die Hinrichtung aussagen müssen, und er wollte in nichts verwickelt werden.

Im Jahr 1965 führte der Internationale Suchdienst des Roten Kreuzes in Arolsen Elser auf der «Liste von Vermissten, die aus KZ-Lagern, bzw. Zuchthäusern noch nicht zurückgekehrt sind».

Die Bekannte eines Heidenheimer SS-Mannes nahm, als dieser als Dachauer SS-Mann in Haft sass, gleich nach Kriegsende mit den Elsers Kontakt auf. Sie hoffte, Georg Elser lebe noch, und spekulierte auf ein Empfehlungsschreiben. Der englische Geheimdienstler Sigismund Payne Best, der über Elser so viel Unsinn in die Welt gesetzt hat, nannte ihn in einem Brief von 1952 auf einmal «meinen armen kleinen Freund».

23 ABWEHR GEGEN DEN WIDERSTAND VON UNTEN

Elsers Anschlag hinterliess zwei Schutthaufen: den ersten im Bürgerbräukeller, den zweiten in den Köpfen der Deutschen. Der geistige Trümmerberg konnte erst in den letzten sechzig Jahren allmählich abgetragen werden. Die fixe Idee der Nationalsozialisten, am Ende vor allem Hitlers, bei Elser's Anschlag handle es sich um ein Komplott des britischen Geheimdienstes und Otto Strassers, überlebte nicht lange, aber sie förderte die Grundstimmung, den Nationalsozialisten könne man alles zutrauen. Dafür schien neben technischen Fragen vor allem das lange Überleben des Attentäters zu sprechen. Man war gewohnt, dass die Nazis ihre wichtigen Gegner sofort umbrachten. Die Gleichung war einfach: Wer noch lebt, ist Komplize. Dann hätte man freilich auch überlebende Mitverschwörer des 20. Juli verdammen müssen, die erst am selben Tag wie Elser hingerichtet wurden – im KZ Flossenbürg.

Den Reigen der Verleumdungen, Elser sei ein SS-Mann gewesen, der Anschlag ein Unternehmen der NS-Führung selbst, eröffnete nach dem Krieg ausgerechnet Martin Niemöller (1892-1984). Am 17. Januar 1946 sprach er über Elser in einer Rede vor Göttinger Studenten. Er berief sich darauf, als Häftling in Sachsenhausen und Dachau Augen- und Ohrenzeuge gewesen zu sein: Er habe mit Elser gesprochen. In den nächsten Veranstaltungen strickte Niemöller fleissig an seinem Märchenfaden weiter: Das Attentat sei «auf Befehl Hitlers erfolgt, um vor der breiten Masse den Glauben an die Vorsehung zu vertiefen». Elser sei «SS-Scharführer» gewesen, zwei Tage nach dem Attentat sehr sanft an der Grenze verhaftet, und habe im KZ «Vorzüge» genossen. «Eine grosse Wohnung, Rundfunk,

Bücherei und eine eigene Werkstatt standen ihm zur Verfügung.»

Diese Darstellung wurde in vielen Zeitungen und Rundfunkanstalten gedankenlos wiederholt und erreichte die Familie Elser, die nichts von Georgs Verbleiben wusste. In Stellvertretung für die ängstliche Mutter schrieb die Tochter Anna Lober an Niemöller. Zuerst bestritt sie vehement, dass Georg in der SS gewesen sei. Die Familie wolle endlich wissen, ob Georg überhaupt noch lebe.

Anna Lober drückte die Hilflosigkeit der Elsers aus: «Im Dritten Reich wurden wir verfolgt und eingesperrt, die ganze Familie, und jetzt widerspricht sich auch alles. Wer wird daraus klar, wer spricht die Wahrheit und wer lügt und wer hat gelogen? Wozu hat man uns alle dann damals als Gefangene bis nach Berlin geschleppt? Wir unschuldige Menschen von der Sache nichts ahnten.»

Ein kluger Einwand, der ohne Antwort blieb: Warum wurden die Elsers damals verhört und verfolgt? Wozu die ganze Kriminaluntersuchung? Diese Fragen stellten sich die Journalisten und Historiker in den nächsten Jahren nicht. Einem anderen Zeitgenossen schrieb Niemöller noch unverfrorener, so dass sich der spekulative Charakter seiner Aussage von selbst offenbart: «Ich bin überzeugt, dass der Anstifter Himmler hiess.»

Niemöller tischte nichts als KZ-Gerüchte auf. Tatsächlich habe er Elser nur einmal kurz sprechen können. Über das Attentat hätten sie nicht geredet, Elser habe ihm lediglich erzählt, seine Frau – gemeint war Elsa Härten – habe Niemöllers Buch *Vom U-Boot zur Kanzel* gelesen.

Im Namen der Mutter setzte sich Anna Lober zur Wehr: «Wissen Sie, Herr Pfarrer Niemöller, es ist sehr belastend für uns, dass alle Zeitungen und der Rundfunk in alle Welt hinausposaunen, dass mein Sohn bis 1939 in der SS [war]. Eine Zeitung brachte SS-Scharführer, die andern SA. Das alles ist nicht wahr. Er war bis zu seiner Festnahme 1939 in keiner Formation im Hitler-Regime. Das ganze Dorf kann es bezeugen.» Nun behaupte auch Dr. Lothar Rohde, Elsers Zellennachbar in Dachau, Elser selbst habe ihm seine SS-

Mitgliedschaft gestanden.

Mit dem Misstrauen gegen solche Zeugen erwies sich Anna ihres toten Bruders würdig: «Einer, der nicht mehr am Leben ist, kann sich nicht mehr verteidigen. Da kann man ruhig noch mehr auf ihn abladen.» Sie rechnete mit allen Schwätzern ab: «Es gibt Leute, die sich wichtig machen und von der Sache doch nichts wissen.»

Die Elsers erhielten keine Antwort mehr. Niemöller sah keinen Anlass, auch nur einen Millimeter von den Gerüchten abzurücken. Als 1951 jedoch der Münchner Untersuchungsrichter Dr. Naaff Niemöller vernahm, legte der Pastor schnell den Rückwärtsgang ein und unterschlug die einst so beliebte These vom SS-Mann Elser und vom NS-Charakter des Attentats. Ein Opportunist? Sicher, aber er war auch unbelehrbar. In der Fernsehsendung des NDR über Elser im Jahr 1965 sagte er nur noch, er hatte den Eindruck, dass Elser «ein braver, nüchterner Handwerker» war. Die Welt der Lagergerüchte hatte sich aufgelöst. Später kehrte Niemöller, magisch angezogen, zu seinen alten Unwahrheiten zurück.

Der Sohn Heinz Hermann Niemöller verschärfte in einem Leserbrief vom 1. April 2002 an das *Publik-Forum – Zeitung kritischer Christen* noch die ältere väterliche Linie. Er hatte sich über fünf Leserbriefe geärgert, die unter dem Titel standen: «Martin Niemöller hat dem mutigen Georg Elser Unrecht getan». Der Sohn sah darin den Vorwurf eines «schuldhaften Versagens» seines Vaters. Im Brief schlugen seine Empfindlichkeiten fast in Hass um, schlimmer als beim Vater:

«Gewiss konnte er [Martin Niemöller] auch nicht ahnen, dass der einfache [!] Georg Elser nach dem gelungenen Nachweis seiner Alleintäterschaft zum Gross-Helden der Bundesrepublik Deutschland und des Landes Baden-Württemberg aufsteigen würde! Wie ich Martin Niemöller gekannt habe, würde er, der übrigens den Tyrannenmord ablehnte, diesem Heldengedenk-Enthusiasmus wohl kaum beigepflichtet haben. Das Bürgerbräusaal-Attentat war kein ‚Heldenstück‘, sondern ein unverantwortbarer Gewaltakt, wenn auch aus

ehren werten Motiven – jedenfalls aus ‚heutiger Sicht‘. Dies wurde auch in einem längeren Artikel von Lothar Fritze endlich einmal deutlich erklärt und dargestellt (Frankfurter Rundschau vom 8. Nov. 1999). Dieser Aufsatz löste zwar bei den Freunden der Elser-Verherrlichung einige Empörung aus, hat aber bis heute keine argumentative Widerlegung gefunden.» Einen Vergleich mit Stauffenberg verbot Niemöller-Sohn, «weil nämlich die Männer um den 20. Juli 1944 ein deutliches Gefühl für die ‚Verhältnismässigkeit der Mittel‘ erkennen liessen, eine Fähigkeit, die bei Elser leider weitgehend fehlte.»

Niemöller junior weiter: «Elser war kein Held, ob er nun allein gehandelt hat oder nicht. ‚Mutig‘ war er auch nicht unbedingt, wie seine überstürzte Flucht in Richtung Schweiz ausweist.»

Wir treffen wieder einmal auf die Arroganz der besseren Herrschaften, wie es Arthur Nebe vorausgesagt hatte. Bestimmte Kreise können den Tyrannenmord noch immer nicht verstehen. Für Elsers Ziel, den neuen Weltkrieg zu verhindern, hat Niemöllers Sohn kein einziges Wort übrig. Hier sehen wir auch, auf welchen Boden die Thesen von Lothar Fritze (Dresden) aus dem Jahr 1999 fallen konnten. Niemöllers Sohn zieht sich politisch in die Fünfzigerjahre zurück, Elsers zunehmende Respektierung provoziert bei ihm Abneigung.

Die KZ-Lagergerüchte drangen 1949 ein in das Standardwerk von Hans Rothfels zur deutschen Opposition gegen Hitler. Rothfels bezweifelte, dass Elser «unter die einsamen Fanatiker gerechnet werden kann». Elser müsse wohl noch viel übler gewesen sein. Was für eine Alternative! Keinen der Verschwörer vom 20. Juli 1944 hielt Rothfels für einen Fanatiker. Man könnte in diesem Geist aufzählen, was Elser alles fehlte: der richtige Stallgeruch, eine vorzeigbare Verwandtschaft, blaues Blut, Abitur und das Zweite juristische Staatsexamen. Kurz, Elser war ein Mann ohne gesellschaftliche und politische Legitimation.

Rothfels fügte eine absonderliche Begründung hinzu: «Die öffentliche Meinung sah als erwiesen an, dass es sich um einen zwei-

ten Fall van der Lubbe handelte, um einen gekauften ‚agent provocateur‘: aller Wahrscheinlichkeit nach war sie auf dem richtigen Wege.» Rothfels scheint bereits verdrängt zu haben, dass damals ausschliesslich die Nazis die öffentliche Meinung bestimmten. Für abweichende Stimmen gab es keine Öffentlichkeit.

Die Abwertung von Rothfels hielt sich über 20 Jahre lang in den grundlegenden historischen Werken der Fünfziger- und Sechzigerjahre über Hitler und das NS-Regime, so bei Allan Bullock, Gerhard Ritter, Eberhard Zeller usw. Erst der bahnbrechende Aufsatz von Anton Hoch (1969) und die Herausgabe des Berliner Verhörs durch Lothar Gruchmann (1970) haben diese Meinung als Irrweg erwiesen.

Ein anderer Teil des geistigen Trümmerberges über Georg Elser fand Aufnahme in neue Gerüchteküchen, wo vor allem Journalisten am Herd standen. Die Münchner Handwerker, die Elser geholfen hatten, wurden immer wieder von Zeitungsleuten befragt und liessen sich zu der Aussage verleiten, sie hätten damals gleich erkannt, dass es eine Höllenmaschine geben werde. Zeitzeugen halbwegs seriös zu befragen, darunter Elsers Freundinnen, gelang erst 1959 und 1964, aber immer noch unter der NS-These vom Komplott um Elser und gesteuert vom Enthüllungsdrang der Sensations- und Unterhaltungspresse. Wissenschaftlern fehlte zu dieser Zeit das Interesse an einer soliden Quellensicherung. Ein schändliches Versäumnis, passend zum restaurativen Geist der Zeit.

Solange nach Kriegsende noch eine militante Gegnerschaft gegen Hitler gefragt war, lockte das quasi herrenlose Attentat Scharlatane an. Hans Loritz (1895-1946), 1940 bis 1942 Kommandant des KZ Sachsenhausen, brüstete sich auf einmal damit, er selbst habe das Attentat gegen Hitler durchgeführt. Naujoks, der ehemalige Lagerälteste von Sachsenhausen, schilderte Loritz als «primitiv, rücksichtslos, korrupt», der Zeuge Jehovas Wauer hatte Loritz als Sadi- sten grossen Formats erlebt. Loritz entzog sich der Debatte, am 31. Januar 1946 wählte er den Freitod.

Als der Königsbronner Steinbruchbesitzer Georg Vollmer 1941

im KZ Welzheim sass, schob seine verzweifelte Frau das Attentat einer kommunistischen Dreiergruppe um den Zürcher Musikalienhändler Karl Kuch in die Schuhe. Die Stuttgarter Gestapo nahm diese Ausflucht nicht ernst. Vollmer entwickelte die Fantasiegeschichte nach Kriegsende weiter, als er gegen den Bescheid der Spruchkammer Einspruch einlegte. Beherzt zauberte er eine zweite Version hervor, in einem Brief vom 17. März 1946 an den Bayerischen Rundfunk. Plötzlich entpuppte sich Vollmer als ein gewaltiger Antifaschist, der schon seit dem Reichstagsbrand (1933) alles habe kommen sehen. Weil er sich damals als ein grosser Nazigegner benahm, war es «nicht so unbegreiflich, dass Georg Elser [...] sich bei mir um eine Stelle in meinem Steinbruch bewarb». Mit Dorfklatsch zog Vollmer Elser herunter, um selbst umso besser dazustehen. «Auch war er [Elser] in Gesellschaft mit Frauen leichtsinnig. Über seine Verhältnisse lebte er bestimmt und verkehrte meistens in Kreisen, die gewissermassen ebenso wie er zu den Halbgebildeten gehörten. Er pflegte Umgang mit Menschen, die sich von jeder bürgerlichen Richtung abhoben und die man im Volksmund die ‚Halbherren‘ nannte.» Vollmer fügte den ominösen Kuch aus Zürich hinzu und machte den ehemaligen Vorsitzenden des Konstanzer Trachten Vereins, Faistelhuber, den Elser bei der Verhaftung in Konstanz zu suchen vorgab, zum Mittelsmann, der Elser den Zugang zum Bürgerbräukeller verschafft habe. Elser interessierte sich nach Vollmer aussergewöhnlich für die Sprengtechnik und sagte, er wolle in München in seinem Beruf arbeiten, dort werde er etwas schaffen, «wovon die ganze Welt sprechen werde». Elser sei «nur ein gekauftes Werkzeug» gewesen.

Vollmers Erfindung erreichte im August 1947 eine dritte Stufe. Nun führte er seine KZ-Haft auf seinen «Widerstandskampf» zurück. Mit dem Sprengstoff habe er nichts zu tun gehabt, das sei Sache des Sprengmeisters Kolb gewesen. Bei der Verhandlung vor der Spruchkammer im September 1949 ging Vollmer endgültig in die Vollen: Elser wünschte von Vollmer Sprengstoff, «er wolle im Laufe des Herbstes noch etwas unternehmen, worüber die ganze Welt sprechen würde». Elser habe den Sprengstoff nicht erhalten.

Elser sollte darauf den Sprengstoff stehlen, um Vollmer politisch kaltzustellen.

Ein Vierteljahr später war das Märchen nochmals weiter gewachsen: Vollmer schrieb an die Berufungskammer nach Stuttgart: Da Elser Sprengmittel brauchte, «erbat er diese von mir – und gelangte in ihren Besitz». Vollmer rückt also nahe an den Lieferanten heran.

1950, als Vollmer im Auftrag des Münchner Untersuchungsrichters Dr. Naaff von der Kripo vernommen wurde, sagte er aus: Kuch beschäftigte sich «nur mit Spionage», habe auch in einer englischen Widerstandsgruppe mitgemischt, die wieder Kontakte zu einer deutschen hatte. Der deutsche Geheimdienst sei Kuch auf die Spur gekommen. Dem Attentat stand das Propagandaministerium sehr nahe, Hitler selbst wusste nichts davon. Faistelhuber wurde mit der Überwachung Elsers beauftragt. Nach dem Grenzübertritt sollte Elser zwei Millionen Mark Belohnung bekommen. Vollmer gab am Ende zu, alles sei nur seine «Kombination».

Diese absurde Erzählung vollendete sich 1956, als Vollmer Wiedergutmachung für seine KZ-Haft verlangte, um steuerbegünstigt zu werden. Nun riskierte er alles: Er habe von Elsers Attentat Kenntnis gehabt und ihm den Sprengstoff selber zur Verfügung gestellt. Das Landesamt für Wiedergutmachung schrieb empört: «Der Kläger rühmt sich also jetzt der Beihilfe zu dem Attentat.»

Das bayerische Justizministerium leitete nach einem Artikel in einer Boulevardzeitschrift am 23. Februar 1950 ein Untersuchungsverfahren ein: gegen «Unbekannt wegen Sprengstoffattentat». Bald wurde es abgewandelt gegen Edgar Stiller, den einstigen Leiter des Zellenbaus in Dachau: wegen Beihilfe zum Mord an Georg Elser. Die Untersuchung führte Dr. Naaff, von dessen Fleiss noch heute fünf dicke Aktenbände im Staatsarchiv München zeugen. Die Zielsetzung des Untersuchungsverfahrens änderte sich noch einmal, als Naaff im September 1950 der Kriminalpolizei in Konstanz schrieb, das Verfahren diene «in erster Linie der Ermittlung der historischen Wahrheit». Naaff stellte bald fest, dass Elser der Alleintäter war, im

öffentlichen Bewusstsein änderte sich jedoch über Jahrzehnte nichts.

Zu dieser Zeit gab in Augsburg ein polizeibekannter Visionär der Kripo eine Offenbarung preis: Die Bombe sei in Höchst am Main von einem Herrn Assisi gebaut worden, der die «Zeitpumpenherstellung» in England gelernt habe. Der Entdecker beschrieb der Polizei seine Vision und legte eine Zeichnung des Sprengapparats bei: Während Hitler im Bürgerbräukeller sprach, sass der Herr Assisi in einem grösseren Zimmer an einem Tisch, die «Zeitpumpe mit einem kleinen Gasbeutel» stand auf einem Stuhl. Zuerst explodierte die kleine Gasbeutelbombe im Zimmer, nach einer Sekunde «die Pumpe im Keller». Herr Assisi liess Hitler eine Viertelstunde vorher durch einen Hausburschen warnen.

Die Augsburger Polizeidirektion schrieb, der Denunziant sei ihr seit 1927 als Schizophrener bekannt und glaube, übernatürliche Kräfte zu besitzen. Für uns kein Grund, ihn zu belächeln, denn dieser Visionär war nicht verrückter als viele Deutsche, auch sehr viele Historiker und Journalisten, die damals noch felsenfest an die Nazi-Hintergründe von Elser's Anschlag glaubten und mit ihren Mitteln diese Irreführung festklopften.

Im selben Jahr 1946, als Niemöller seine SS-These bekanntmachte, fand die historische Wahrheit ihren ersten streitbaren Vertreter. Mit der Aussage, Elser sei Alleintäter gewesen, wahrte Gisevius das Erbe seines hingerichteten und doch so problematischen Freundes Arthur Nebe. Der Kripochef hatte schon im Dezember 1939 erkannt: Elser hat das Attentat allein durchgeführt. Dieser Meinung waren auch die Kripo- und Gestapoleute, die sich mit Elser beschäftigt hatten. 20 Jahre später führte Gisevius seine Erkenntnis noch umfangreicher aus in einer Studie über Nebe.

Der Heidenheimer Journalist Erwin Roth (geb. 1929) kam im Jahr 1956 allein durch die Befragung von Elser's Verwandten der Wahrheit sehr nahe. Quellen waren damals noch nicht bekannt. Eine grosse Leistung, die eher abseits der Metropolen möglich ist, mit weniger Anpassungsdruck. Über die schwierige Anfangsphase erzählte Roth seinem Kollegen Uli Renz und der wieder mir in einem

Brief vom 19. September 2000. Entgegen der Unwahrheiten des SS-Mannes Usslepp glaubte Roth, «dass Elser ein anständiger Landsmann war», «ein Attentäter aus ehrlichen Motiven».

Uli Renz weiter: «Roth sagte mir, dass es damals schwer gewesen sei, die Menschen zum Reden zu bringen. ‚D’ Mutter (von Elser) hat zerscht net schwätza wella.’ Sie habe noch unter dem Schock der Gestapo-Verhöre gestanden. Doch gerade die Aussage der Mutter sei ihm am wichtigsten gewesen.» Alle Leute in Königsbronn seien «sehr misstrauisch» gewesen. Selbst der Steinbruchbesitzer Vollmer, sonst so mitteilbar, wollte zuerst nichts sagen. Und alle bestanden darauf, dass ihre Namen nicht genannt wurden – was belanglos war, weil man sich auf dem Land sowieso kennt, die Namen sind heute leicht einsetzbar. Roth war der erste, der seit den Verhören durch die Gestapo (1939/40) die Leute wieder über Georg Elser befragte.

Nach Roth bezeichneten damals die Königsbronner Elser als einen «unscheinbaren, grüblerischen Mann», in seiner Freizeit habe er «gebastelt und ‚getüftelt’». Alle wussten, dass Elser nie in der SS war, die Nationalsozialisten ablehnte und den Krieg hasste. Der Ortsgruppenleiter Vollmer «kann sich noch genau daran erinnern, dass sich Elser vor marschierenden Parteiorganisationen wiederholt aus dem Staube machte, nur um die Hakenkreuzfahne nicht grüssen zu müssen». Der Bruder Leonhard Elser: «Ich habe oft genug gehört, wie Georg über Hitler und den damals drohenden Krieg geschimpft hat. Er war von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt.»

Roth schlug Rudolf Augstein (1923-2002) Elser als Thema für den *Spiegel* vor. Der *Spiegel-Chef* schrieb in der Antwort vom 11. Januar 1960 gönnerhaft – und desinteressiert: «Das Attentat im Bürgerbräukeller beschäftigt mich schon seit Längerem, ich habe in dieser Sache auch einmal einschlägig gearbeitet. Leider sind die Zusammenhänge so wenig aufzuhellen, dass wir uns nichts davon versprechen können, das interessante Thema anzupacken. Jedenfalls vielen Dank für die Anregung.»

Die Ansichten der Deutschen über Elser änderten sich langsam,

als das noch immer nicht publizierte Gestapo-Verhörprotokoll erstmals öffentlich benützt wurde, für eine Fernsehsendung. In einer Fernsehdiskussion des NDR von 1965, bei der Heinz Boberach vom Bundesarchiv Koblenz mitmachte, galt Elser den teilnehmenden Fachleuten auf einmal als Alleintäter. Ehemalige Häftlinge, die in der DDR das Sachsenhausen-Archiv aufbauten und die Sendung unerlaubterweise ansahen, wurden aufgescheucht, konnten aber voller Misstrauen gegen den Westen mit Elser nichts anfangen. Der schwäbische Schreiner blieb bis zum Ende der DDR tabu, in keinem der Werke über den Antifaschismus taucht er auf, Elser hat es für die DDR-Geschichtsschreibung nicht gegeben.

Nach dem Aufsatz von Anton Hoch (1969) und der Herausgabe des Verhörs durch Lothar Gruchmann (1970) kam in Heidenheim der Stein ins Rollen. Es gab eine Diskussion, die 1971 zur Benennung eines kleinen Parkes in Schnaitheim als «Georg-Elser-Anlage» führte. Die VVN (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes) in Heidenheim stellte nach einer öffentlichen Geldsammlung im nächsten Jahr im Park einen schlichten Gedenkstein mit einer Bronzetafel auf. Der Schnaitheimer katholische Pfarrer Hermann Pretsch nahm 1979 den Abriss des Bürgerbräus in München zum Anlass, über Elser in der *Stuttgarter Zeitung* einen gut informierten Artikel zu schreiben. Pretsch hatte erlebt, dass Elser selbst in Schnaitheim, wo der Schreiner den ersten Sprengversuch gemacht hatte, Zweifeln begegnete: «Denn selbst Altersgenossen Elser, Arbeiter in Schnaitheim, die vor dem Krieg der KPD angehörten, geben zu, dass der Verdacht in ihren Reihen auch noch nicht völlig verschwunden ist, obwohl auch sie ihn mit keinem Faktum stützen können.»

Auf ungewöhnliche Weise beschäftigte sich 1978 der englische Germanist Joseph Peter Stern (1920-1991) mit Elser in seinem Werk *Hitler, Der Führer und sein Volk*. Darauf fand auch die *Frankfurter Allgemeine* Geschmack an dem bisher verpönten Attentäter. Für Stern war Elser «der Mann ohne Ideologie: Hitlers wahrer Antagonist». Bereits Stern stellte sich gegen die Überbetonung des 20. Juli 1944 – ein Dauerthema bis heute –, andererseits machte er Elser zum

Typ des «kleinen Mannes». Selbst Stern begann mit der Arroganz der Akademiker und konstatierte bei Elser «simple moralische und politische Vorstellungen». Er glaubte, Elser habe nicht abstrakt denken können und sei altmodisch gewesen wie zu seiner Zeit die untergehende Handwerkerwelt. Zum Ausgleich überhöhte Stern Elser und verschob ihn in eine irrealen Welt der Germanisten, nannte ihn in einem Zug mit Kafkas Weltgefühl.

Dennoch bereicherte Sterns Interpretation die Diskussion der nächsten 20 Jahre. Die Deutschen trauen einem Schreiner eher etwas Gescheites zu, wenn Kafka daneben steht. Mit der Zuschreibung der Ideologielosigkeit verlor Elser freilich alle sozialen Motive, seine Bindung an Arbeiterinteressen fiel unter den Tisch, seine Individualität ging unter. Diese verfälschte Linie dauert ungebrochen bis heute an.

Von den späten Siebzigerjahren an nahm Elser Ansehen kontinuierlich zu, aber auch die Polemik gegen ihn. Eine erste Biografie brachte Helmut Ortner heraus, wobei das Gestapoverhör seitenweise abgeschrieben und nicht mal kritisch kommentiert wurde, in den späteren drei Ausgaben folgte immer derselbe Text, irreführend unter neuen Titeln. Es folgte eine Flut von Zeitungsartikeln, die den damaligen schmalen Kenntnisstand popularisierten. Neue Materialien suchte niemand, man hatte an den alten Texten noch genug.

Einen neuen Weg betrat Peter-Paul Zahl mit einem Theaterstück. In der Zeit der Ausserparlamentarischen Opposition (APO) war er ein geschickter Untergrunddrucker gewesen, was die Staatsgewalt masslos ärgerte. Nach einem Schusswechsel mit Polizisten erhielt er eine Haftstrafe von 15 Jahren – dafür hätte ein Nazi endlos viele Juden ermorden müssen. Nach der Freilassung 1981 schrieb er, angeregt von Claus Peymann, das erste Elser-Theaterstück. Die Hintergründe dieses Stücks sind bis jetzt unbekannt geblieben. Pretsch war ab 1975 katholischer Pfarrer in Heidenheim-Schnaitheim, neben dem Park mit dem Elser-Gedenkstein. Ausserdem betreute er Gefangene im Heidenheimer Zuchthaus. Über Gespräche mit inhaftierten RAF-Anwälten wurde Zahl auf Pretsch aufmerksam und wünschte

sich das katholische Pfarrhaus von Schnaitheim als Ort für seinen ersten Hafturlaub, das war um 1979. Pretsch ermöglichte ein Gespräch mit Elser's altem Freund Josef Schurr. Die in breitem Schwäbisch gehaltenen Erinnerungen von Schurr nahm Zahl auf Tonband auf – das Dokument ging später bei einem Taifun auf Jamaika unter.

«1969 sah ich in einer Berliner Kneipe zufällig den Fernsehfilm von Rainer Erler über Elser. Einige Monate später sah ich dann das Buch mit den Verhörprotokollen auf dem Ramschtisch eines grossen Berliner Kaufhauses. Und mich ergriff wieder einmal die GROSSE WUT: typisch für ‚dieses unser Land‘, dachte ich, jeder Dreck von drittklassigen Schauspielern, Schnulzensängern, Angehörigen von Adelshäusern, Playboys und Sportlern verkauft sich wie warme Semmeln, und die in Polizeiprotokolle gekleidete Biografie eines Mannes, der in Frankreich, Italien oder Jugoslawien als Nationalheld gefeiert würde, hier aber vergessen ist, wird im Jahre 1969 verramscht!»

Einige Jahre später schrieb mir Claus Peymann, Intendant am Schauspielhaus Stuttgart, später (von der CDU vertrieben) Bochum, er traue mir wegen meiner ‚tollen Gedichte‘ zu, auch ‚ein Schauspiel zu schreiben das ‚Thema überlasse ich Ihnen‘. Da gab es für mich keine Sekunde Zögern. Da war er, der ‚working-class hero‘ (John Lennon): JOHANN GEORG ELSER.»

Zahl war sehr beeindruckt von Schurr, den damals niemand ernst nahm, «die spur Josef schurr’ findest Du in meinem stück nicht nur im anhang, Du findest sie in jeder szene Elser/Josef. da hab ich den o-ton Schurr benutzt. Hermann Pretsch, der nicht nur théologie studiert hat, sondern auch psychoanalyse, hat Josef Schurr für mich befragt, ich hielt nur das grosse mikrofon, das ich vom SFB [Sender Freies Berlin] kriegte, unter den tisch, den alten mann nicht zu verwirren, mir hätte er diese auskünfte nicht erteilt. Pretsch aber gelang es, das langzeitgedächtnis komplett freizulegen, und Schurr durchlebte [noch einmal] diese angstphase, die er im III. Reich nach seinem aufenthalt auf dem Heuberg [erstes KZ in Württemberg] durch-

litt, und sein Schwäbisch war aus der Rauhen Alb [älterer Name für die Schwäbische Alb], ich verstand herzlich wenig. Hermann Pretsch musste sogar teile der transskription besorgen. [...] (ich habe) grosse teile der interviews/der transskription wort für wort in mein stück übernommen.»

Unter diesem Aspekt gewinnt Zahls Drama noch an Wert. Freilich ist nicht mehr zu kontrollieren, was spätere Überlagerungen der Erinnerung bei Schurr und der gestalterische Zugriff von Zahl eventuell verschoben haben. Viele Passagen von Zahls Text sehen mir nach gewagten Konstruktionen aus. So trägt Zahl einige Passagen des Gestapoprotokolls in frühere Zeiten zurück. Am meisten authentisch erscheinen mir die Gespräche vom November 1938 und Sommer 1939, als Schurr von einer orthodoxen KP-Position aus Elser kritisierte. Eher unrealistisch kühn sind dagegen die Gespräche der Arbeiter bei Waldenmaier im Sommer 1938.

Die Reaktionen in den deutschen Feuilletons auf das Stück unterschieden sich nach den politischen Vorgaben der Redaktionen. «es gab massenhaft kritiken von Flensburg bis Berchtesgaden (die man getrost sortieren konnte nach geisteshaltung des blattes: FAZ dafür; Welt dagegen, Welt der Arbeit dafür etc.), Tagesthemen brachte was am Tag der Uraufführung, ASPEKTE drehte und sendete, nachdem Intendant Holzamer [Karl Holzamer, 1906-2007] das feature persönlich abgenommen hatte (,der ppz redet ja nicht über sich und seinen fall, sondern zum thema elser'), artikel erschienen auch in der Schweiz, Ungarn, Frankreich, Italien, USA (jüd. ztg.) und Kanada.»

Einen Erfolg erlebte Zahl 1984 auch in Heidenheim, mit einer veränderten Fassung und Amateurschauspielem. Zur Premiere erschien plötzlich Elsers Sohn Manfred Bühl.

Wichtige neue Anstösse zu Elser verbanden sich ab 1988 mit dem Heidenheimer «Georg-Elser-Arbeitskreis». Initiator war Gerhard Majer (1948-2004), der das Theaterstück «Schorsch – der Attentäter aus dem Volke» herausbrachte. Die Mitglieder trieb der Ärger über die örtliche Erwin-Rommel-Glorifizierung an, während der Widerstandskämpfer Elser keines Sterbenswörtchens wert schien. Rommels Verherrlichung dauert in Stuttgart bis heute an, zu besichtigen

in der Ausstellung im Haus der Geschichte 2009. – Darüber hinaus herrschte Ärger darüber, dass Königsbronn untätig blieb. Der dortige Bürgermeister pflegte Journalisten nach Heidenheim zu schicken. Georg Elzers Cousin Hans Elser hatte familiäre Gründe, er kannte Georg, seinen Verwandten, «als einen liebenswürdigen, guten, hilfsbereiten Freund» der Eltern in Königsbronn. Hans Elser wollte Georg rehabilitieren – und damit auch die Familie. Eine persönliche Aufforderung, etwas für Georg zu unternehmen, erhielt er 1979 von Stern nach dessen Heidenheimer Vortrag.

Durch den Elser-Film von Klaus Maria Brandauer (1989) wurde Elser mit einem Schlag bundesweit bekannt. Neben Brandauer sass bei der Uraufführung Georgs Bruder Leonhard Elser (1913-2004), der Freund Eugen Rau (1903-1995) und der Sohn Manfred Bühl (1930-1997).

Wenn eine Anerkennung von Dauer sein soll, braucht sie Orte öffentlicher Erinnerung. Nach Schnaitheim folgte 1983 Konstanz mit einer Tafel am Verhaftungsort im Garten neben der Grenze, anlässlich des 50. Jahrestages von Hitlers Machtergreifung – wie immer verbunden mit örtlichen Debatten, in denen Elser zwar nicht mehr als SS-Mann verdächtigt, aber das Attentat abwehrend behandelt wurde. Die konservative Strömung unter den Konstanzern wollte vom ganzen Thema lieber nichts wissen, die fortschrittliche nahm sich des verkannten Widerstandskämpfers an. Der *Konstanzer Anzeiger* unterstützte das Unbehagen der Ruhebedürftigen und schützte Elzers mangelnde lokale Anknüpfung vor, offenbarte damit aber bloss die Unkenntnis der örtlichen Journalisten: «Es ist noch nicht einmal bekannt, wie lange der Königsbronner Schreiner in Konstanz überhaupt lebte.» Ein Blick ins Verhörprotokoll hätte diese Frage beantwortet.

Im Jahr 1989 liess die Münchner Stadtverwaltung, zehn Jahre nach dem Abbruch des Bürgerbräukellers, eine Gedenktafel an der Stelle anbringen, wo die gesprengte Säule gestanden hatte: beim neuen Kulturzentrum am Gasteig. Der Ort – die Tafel ist in den Boden eingelassen – und der eng gesetzte Text machen das Gedenken

an Elser fast unsichtbar. Wer die Tafel nicht kennt, läuft achtlos darüber hinweg.

Im selben Jahr folgte ein Georg-Elser-Platz im Konstanzer Stadtteil Peterhausen – nichts als eine Wiese bei der Polizeizentrale. Es gibt dort keine Wohnadressen, Elsers Name taucht postalisch nicht auf. 1995 folgte eine Gedenktafel in Königsbronn an dem Gebäude, in dem zwei Jahre später die Georg-Elser-Gedenkstätte eingerichtet wurde. Innen finden sich neben den Fotos, die auch in der Berliner Dauerausstellung zu sehen sind, Gegenstände von Georg Elser, Zeugnisse seiner Welt: Musikinstrumente, Uhren, die er mit Schreinergehäusen einfasste, darunter eine grosse Standuhr, und Nähkästchen. Daneben wie eine humorvolle Antwort der handwerklichen Arbeitswelt auf die Saga vom «einfachen Schreiner» eine kleine Hobelbank, die Georg für seinen kleinen Bruder Leonhard baute, eine Stellsäge, einen Hobel, Stechbeitel und ähnliches.

1997 erreichte bei massivem Desinteresse des offiziellen München eine lokale Initiative die Einrichtung eines winzigen Georg-Elser-Platzes in der Türkenstrasse, nahe bei Elsers Zimmer in der Nummer 94 und den Handwerkern, die einst beim Attentat ungewollt mitgeholfen hatten. Als ich 1999 zur Münchner Premiere meiner Biografie kam, wartete auf mich schon Arthur Förschler, CSU-Bezirksrat von Haidhausen. Er hatte vor über zehn Jahren im Bezirksrat von Haidhausen, auf dessen Markung der Bürgerbräukeller stand, ein Elser-Denkmal vorgeschlagen. Man drohte Förschler mit Parteiausschluss. Förschler liess sich nicht umwerfen. Warum er nicht ausgeschlossen worden sei, wollte ich wissen. Naja, das gehe nicht, sagte er lachend, er habe den Jagdschein, er sei ein Jude aus Czernowitz, dem Zentrum der Bukowina. Weil die Münchner Verwaltung nicht so recht wollte, kam man zu der im Boden schier verschwindenden Platte.

Gegen den Münchner Strom schwimmt seit über 15 Jahren die Türkensträsslerin Hella Schlumberger (geb. 1943), gestärkt durch schwäbische «Wurzeln». Von einer städtischen Federführung hält sie nichts, aus leidiger Erfahrung, da komme nichts heraus, wenigstens nichts Gescheites, und das Geld sei dabei auch noch futsch.

Zuerst war an eine Elser-Personen-Plastik gedacht, aber über die Finanzierung bekam der Kultur-Ausschuss der Stadt Elser doch noch in die Hand. Der siegreiche Entwurf einer Frankfurter Künstlerin sieht eine Neonröhren-Installation vor, anzubringen an der Westfassade der Grundschule in der Türkenstrasse. Das Licht soll 5,12m hoch aufscheinen. Dargestellt werde das Datum des Attentats: 8. November 1939. Nur einmal am Tag, um 21.20 Uhr, als Elser's Bombe hochging, werden die Einzelteile der Installation nacheinander im Uhrzeigersinn eingeschaltet und leuchten eine Minute lang auf.

Kryptisch meint die Künstlerin dazu: «Die Aufmerksamkeit für Elser» soll «durch eine gleichzeitig wirkende Unsichtbarkeit» erhöht werden. Einer vom Kulturrat orakelte: «Das Verdienst Georg Elser's ist der Moment, in dem die Bombe explodiert. Wir wollten ein zeitgemässes Kunstprojekt – wir haben wahnsinnig viele Denkmäler in der Stadt, die werden gar nicht mehr gesehen.» Die Anwohner in der Türkenstrasse, die sich schon länger mit Elser beschäftigen und wissen, dass es Elser darum ging, den Krieg zu verhindern, wollen diese Art von Denkmal nicht – und ihr gespendetes Geld verlangen sie auch zurück. Die CSU möchte die Installation wie schon die unlesbare Bodenplatte zum Kulturzentrum Gasteig verschieben, mit einer (winzigen?) Dauerausstellung zu Elser. Die Leiterin der Grundschule in der Türkenstrasse lehnt die Lichtkonzeption ab: «Die stilisierte Form der Detonation einer Bombe» sei «nicht mit dem Bildungsauftrag einer Schule vereinbar». Mit der Detonation werde nicht der Mensch Georg Elser geehrt, dessen «Motive ehrenhaft und moralisch gerechtfertigt waren». Der Kulturausschuss lässt sich von niemandem beeindrucken, er will «modern» sein.

Am meisten spricht die Elser-Holzsäule in Freiburg (2002) an, in der Vaubanallee des Stadtteils Vauban. Gestaltet von Jugendlichen, die Geschick und Geschmack bewiesen. – Den Durchbruch zur allgemeineren Anerkennung Elser's erreichte 1997 endlich die Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin, mit einer grossen Fotoausstellung. Zwei Duplikate dieser Ausstellung wandern seitdem durch die Bundesrepublik.

Zu den letzten Bastionen gegen Elser gehören indessen die grossen Publikumsmagazine. Der *Stern* lehnte 1999 die vielen Neuheiten meiner Bibliografie pauschal ab – ohne Begründung. Ein SpzegeZ-Redakteur stellte sich beim Namen Elser gelangweilt, die Redaktion sei nur an Ergebnissen interessiert, die das wissenschaftlich erforschte Elser-Bild, gerade auch meines, total umstürzten. Meine umfangreichen Gedächtnisprotokolle zu einer rigiden Ablehnung durch den *Focus* von 1999 sind im Netz unter «Wortgeburten» nachzulesen.

Zu einer Hochburg gegen Elser in seiner eigenen Heimat hat sich das «Haus der Geschichte» in Stuttgart gemauert. Man beachte: Es untersteht dem Wissenschaftsministerium. Statt Elser und den Widerstand aus dem Land besser zugänglich zu machen, entschied sich der Leiter Thomas Schnabel 2007 für eine Ausstellung über den Nazifilm «Jud Süß» (1940) von Goebbels' Lieblingsregisseur Veit Harlan. Nicht der von der Stuttgarter Justiz 1738 ermordete Joseph Süß Oppenheimer war Thema der Ausstellung, sondern das antisemitische Hetzwerk des Nazis Harlan. Harlans Ende fällt in der Ausstellung triumphal aus: Die Justiz hat den Schützling von Goebbels in Hamburg 1952 von jeder Mitverantwortung für das NS-Regime freigesprochen.

Das Stuttgarter Haus der Geschichte suchte seine schiefliegende Deutungshoheit in Sachen Widerstand mit einer Stauffenberg-Erinnerungsstätte zu festigen, untergebracht auf der Rückseite des Alten Schlosses. Wo der Denkmalschutz keinen einzigen Stein zu verrücken erlaubt und wo oft kein Geld für die kleinste Geschichtsarbeit übrig ist, wurden plötzlich 800'000 Euro freigegeben, um den Auffahrplatz für Staatsbesuche standesgemäss zu gestalten und dem zweiten schwäbischen Attentäter gegen Hitler eine Erinnerungsschau einzurichten. Im Zentrum steht der Schwur der Stauffenberg-Brüder, im Geist des mystischen Autors Stefan George (1868-1933).

Auf spitzfindige Weise und mit absurdem Moralisieren versuchte ein Privatdozent in Chemnitz, Elsers Tat zu verdammen. Lothar Fritze (geb. 1954) wurde in der DDR als Betriebswirt in Karl-Marx-

Stadt ausgebildet und war in der Textiltechnologie tätig. Unter der SED promovierte er über «Bedürfnistheorie», habilitierte sich 1998 über «Täter mit gutem Gewissen» und arbeitet jetzt in Chemnitz am Lehrstuhl «Politische Theorie und Ideengeschichte» und zugleich am Hannah-Arendt-Institut in Dresden. Fritze zählt zu den grossen Verstehern jeder Diktatur, auch der SED, und glaubt an ein natürliches Bedürfnis aller Menschen zum diktatorischen Regiertwerden. Er hält es mit den Mitläufern aller Regimes und wirft den DDR-Dissidenten überschüssende Moralität vor. Die beste Voraussetzung, um den Widerstand gegen das NS-Regime moralphilosophisch zu untergraben.

Zum 60. Jahrestag von Elser Attentat (1999) brachte Lothar Fritze eine verschlungene, kaum lesbare Attacke gegen Elser in der *Frankfurter Rundschau* heraus. Dass der Artikel überhaupt erscheinen konnte, verdankte Fritze der Redakteurin vom Dienst Jutta Roitsch (geb. 1942), einer Enkelin von Carl Goerdeler (1884-1945). Ohne detaillierte, quellenmässig gesicherte Kenntnisse über Elser Person, die Umstände und erst recht die Ziele der Tat dekretierte Fritze polemisch, Elser geschehe «der Ehre zu viel». Fritzes Ziel war «eine moralische Bewertung des Attentäters». Er lässt sein Hauptinteresse aufscheinen, wenn er Elser die acht Toten und die Verletzten des eingestürzten Bürgerbräukellers vorrechnet, übrigens in ermüdenden Wiederholungen, die seine Unsicherheit dokumentieren. Die Leser suchen vergeblich, wo der Moralist die Millionen Opfer unterbringt, die Hitlers Regime kostete. Fritze schweigt zur Verantwortung der Nazis und der vielen Unterstützer und Mitläufer. Elser dürfe nicht verehrt werden, fährt Fritze fort, denn er habe «den Tod von acht Menschen schuldhaft verursacht». Die in Deutschland ungewohnte, aber notwendige Frage nach der Berechtigung des Tyrannenmordes übergeht er – oder wie es in seiner abstrakten Sprache heisst: Er «unterstellt», dass der Tyrannenmord «nicht grundsätzlich abzulehnen» sei.

Fritze hat zu Elser keine Quellenarbeit betrieben, aber er traut sich zu, alles moralisch beurteilen zu können. Dass Elser bei der Vorbereitung über ein Jahr sein Leben riskierte, «ist in diesem Zu-

sammenhang nicht von Bedeutung», sagt der Moralist in seinem Absolutheitsanspruch. Er beruft sich fatalerweise auf das Gestapo verhör, ohne es hinterfragen zu können. Weil Elser wenig Ahnung von der NS-Ideologie hatte und sich «offenbar niemals mit einschlägigen Büchern oder Zeitschriften beschäftigte», entscheidet der Moralphilosoph: Elser habe «seine Beurteilungskompetenz überschritten».

Jörg Lau traf in der *Zeit* Fritzes Absicht: «Die Delegitimation des singulären Widerstandsaktes eines ‚kleinen Mannes‘ dient (...) der Exkulpation des Mitläufertums. Wer nichts tut, zeigt dann gewissermassen nur weise Einsicht in die Grenzen seiner politischen Beurteilungskompetenz’ und in die moralischen Aporien der politisch motivierten Gewaltanwendung.»

24 ELSERS PERSÖNLICHKEIT – EIN RÄTSEL?

Ein Tagebucheintrag der Berliner Widerstandskämpferin Ruth Andreas-Friedrich vom 21. März 1945 liest sich wie ein indirektes Plädoyer für Elser. Die Zeitungsredakteurin lernte «einen Flüchtling vom 20. Juli» kennen, der seit Herbst 1944 in einem Gartenhaus untergetaucht war. Seine Helferinnen kannten ihn nicht, sie nahmen ihn auf, «nur weil sie ihn in Not wussten, nur weil er ihnen von zuverlässiger Seite dringend ans Herz gelegt worden ist.»

Der Flüchtling nannte sich «Oberst Hartmann». Wie er wirklich hiess, wollten sie lieber nicht wissen. Er sei ein Offizier, sagte er, «der seit 1938 dafür arbeitete, das Hitlerregime zu vernichten. (...) Berufsoffizier, Regimentskommandeur, wegen Ablehnung von Erschiessungen kroatischer Zivilisten strafversetzt, wieder in Gnaden aufgenommen, von Admiral Canaris zur Abwehr angefordert. (...) Sechs Jahre haben wir uns dafür eingesetzt, den Führer zu beseiti-

gen. Sechs Jahre lang haben wir einen Plan nach dem anderen entworfen. Schon 38, in München, sollte es geschehen. Aber die Generale waren dagegen. Die Generale waren eigentlich immer dagegen, mochten sie sich auch noch so sehr den Anschein geben, als wären sie dafür. Halder [Franz Halder, 1884-1972, 1938-1942 Generalstabschef der Wehrmacht] hat gebremst, und Kluge [Günther von Kluge, 1882-1944, ab Dezember 1941 in Russland Oberkommandeur der Heeresgruppe Mitte] hat gebremst. Sechs Jahre haben sie geredet und nichts getan. ‚Ich werde den Zeitpunkt bestimmen‘, sagte Halder. Und wartete so lange, bis man ihn hinauswarf. – ‚Ich befehle, Sie haben zu gehorchen‘, sagte Kluge. [Oberst Hartmann dagegen:] Die Generale sind schuld. Die Generale waren ganz einfach zu dumm!»

Eine der besten Geschichten um den 20. Juli 1944, bis heute jedoch ein ungeliebter, eher vergessener Nebenstrang, denn der Oberst Hartmann war in Wirklichkeit der alte Freikorpsführer Friedrich Wilhelm Heinz (1899-1968), später SA-Führer, dann aus der Partei ausgeschlossen. Was seine Helferinnen nicht wissen konnten, liegt den Historikern noch immer schwer im Magen. Heinz gehörte im September 1938 zu einer Eingreiftruppe der Abwehr, die bereit war, in die Reichskanzlei einzudringen und Hitler entweder zu verhaften oder zu erschiessen. Ähnlich stand Heinz während des 20. Juli 1944 mit einer kampffähigen Gruppe bereit.

Selbst Hitler spürte, dass Elser etwas Besonderes sein musste, er wollte unbedingt wissen, was Elser für einen Charakter habe und wer und was hinter ihm stecke. Das Interesse an Elser's Persönlichkeit wurde später abgewürgt. Eine konsequente Gegnerschaft gegen Hitler war nach dem Krieg nicht gefragt, zu viele hatten ohne Gewissensbisse mitgemacht.

Wie Ereignisse, die für das Regime günstig ausgingen, zu Wunden aufgeblasen wurden, so machte man aus Elser schnell ein Rätsel. Aber dazu fanden sich keine passenden Aussagen bei Leuten, die ihn kannten. SS-Männer, die Elser zu bewachen hatten, sprachen von ihm ohne Respekt. Elser war für sie ein harmloser Häftling, der nicht gerade zu den Intelligenzbolzen gehört habe. Umgekehrt wur-

den wirkliche Rätsel für normal erklärt – so zum Beispiel, warum Hitler massenweise und fast grenzenlos Gefolgschaft gefunden hatte.

Elser nahm seine Tat ganz allein in Angriff: ohne eine höhere Mission, ohne Geld, ohne ein Helfernetz, ohne Verbindungen irgendwohin, ohne Programm, ohne Partei, ohne moralische Predigten.

Von seinen Wegbegleitern waren die Geschwister ihm lange am nächsten. Die Schwester Anna Lober porträtierte ihren Bruder 1950 bei der Kripo: «Mein Bruder hatte einen etwas eigenen Charakter, er war verschlossen und hat sich auch mit uns Geschwistern nie besonders abgegeben, sondern ist immer seine eigenen Wege gegangen. Er hat sehr solide gelebt, nicht geraucht und nicht getrunken. Mit seinen Schulkameraden kam er schon zusammen, und er war bei ihnen auch allgemein beliebt. Mein Bruder war an und für sich ein gutmütiger Mensch, nur hat er nicht gleich mit jedem Freundschaft geschlossen und ist nicht aus sich herausgegangen. Er war sehr geschickt und war ein Bastler und Tüftler und hat sich mit Problemen befasst und diese gelöst, die ein anderer nie herausgebracht hätte. So ist mir z.B. noch in Erinnerung, dass er noch als Schuljunge an die Nähmaschine meiner Mutter eine Dreschmaschine baute, in welche wir als Kinder Ähren hineintaten und ausgedroschen haben.»

Plötzlich fielen ihr liebenswerte Gesten ein. Georg kam 1932 vom Bodensee zurück mit mehreren Uhrwerken, die er als Entlohnung bekommen hatte. «Mein Bruder hat diese Uhren dann zusammengebaut und hat sie z.T. an uns Geschwister verschenkt.»

Diese Schwester war die einzige, die von dieser Grosszügigkeit noch wusste. Doch wenn man auf den Familienstreit um Georgs Hausanteil zu sprechen kam, verstanden ihn alle nicht, Georg schien ohne Grund streitsüchtig geworden zu sein.

Als die Schwester Maria Hirth 1935 in Stuttgart heiratete, nahm Georg 14 Tage Urlaub und stellte dem Paar die Möbel auf. Sicher leistete er noch weit mehr. Dass alles unentgeltlich geschah, war

selbstverständlich, bei ihm wenigstens, darüber brauchte man nicht zu reden. Dennoch tönte es böse weiter: Er sei sehr geizig gewesen. Die mündliche Überlieferung über Elser leidet darunter, dass die Aussagen aus allen Jahren durcheinanderpurzeln, ohne Rücksicht auf seine sich ändernden Lebensumstände.

Seine technischen Fähigkeiten vermochten die Geschwister richtig einzuschätzen, ebenso der Schwager Hirth: «In seinem Beruf war er [Georg Elser] sehr geschickt, und es gab praktisch nichts, was er handwerklich nicht hätte erledigen können.» Auch seine Hauswirtin in Schnaitheim, Karoline Schmauder, die Elser bei Bauarbeiten und beim Möbelbau in Schnaitheim schätzen gelernt hatte, war voll des Lobes von Elasers Fähigkeiten: «Die technischen Voraussetzungen zur Durchführung des Attentats hat Elser zweifellos ganz alleine durchgeführt, und er war dazu ganz bestimmt auch in der Lage.» Darin stimmte auch der Sicherheitsdienst-Auslandschef Schellenberg überein, der erlebt hatte, wie rasch Elser den Sprengapparat nachgebaut hatte.

Mit Distanz zu Georgs Tod erinnerten sich die Geschwister an weitere technische Leistungen. Die älteste Schwester Friederike: «Dass mein Bruder die technischen Voraussetzungen für das Attentat alleine getroffen hat, ist schon möglich, weil er immer schon ein Bastler war.» Ein Tüftler sei er gewesen, habe immer gebastelt, war ein Spezialist für die damals so beliebten elektrischen Klaviere. Er sei ungeheuer zäh gewesen. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das habe er durchgeführt, unbeirrt der Schwierigkeiten.

Ähnlich Georgs Bruder Leonhard: «Das Diskutieren war nicht seine starke Seite. Er hatte eine Überzeugung, und dann pflegte er einen Entschluss zu fassen, und diesen Entschluss pflegte er unter allen Umständen auszuführen. Es fiel dabei das Wort: Ohne Rücksicht auf Verlust.» Leonhard setzte seinem umgebrachten Bruder, dem er einst nicht grün gewesen war, ein kleines Denkmal: Als einziger sei Georg damals «nicht nur überzeugt gewesen, dass Hitler ein Unglück bedeute, er habe seine Überzeugung auch in die Tat umgesetzt. Als Einziger sei er dazu auch in der Lage gewesen. Nur

seine Handfertigkeit, seine Zähigkeit und auch sein Mut hätte [n] so etwas fertig gebracht.»

Elser war bei jeder Arbeit gewissenhaft, manchmal fast bis zur Lächerlichkeit. Kauzig erschien er dabei nur einer beschränkten Umgebung. So meinte sein Musikerfreund Egetemaier: Wenn Elser ein Bett aufbaute, «stellte er sich davor und betrachtete es mindestens fünf Minuten lang, ohne ein Wort zu sagen, ging dreimal um das Bett herum, rüttelte und prüfte es und ging weg. Am nächsten Tag erschien er wieder, um nochmals das Bettgestell zu prüfen. Diese Prüfmanie sei ein regelrechter Tick gewesen, so auch im Zitherklub, wo Elser den Streichbass spielte. Da konnte es sein vor einem Konzert, dass Elser ganz genau seinen Streichbass stimmte, dann stellte er das Instrument in die Ecke und ging raus. Keine zwei Minuten später kam er wieder, um seinen Streichbass zu prüfen, ob er auch wirklich richtig gestimmt war.»

Diese Genauigkeit, die mehrfache Überprüfung und die gedankenversonnene Ruhe decken eine Begabung Elsers auf. Er hatte seine Arbeit perfekt im Kopf, brauchte keine Pläne und keine Anweisungen von einem Chef. Im Inneren wachte sein Zweifel, irgendetwas könne nicht in Ordnung sein. Wenn er mit etwas fertig war, liess er nochmals an seinem inneren Auge vorbeiziehen, was er gemacht hatte und ob alles richtig sei. Bei der Gestapo war er stolz darauf, dass er die Konstruktion des Explosionsapparats rein zeichnerisch gelöst hatte. Die Geheimen fanden das komisch, sie hatten keinen Zugang zu seinem Inneren, zu seinem technischen Denken sowieso nicht.

Einmal wenigstens erlebte Egetemaier einen veränderten Elser, Erinnerungen und visionäre Gedanken schienen den Grübler kurz aus seiner Verslossenheit herausgeführt zu haben. «Ein einziges Mal, so vermutet E.-M. [Egetemaier] heute, war G. Elser nahe daran, ihm zu sagen, was er vorhabe und was ihn bewege. Das war im Frühjahr 1937 oder 38 anlässlich eines Waldspazierganges. E.-M. und Elser gingen durch den Wald, es war ein Abend, eine friedliche Stimmung, und Georg Elser sprach ganz gegen seine Gewohnheit

sehr viel und noch dazu sehr viel von sich, er sprach von Konstanz, von seinen Erfolgen, die er in K[onstanz] habe und dass er in K. eine Art rundes Uhrgehäuse erfunden habe. Dann begann er zu zögern und machte wieder Bemerkungen wie: ‚Es gibt da so merkwürdige Dinge, was einem so manchmal geschieht, und dann kommt man zu bestimmten Ansichten.‘ Aber mehr sagte er nicht, und E.-M. glaubt heute, dass er es deshalb nicht gesagt hat, weil E.-M. damals zwar nicht in der Partei war, jedoch der NSDAP zu diesem Zeitpunkt immerhin positiv gegenüberstand.»

Unvermittelt kam Egetemaier auf Elser's Arbeitsethos und die Haltung zum Geld: «Was sich G[eorg] E[lser] in den Kopf setzte, das hat er ohne Rücksicht auf Gewinn durchgeführt. Wichtig war für ihn nicht das Geld verdienen, sondern die Befriedigung der perfekten Arbeit.» Sein letzter Arbeitgeber Grupp behielt einen ähnlichen Eindruck, «dass Elser nie Wert darauf gelegt hat, viel Geld zu verdienen. Es hat ihn ganz offensichtlich die gute Ausführung einer Arbeit eine solche Befriedigung verschafft, dass das Geld ihm mehr oder weniger Nebensache war.»

Zwei für den seelischen Ausgleich wichtige Wesenszüge Elser's gingen unter: sein Humor und sein Wunsch nach Geselligkeit. Ein Journalist hatte Egetemaier gefragt, «ob Elser immer ernst war oder ob er auch einmal lustig und ausgelassen sein konnte. E[getemaier] meinte: Ja, er konnte sehr wohl lustig sein, aber eigentlich immer nur in Gesellschaft von Frauen. Frauen waren ein und alles für ihn. Ansonsten lieb[t]e G. Elser es, in Gesellschaft zu sein. Er war nicht etwa menschen-scheu. Das beweist ja auch, dass er im Zitherclub war, dass er im Vereinsorchester des Gesangsvereins mitspielte, dass er in Konstanz in den Trachtenverein eintrat. Er wollte immer Menschen um sich haben; er fühlte sich auch glücklich, wenn er in der Familie von Anton Egetemaier vor dem grossen Krach verkehren konnte. Es konnte passieren, dass Georg drei Stunden lang am Tisch sass – er konnte dasitzen und lächeln, wieder aufhören zu lächeln und wieder lächeln und drei Stunden lang nichts sagen. G. Elser liebte die Gesellschaft; er wollte dabei sein, aber um Gottes Willen nicht selbst den Mittelpunkt bilden. Elser war äusserst intelligent

und klug. Er hatte eine schnelle Auffassungsgabe, war äusserst geschickt auch in mechanischen Dingen, war sehr musikalisch und lernte schnell.» Ein Beispiel aus der Musik: Elser kaufte von seinem eigenen Geld einen Kontrabass, übte und nach sechs Wochen konnte er schon im Konzert mitspielen.

Elsers Humor ist nur bruchstückhaft überliefert. Auf einigen Fotos ist ein leichtes Lächeln zu sehen, zeigt sich seine Freundlichkeit für sein Gegenüber. Besonders schön auf dem Meersburger Foto, wo Elser in einer Arbeitspause zwischen drei Frauen steht. Selbst auf einigen Fotos der Gestapo ist von seinem Lächeln ein Rest zu finden. Sein Gesicht strahlte eine ungewöhnliche Menschenliebe aus, die dem Kripochef Nebe auffiel. Von der Kripo her kannte Nebe kommunistische Sprenggruppen, bei Elser bemerkte er sofort, dass dieser schon vom Gesicht her nicht zu ihnen passte. Gesicht und Haltung Elsers erinnerten Nebe an einen Typus, den er von Handwerkern her kannte. Denselben Eindruck gewann Schellenberg.

Auch auf dem Heidenheimer Passfoto finden wir ein Lächeln, verschmitzt, eine stille Vergnügtheit. Elser hatte einen leisen Humor, damit konnte er schwierige Situationen überstehen. Im Nazi-alltag schlug er sich als heimlicher Schauspieler durch. Dies war seine Stärke, um seine Vorbereitungen für Hitlers Abgang zu tarnen. Genial gelang ihm die Legende, er arbeite an einer Erfindung. Er erntete damit Ehrfurcht, Respekt, Spekulation auf das viele Geld und die Erkenntnis, den Erfinder brauche man nicht weiter zu fragen.

Eine seiner Stärken, die glaubwürdig gespielte Harmlosigkeit, paarte sich mit sicherer Bewegung in gefährlichem Gelände. Bevor Elser irgendwo begann, wollte er sich zuerst gut auskennen. Er übereilte nichts. Vorher hatte er meistens keinen Plan, sondern wartete, bis sich eine Gelegenheit ergab. Das war der Grundsatz eines Pragmatikers. So arbeitete er zuerst monatelang bei den Schmauders am Haus- und Möbelbau mit. Damit gewann er Nähe, Lokalkennntnis und Wohlwollen. Als die Hausleute eines Tages weg waren, konnte er an seine ersten Spreng versuche gehen. Als es zu stark krachte

und die Decke herunterbröckelte, sagte er voller Unschuld, die Gipsler hätten halt schlecht gearbeitet.

Elser, der sonst nie viel redete, konnte blitzschnell einen Schwank entwickeln, wie bei Berta Schmauder in Schnaitheim: Er erfinde eine Schaufensterreklame und könne damit 2,5 Millionen Mark verdienen. Mit der «Erfindung» vertuschte er im Königsbronner Obstgarten die Explosionsschläge, die selbst schwere Ackerpferde fast in die Flucht schlugen.

Harmlosigkeit, verbunden mit Interesse und Zuverlässigkeit, liess ihn in der Heidenheimer Rüstungsfabrik die Gefahr der militärischen Abwehr überstehen. Sein grosses Interesse am Sprengstoff des Steinbruchs öffnete ihm den Weg zu den maroden Türen des Sprenghäuschens. Bei der Gestapo in Berlin stufte er den Diebstahl des Dynamits herunter als «Besuch». Dem Sog dieser Vereinfachung kann sich das Protokoll nicht entziehen, das mehr und mehr Distanz zu Elser verliert, je länger er bei seiner Strategie des langsamen, schwäbischen Dialektes bleibt. Seine Zähigkeit hilft ihm, er lässt sich nicht das Tempo diktieren, sondern redet weiter wie bisher. So entsteht Spannung im Saal, der Zuhörer kann nie sicher sein, ob dieser wunderliche Mensch aus einer anderen Welt da überhaupt etwas herausbringt. Dabei trägt Elser unbeeindruckt von der lähmenden Gestapo-Atmosphäre die schweren Attacken vor, für die er anderswo auf der Stelle erschlagen werden könnte. Obwohl er schon mehrmals der Folter unterworfen war, hat er seinen Kopf nicht verloren. Im Verhör ist sein strategisches Ziel, möglichst alle Kontaktpersonen herauszuhalten, niemanden mit hineinzuziehen. Fast wie ein erfahrener Kriminalist wirft er eine plötzliche Erinnerung in den Raum, um die Arbeitskollegen in der Heidenheimer Fabrik zu entlasten. Die Nennung der Radiostationen Moskau und Strassburg bringt die Kommissare von ihrer Fährte ab.

Wie Elser im Bürgerbräukeller die Lage erkundigte, ist ein Meisterstück der Volksschauspielerei. Ein Schwabe, des bayerischen Dialekts nicht mächtig, fragt sich bei der Bedienung mit einem rührenden Interesse am Führer durch. Als er zu Hause erkennt, dass er nur mit einer Sprengung der Saaldecke Hitler ins Grab bringen kann,

fährt er nochmals nach München. Er packt das Problem wie ein Handwerker an, nimmt die Masse des Pfeilers mit einem Meterstab auf und trägt die Ergebnisse in ein Handwerkerbüchlein ein. Diese Masse hat er noch über ein Jahr danach exakt im Kopf.

Eine weitere Meisterleistung, wie er sich eines Morgens im Bürgerbräukeller herausredet, als er vom Personal erwischt wird. Es zählt sich aus, dass er sich immer gut mit den Leuten stellte, von sich genügend und doch nichts Wichtiges preisgab. Diese kontrollierte Nähe wird sein Schutzschild, zusammen mit seiner Lebenswürdigkeit und einem leichten Lächeln auf den Lippen.

Aber wenn es sein muss, kann Elser hart sein. Im Haus der Eltern verschafft er sich durch eine mehrfache Abschliessung (Tür, Schrank, Koffer) einen unkontrollierbaren Raum. Da übertölpelt er auch die von der Mutter eingeschleuste Ortspolizei.

Elsers Wahrheit ruht in sich selbst, sie hat nichts Missionarisches an sich. Einen Parteiideologen konnte man aus ihm nicht machen. Sobald er in einer Gaststätte oder zu Hause Hitler am Radio reden hört, verlässt er wortlos den Raum. Nur Dummköpfe konnten daraus den Vorwurf ableiten, er habe sich in der NS-Ideologie nicht ausgekannt. Er dachte viel praktischer: Was mich nicht interessiert und was ich hasse, das brauche ich mir nicht anzuhören.

Seine Wortkargheit garantierte ihm, dass man ihn in Ruhe liess. Seine Klugheit war instinktsicher. Ohne Rücksicht auf die höhere Sprachkultur redete er, wenn er unter Seinesgleichen war. Zu Hitler sagte er nicht viel mehr als: Schau bloss dem Zigeuner ins Gesicht. Gegen die nationale Begeisterung der Umgebung blieb er bei einer alten Regel seiner ländlichen Heimat: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er selbst die Wahrheit spricht.

Seine stille Originalität im Alltag bewies Elser ständig, nur haben die meisten darüber nichts erzählt, solche einfachen Dinge wollte man nicht wissen. Wenn er in Bottighofen, zum ersten Mal in der Schweiz arbeitend, sein kleines Glück am See geniessen wollte,

brauchte er nur eine Badehose und eine Vereinbarung mit dem Schreinermeister, er werde die verlorene Arbeitszeit hinterher reichlich nachholen. Da war Elser ein Künstler mit autonomer Arbeitszeit, weit entfernt vom roten Industriearbeiter.

Wie er in einem Heidenheimer Nähmaschinenladen völlig unerfahren Gewehrmunition einkauft, könnte eine Szene von Karl Valentin sein. Er lässt sich alles zeigen, was es gibt, fragt naiv um Rat, weiss nicht einmal, welches Kaliber sein angebliches Gewehr hat, und entscheidet sich für das grösste vorhandene Kaliber – das wird schon am mächtigsten krachen.

Elser hält seinen Realismus bis zum Ende durch. Angesichts seiner Niederlage, an der nicht mehr zu rütteln ist und wo ihn auch komische Seelsorger unter den SS-Leuten nicht täuschen können, freut er sich darüber, dass er einen Rentner in München vor der Gestapo retten konnte. Während er zum Kriegsende seinen Tod erwartet, lässt er sich nicht an der Nase herumführen durch den religiösen Trost, Gott werde sich schon seiner annehmen. Er traut diesem Gott keine Aufmerksamkeit für einen einzelnen Menschen zu. Seinen Trost findet er im Lied eines Wiener Films aus dem Jahr 1941, das ihn durchs Lagerelend begleitet hat. Wie viele zum Tod Verurteilte will er nur noch wissen, welche Todesart ihm bevorstehe und welche die angenehmste sei.

Elser war eine in sich ruhende, gefestigte Person, mitten in einem Regime, das Mitläufer brauchte. Für seine Hoffnung benötigte er keine öffentliche Inszenierung, keine Propaganda, keine Kampagne, kein Theater irgendeiner Art und schon gar nicht den Segen der Obrigkeit. Darin war er seiner Zeit und deren Menschentypus weit voraus. Er war der absolute Gegentypus zu Hitler, der seine Umgebung mit einem nekrophilen Wahn zertrümmerte.

Elser konnte sich mit Empathie in die Leiden seiner Zeitgenossen hineinversetzen. Öfters wird bezeugt, dass er empfindlich war, in Tränen ausbrach. Er wollte nicht die ganze Menschheit umkremeln, sondern nur den nächsten Krieg verhindern.

Elser war bei aller Entschiedenheit Andersdenkenden gegenüber tolerant und liess ihnen Raum zu einer eigenen Haltung.

Eigentlich ist nicht so sehr Elser das Rätsel, eher ist ein Rätsel die Neigung der Massen zum Krieg und zu einer unsolidarischen Gesellschaftsordnung. Insofern ist dieser Elser auch unseren heutigen Zuständen noch weit voraus.

Elser war ein Sozialist, der den Weg zu seiner Hoffnung nicht von einem Gedanken, einem theoretischen Gebäude ableitete, wie es die philosophisch-sozialistische Richtung verlangt, sondern von seiner Lebenserfahrung. Und die gründete in den Hungerjahren und in chronischen Ungerechtigkeiten, als der gewalttätige Vater sich an der Familie austoben durfte.

Elser gibt sich auch grundlegend anders als der Typus des Industriearbeiters, wie er Ziel der kommunistischen Agitation war. Niemand beobachtete das besser als sein alter Schreinermeister Grupp, bei dem Elser periodisch arbeitete. Im Gartenstück seines Vaters suchte Elser sich einzurichten, aus der Holzlaube machte er einen gut ausgebauten Schuppen, in dem er seine Werkstatt betrieb, in der er Möbel und Uhren machte und auf eigene Rechnung verkaufte. Elser sei «ein guter Mann» gewesen, so wusste Grupp, «grundständig und Überstunden machte er, dass es eine wahre Lust war. Wenn ein Stück Arbeit fertig zu machen war, dann machte er es. Es war nur nötig, dass meine Frau ihm ein Stück Kuchen auf die Werkbank legte, dann war er zufrieden. Er war ein ausgesprochener Einzelgänger. Er hat immer für sich geschafft und nie neben irgendwelchen anderen Gesellen gestanden und sich nie mit ihnen unterhalten. Er sass immer allein in seiner Ecke und hat gearbeitet. (...) Er war von einer geradezu peniblen Art, arbeitete äusserst korrekt.»

Erich Fromm ermittelte 1929 bei seinen Untersuchungen zum autoritären Menschen, dass am häufigsten Kommunisten ihr Verhältnis zu ihren Vorgesetzten als schlecht bezeichneten. Elser hatte von den kleinen Handwerksbetrieben her – ausser bei Dornier in Friedrichshafen, wo er nur kurz war – gar keine Erfahrung mit Grossbetrieben machen können. Er wurde von allen Arbeitgebern gelobt, keiner liess ihn gerne gehen. Empfindlich wurde er nur, wenn ihm ein Chef bei der Arbeit Befehle gab. Elser wollte nie den

Kapitalismus stürzen, solche Riesenprojekte lagen ausserhalb seiner Möglichkeiten.

Auch von der Buchlektüre her gehörte Elser zum Typus des experimentierfreudigen Technikers. Aus einem Fehler im Aufsatz von Anton Hoch (1969) schloss man, Elser habe nichts gelesen, er sei ungebildet gewesen. Seine Freundin Elsa erzählte 1959 von seiner Lektüre. «Elser habe viel gelesen, aber das sei ihr zu ‚hoch‘ gewesen. Sie habe einen ganzen Schrank voll Bücher gehabt, aber die wollte Elser nie lesen, er wollte nur Bücher, durch die er sich bilden könne. Er hat sich auch zu Weihnachten ein Buch gewünscht, es war ein wissenschaftliches Buch. Sie weiss nicht mehr den Titel, meinte aber, es sei naturwissenschaftlich. Er hatte eine Reihe Bücher.»

Elser war der Antitypus zum autoritären Menschen, wie ihn Erich Fromm herausgearbeitet hat. Fromms Frage 429 traf Elasers Zentrum: «Wie kann nach Ihrer Meinung ein neuer Weltkrieg verhindert werden?» Der autoritäre Typus, der bei Konservativen vorherrschte, hielt Kriege für unvermeidbar, sie seien als eherne Notwendigkeit in der menschlichen Natur verankert. Während viele Befragte an dieser Frage überhaupt nicht interessiert waren und in den nächsten Krieg stolperten, gehörte Elser zum eher seltenen Typus der Radikalen, die vorschlugen: «Nur durch festen Widerstand (Kriegsdienstverweigerung, Sabotage), von so vielen wie möglich.»

Was dachte seine grösste Liebe, die Elsa Härten, später über ihn? 1959 sprach sie vier Stunden mit einem Journalisten, und sie redete flüssig, wie der Herr notierte, aber von dieser Fülle glaubte der eilige Schreiber nur neun Seiten überliefern zu müssen. Ihre erste Charakteristik konzentriert sich auf Elsers Partnerfähigkeiten, um die es ihr als Frau primär ging: «Sie fühlte sich sehr zu Elser hingezogen, er trank nicht, er rauchte nicht, er fluchte nicht, er schlug sie nicht. Er war für sie ein ‚Gentleman‘. Sie hat in den 6 Jahren nie erlebt, dass er sich je vorbeibenommen. Sie lobt Elser sehr. Er war anständig, bescheiden, still, ja wortkarg, sparsam, sehr geschickt und tüchtig. Ihm ging es nie ums Geldverdienen, immer nur um die Befriedigung.»

Der Schwager Hirth behielt anerkennend im Gedächtnis, was

Elser beim letzten Besuch am 6. November 1939 in Stuttgart gesagt hatte: «Er erklärte mir schon damals, dass der gerade begonnene Krieg für Deutschland schon verloren sei.» Sicher hatte Elser so etwas öfters gesagt, es wurde gerne vergessen, man wollte es nicht gehört haben. Als die Kommissare ihn 1939 mit Hitlers Wahn des «Lebensraums» beeindruckten wollten, gab Elser sich desinteressiert. Nationale Eroberungen waren ihm wurst, ganz im Unterschied zu dem späteren militärischen Widerstand um Stauffenberg u.a. Sein Realismus, seine Bescheidenheit, seine stille Menschenliebe – das alles machte ihn immun gegen den Grössenwahn des nach allen Seiten explodierenden Hitlerreiches.

Elser schleppte schmerzliche Spuren seiner Hungerzeit mit sich herum – auch dies wurde bisher übersehen. In seinem Personalbogen bei der Gestapo München ist vermerkt, er trage eine Oberkieferplatte mit sieben Zähnen. Elser muss extrem schlechte Zähne gehabt haben, was in der Unterversorgung im Mutterleib gründen könnte und sich verstärkte durch die Hungerjahre während des Krieges. Er hatte eine schwächliche Konstitution. Seine Hände waren kleiner als die seiner Freundin Elsa, was sie nie vergass. Wie zur Kompensation fiel umso energischer sein Wille aus, nie mehr einen Krieg erleben zu wollen.

Die Sonderkommission Heidenheim der Stuttgarter Gestapo erkannte sehr bald, was Elser wollte. Der Chef Krüger vertraute schon 1940 dem Rüstungsfabrikanten Waldenmaier an, beide waren noch Nutzniesser des Regimes: «Trotz Folterungen war Elser dabeigebieben, dass er das Attentat durchgeführt hätte, um der Arbeiterschaft und der ganzen Welt den Krieg zu ersparen.» Der Unternehmer, den Elser in grösste Gefahr gebracht hatte, hielt 1945 zu ihm und ärgerte sich über eine irreführende Pressepolitik, die noch Jahrzehnte andauern sollte: «Elser, der glaubte, im Interesse des deutschen Volkes und der Welt Hitler beseitigen zu müssen, werde in der Presse als SS-Mann und SS-Führer dargestellt.»

BIBLIOGRAPHIE

Archive

Basel (Öffentliche Universitätsbibliothek), Berlin (Bundesarchiv), Berlin (Archiv des Auswärtigen Amtes, Politisches Archiv), Bern (Schweizerisches Bundesarchiv), Bonn (Archiv der sozialen Demokratie in der Friedrich-Ebert-Stiftung), Dachau (Archiv der Gedenkstätte), Düsseldorf (Landesarchiv), Frankfurt/Main (Deutsches Rundfunkarchiv), Frauenfeld (Kantonsbibliothek), Freiburg/Breisgau (Erzbischöfliches Archiv, Staatsarchiv), Friedrichshafen (Archiv des Zeppelin Museums), Heidenheim (Stadtarchiv), Heilbronn (Stadtarchiv), Koblenz (Bundesarchiv), Königsbronn (Georg-Elser-Gedenkstätte), Konstanz (Stadtarchiv), Limburg (Diözesanarchiv), Ludwigsburg (Bundesarchiv), Ludwigsburg (Bundesarchiv, Staatsarchiv), Mainz (Dom- und Diözesanarchiv), München (Bayerisches Staatsministerium der Justiz, Institut für Zeitgeschichte, Staatsarchiv für Oberbayern), Nürnberg (Staatsarchiv), Potsdam (Brandenburgisches Landeshauptarchiv), Reutlingen (Privatarchiv Haasis), Sachsenhausen (Archiv der Gedenkstätte des KZ Sachsenhausen), St. Gallen (Staatsarchiv), Speyer (Landesarchiv), Stuttgart (Landeskirchliches Archiv), Trogen (Kantonsbibliothek), Würzburg (Staatsarchiv).

neue Archivfunde

Berlin, Bundesarchiv, Aussenstelle Dahlwitz-Hoppegarten (Signatur: ZC 14162/ Akte 5).

Freiburg/Breisgau, Staatsarchiv

B 715/1 Nr. 456 (Brand der Uhrenfabrik Schuckmann 1929, darin 8 Pläne von 1929/30)

B 700/1 Nr. 2284 (Verzeichnis der verbotenen Druckschriften, ab 1935).

B 715/2 Nr. 375 (Bekämpfung politischer Ausschreitungen, 1932).

ab 1.611 interessante Akten (ab 1919) zu Kommunisten, Sicherheit und Ordnung, politische Lage, Aufruhr, Frühzeit der NSDAP, Emigranten usw.

Literatur

Ackermann, Volker: Nationale Totenfeiern in Deutschland. Stuttgart 1990

Albrecht, Ulrike: Das Attentat, München 1987

Andreas-Friedrich, Ruth: Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938-1948. Berlin 1947. Frankfurt/Main 2000

Andresen, Ute: Mythos und Mensch. Gedenken an Georg Elser. Die eine kann

nicht aufhören, von ihm zu reden, die andere will nichts mehr erzählen – und die Stadt München lässt sich Zeit mit der Würdigung. In: die tageszeitung, Berlin, 8. November 2000, S. 5

Atze, Marcel: «Unser Hitler». Der Hitler-Mythos im Spiegel der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Göttingen 2003

Bakels, Floris B.: Nacht und Nebel. Der Bericht eines holländischen Christen aus deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern. Frankfurt a.M. 1979
Barthel, Karl: Die Welt ohne Erbarmen. Bilder und Skizzen aus dem K.Z., Rudolstadt 1946 (S. 59-63, das Kapitel «Einundzwanzig», berichtet detailliert über die 21 jüdischen Häftlinge, die in Buchenwald am 9. November 1939 aus Wut auf Elzers Attentat erschossen wurden)

Baur, Hans: Mit den Mächtigen zwischen Himmel und Erde. Coburg ⁹1993

Behrenbeck, Sabine: Der Kult um den toten Helden. Vierow 1996

Berthold, Willi: Die 42 Attentate auf Adolf Hitler. München 1981

Best, S(igismund) Payne: The Venlo Incident, London o.J. [1950]

Bleiber, Beatrice, und Helmut (Hg.): Die Rückseite des Hakenkreuzes. München ²1994

Bloch, Erich: Das verlorene Paradies. Ein Leben am Bodensee 1897-1937.

Bearbeitet von Werner Trapp. Sigmaringen 1992

Boberach, Heinz (Hg.): Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS. 17 Bände. Herrsching 1984

Boelcke, Willi A. (Hg.): Kriegspropaganda 1939-1941. Stuttgart 1966

Bosch, Manfred: Die Bohème am Bodensee: Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950, Lengwil am Bodensee, 2. Aufl. 1997

Bramsted, Ernst K(ohn): Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925-1945. Frankfurt a.M. 1971

Bringolf, Walther: Mein Leben. Weg und Umweg eines Schweizer Sozialdemokraten. Bern-München-Wien 1965 (sein hochinteressanter, noch wenig benutzter Nachlass liegt im Stadtarchiv Schaffhausen)

Brissaud, André: Die SD-Story. Zürich 1975

Broszat, Martin/Froehlich, Elke: Alltag und Widerstand. Bayern im Nationalsozialismus. München 1987

Bucher, Erwin: Zwischen Bundesrat und General. Schweizer Politik und Armee im Zweiten Weltkrieg. St. Gallen 1991

Bumke, Oswald: Erinnerungen und Betrachtungen. Der Weg eines deutschen Psychiaters. München 1952

Burchardt, Lothar/Schott, Dieter/Trapp, Werner: Konstanz im 20. Jahrhundert. Konstanz 1990

Bussmann, Walter: Zur Entstehung und Überlieferung der «Hossbach-Niederschrift», in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 16. Jg., 1968, S. 373-384.

Buzengeiger W.: Tausend Tage Dachau # 309. O. O. u. J. (Ulm 1998)

Carls, Hans: Erinnerungen eines katholischen Geistlichen aus der Zeit der Gefangenschaft. Köln 1946

- Christel, Albert: Apokalypse unserer Tage. Erinnerungen an das KZ Sachsenhausen. Frankfurt/Main 1987
- Das Unbegreifliche begreifen. Rundgang durch die KZ-Gedenkstätte Dachau. (Museums-Pädagogisches Zentrum München) München 1995
- Dede, Klaus: Georg Elser – der deutsche Teil. Offener Brief an die Leitung des Oldenburgischen Staatstheaters. O.O.U.J. (Oldenburg 2003, 87 S., Exemplar in der Privatbibliothek Haasis)
- Deutsch, Harold C(harles): Verschwörung gegen den Krieg. Der Widerstand in den Jahren 1939-1940. München 1969
- Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade). 6. Jg., 1939, Heft 9, Nachdruck Salzhausen 1980
- Dörner, Bernward: Gestapo und ‚Heimtücke‘. In: Gerhard, Paul/Mallmann, Klaus-Michael (Hg.): Die Gestapo – Mythos und Realität. Darmstadt 1996, S. 325-342
- Domarus, Max (Hg.): Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945. Würzburg 1963
- Donson, Andrew: (Artikel über die NS-Elite) in: Social History, Vo. 31, No. 3, August 2006 (rezensiert in: Süddeutsche Zeitung, 21. August 2006, S. 14)
- Dornier, Claude: Aus meiner Ingenieurlaufbahn. Zug 1966
- Dornier. Die Chronik des ältesten deutschen Flugzeugwerks. Friedrichshafen 1983
- Dressen, Willi: NS-»Euthanasie«-Prozesse in der Bundesrepublik Deutschland im Wandel der Zeit, in Loewy, Hanno / Winter, Bettina (Hrsg.) (1996): NS-«Euthanasie» vor Gericht. Fritz Bauer und die Grenzen juristischer Bewältigung, Frankfurt/New York 1966, S. 35-54
- Duffy, James P./Ricci, Vincent L.: Target Hitler. The plots to kill Adolf Hitler: London 1992
- Elgers, Paul: Ein Giftpilz für die Kaiserin. Attentäter Report. Rudolstadt 1983, 2. Aufl. 1986 (über Elzers Attentat S. 155-185; aufgrund westlicher Quellen, die in der DDR nicht zugänglich waren; Elser wird nicht als Widerstandskämpfer gewürdigt, sondern in eine Reihe mit unpolitischen anderen Bombenlegern gestellt)
- Elser, Georg: Autobiographie eines Attentäters. Der Anschlag auf Hitler im Bürgerbräu 1939. Hg. und eingeleitet von Lothar Gruchmann. Stuttgart 1989 (1. Ausgabe 1970)
- Farago, Ladislav: Das Spiel der Fühse. Deutsche Spionage in England und den USA 1918-1945. Frankfurt/Berlin 1972 (berichtet S. 185ff über die chaotischen Zustände bei den deutschen Nazi-Agenten gegen England, Hinrichtung und Selbstmord)
- Federn, Ernst: Versuche zur Psychologie des Terrors. Hg. von Roland Kaufhold. Giessen 1999 (der wenig rezipierte österreichische Psychoanalytiker, als Trotzkind und Jude in Dachau und Buchenwald 1938-45)
- Festschrift der SA-Standarte 114 für die anlässlich des Aufmarsches der gesam-

ten Standarte am 15-16. September 1934 stattfindenden Veranstaltungen in Konstanz. O.O.u.J. (Konstanz 1934, ein einziges Exemplar in Singen/Hohentwiel; eine Abschrift in:

http://haasis-wortgeburten.anares.org/elser/bio_nachtrag_34.php)

Fink, Jürgen: Die Schweiz aus der Sicht des Dritten Reiches 1933-1945. Zürich 1985

Fritze, Lothar: Die Bombe im Bürgerbräukeller. Der Anschlag auf Hitler vom 8. November 1939. Versuch einer moralischen Bewertung des Attentäters Georg Elser, in: Frankfurter Rundschau, 8.11.1939, S. 9 (moralische Diskreditierung Elsers, faktisch jeder Form von Widerstand in einer Diktatur; diese revisionistische Generalabrechnung wurde lanciert von der Redakteurin Jutta Roitsch, delikaterweise einer Enkeltochter von Goerdeler, der nie ein Attentat wollte und linke Leute und Arbeiter wie Elser weit von sich wies)

Fromm, Erich: Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung (1929). Stuttgart 1980

Frommann, Eberhard: Die Lieder der NS-Zeit: Untersuchungen zur nationalsozialistischen Liedpropaganda von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg, Köln 1999

Fuhrer, Hans Rudolf: Spionage gegen die Schweiz. Die geheimen deutschen Nachrichtendienste gegen die Schweiz im Zweiten Weltkrieg 1939-1945. Frauenfeld 1982

Gegen Hitler – gegen den Krieg! Georg Elser. Hg. vom Georg-Elser-Arbeitskreis. Heidenheim 1989

Gisevius, Hans Bernd: Bis zum bitteren Ende. 2 Bände. Zürich 1946

Ders.: Wo ist Nebe? Zürich 1966

Goebbels, Joseph: Die Tagebücher. Teil 1, Bd. 3 und 4, München 1987

Goldschmitt, Franz: Zeugen des Abendlandes. Saarlouis 1947

Griessinger, Andreas (Hg.): Grenzgänger am Bodensee. Georg Elser – Verfolgte – Flüchtlinge – Opportunisten, Konstanz 2000

Ders.: Konjunkturen historischen Erinnerens – Auf dem Weg in eine Gesellschaft ohne Zeitzeugen. Nachtrag zu einer Kontroverse um Georg Elser, in: Ders. (Hg.): Grenzgänger am Bodensee, 2000, S. 147-157.

Ders.: Der lange Weg des Georg Elser ins Bewusstsein der Deutschen, in: Ders. (Hg.): Grenzgänger am Bodensee, 2000, S. 13-20

Gritschneder, Otto (Hg.): Ich predige weiter. Rupert Mayer und das Dritte Reich. Rosenheim 1987

Groscurth, Helmuth: Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938-1940. Stuttgart 1970

Gross, Alexander: Gehorsame Kirche. Ungehorsame Christen im Nationalsozialismus, Mainz 2000, S. 44 (Kardinal Faulhaber, gerne für den Widerstand reklamiert, liess gleich einen Tag nach dem Attentat in der Münchner Frauenkirche den grossen Hymnus «Grosser Gott, wir loben dich» anstimmen.

- Noch nach dem Attentat von 1944 erwies sich Faulhaber als Hitler-Freund). S. 63/64: Karl Leisner, geb. 1915, lungenkrank, Diözesanjungsführer im Bistum Münster, katholischer Theologiestudent, bedauerte den Fehlschlag von Elser's Tat, kam deshalb in Haft nach Freiburg und Mannheim, ins KZ Sachsenhausen und zuletzt nach Dachau, wo er heimlich zum Priester geweiht wurde. Bald nach der Befreiung gestorben in einem Münchner Lungensanatorium.)
- Gross, Babette: Willi Münzenberg. Eine politische Biographie. Stuttgart 1967
- Gross, K. A.: Zweitausend Tage Dachau. O. O. u. J. [um 1947]
- Gruchmann, Lothar: Georg Elser, Tischlergeselle und Attentäter. In: Manfred Bosch, Wolfgang Niess (Hg.): Der Widerstand im deutschen Südwesten 1933-1945. Stuttgart 1984, S. 291-298
- Haasis, Hellmut G.: Georg Elser's Attentat im Spiegel der NS-Presse und des Schweizer Journalismus. Regionale Aspekte zum Anschlag im Bürgerbräu am 8. November 1939, in: A. Griessinger (Hg.): Grenzgänger am Bodensee, 2000, S. 91-114
- Ders.: Georg Elser schwäbisch bei der Gestapo. Ein Stück mit 20 Szenen. (Freiheitsbaum im Theater Nr. 1. Stücke, Hörspiele, Kurzdramen, Szenen) Paris-Strasbourg-Reutlingen, 3. Aufl. 2008
- Ders.: Georg Elser oder Die Verwurstung des fähigsten Hitlergegners, in: schwarzer faden, Nr. 77, 24. Jg., Sommer 2004, S. 34-37 (darin nannte ich Fritze schon einen «tendenziellen Rechtsextremisten», was er mir sofort gerichtlich verbieten wollte, aber am Ende doch unterliess)
- Ders.: Spuren der Besiegten. Bd. 3. Reinbek 1984
- Hänger, Matthias: Geschichte als Wissenschaft oder politische Manipulation? Reichstagsbrand und Bürgerbräukellerattentat. Diplomarbeit an der Universität der Bundeswehr München. Staats- und Sozialwissenschaften. München 2001 (145 S., Exemplar in der Bibliothek dieser Hochschule, ein 2. in der Privatbibliothek Haasis)
- Harder, Alexander: Kriminalzentrale Werderscher Markt. Bayreuth 1963 Hassell, Ulrich von: Vom andern Deutschland. Zürich, Freiburg 1946
- Hauber, Georgia: Georg Elser – Widerstand und Alltagserfahrungen, in: A. Griessinger (Hg.): Grenzgänger am Bodensee, 2000, S. 77-89
- Hauser, C.: Aux origines du «Büro Ha». In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte. Band 44, 1994, S. 144-165 (Volltext im Netz abrufbar)
- Heiber, Helmut: Der Fall Grünspan. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 5, 1957, S. 134-172
- Herbst, Ludolf: Die Krise des nationalsozialistischen Regimes am Vorabend des Zweiten Weltkrieges und die forcierte Aufrüstung. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 26, 1978, S. 347-392
- Hess, Sales: Dachau. Eine Welt ohne Gott. Nürnberg 1946
- Heuer, Hans-Joachim: Die Geheime Staatspolizei. Über das Töten und die Tendenzen der Entzivilisierung, Berlin/New York 1995 (die Anwendung der

- Folter war alltäglich, keine Ausnahme von angeblich besonders sadistisch Veranlagten, ausserdem waren häufig Sekretärinnen und Ärzte anwesend, die Komplizenschaft also breit und folglich für alle entlastend; dazu fand ich inzwischen eine Menge unbekannter Folter-Schilderungen aus dem Gestapo-Haus Stuttgart, dem «Hotel Silber»)
- Hitler, Adolf: Aufrufe, Tagesbefehle und Reden des Führers im Kriege 1939/41. Karlsruhe 1941
- Ders.: «Es spricht der Führer». Gütersloh 1966
- Hitlers politisches Testament. Hamburg 1981
- Hoch, Anton: Der Attentäter aus dem Volke. In: Ders./Lothar Gruchmann: Georg Elser: Der Attentäter aus dem Volke. Der Anschlag auf Hitler im Münchner Bürgerbräu 1939. Frankfurt a.M. 1980 (1. Fassung des Gestapo-Protokolls 1970)
- Hochhuth, Rolf: Panik im Mai. Reinbek bei Hamburg 1989
- Ders.: Teil 38. Dankrede für den Basler Kunstpreis 1976. Reinbek 1979 Hoffmann, Peter: Die Sicherheit des Diktators. München, Zürich 1975
- Ders.: Widerstand – Staatsstreich – Attentat. München ³1979
- Hossbach, Friedrich: Zwischen Wehrmacht und Hitler. Wolfenbüttel 1949. Geschichte der Niederschrift. Wolfenbüttel 1949.
- Hrdlicka, Manuela R.: Alltag im KZ. Das Lager Sachsenhausen bei Berlin. Opladen 1992
- In der Gestapo-Zentrale Prinz-Albrecht-Strasse 8. Berichte ehemaliger Häftlinge. Berlin/BRD 1987
- Janssen, Karl-Heinz / Fritz Tobias: Der Sturz der Generäle. Hitler und die Blomberg-Fritsch-Krise 1938. Beck, München 1994 (zur Hossbach-Niederschrift)
- Jasper, H.: Maximilian de Crinis (1889-1945). Eine Studie zur Psychiatrie im Nationalsozialismus. (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Heft 63) Berlin 1991
- Joos, Joseph: Leben auf Widerruf. Begegnungen und Beobachtungen im KZ Dachau 1941-1945. Olten 1946
- Kadelbach, Ulrich: Requiem für einen Vater. Stuttgart 2007
- Kaiser, Gerd: Katyn. Das Staatsverbrechen – das Staatsgeheimnis, Berlin 2002
- Kater, Michael H.: Ärzte als Hitlers Helfer, Hamburg/Wien 2000, S. 215-217, 220-221, 254, 285, 287 (über Max de Crinis)
- Kershaw, Jan: Der Hitler-Mythos. Stuttgart 1980
- Kimmel, Günther: Das Konzentrationslager Dachau. Eine Studie zu den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen. In: Bayern in der NS-Zeit. Bd. 2, Teil A. München, Wien 1979, S. 349-413
- Klee, Ernst: Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer. 3. Aufl. Frankfurt/Main 1997
- Ders.: «Euthanasie» im NS-Staat. Die «Vernichtung lebensunwerten Lebens». Frankfurt/Main 1983

- Ders.: Was sie taten, was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord / Ernst Klee. – Frankfurt/Main 1986
- Ders.: Persilscheine und falsche Pässe. Wie die Kirchen den Nazis halfen. Frankfurt/Main 1991
- Kleinschmidt, Heiner/Bohner, Jürgen (Hg.): Heidenheim zwischen Hakenkreuz und Heidenkopf. Heidenheim 1983
- Klemperer, Klemens von: Die verlassenen Verschwörer. Berlin 1994
- Koerber, Walther (Hg.): Das neue Europa. Mitteilungen über das englisch-amerikanische Welt- und Geschichtsbild. Pressedienst. Stuttgart/Berlin 2. Jg. 1942
- Koerber, Walther/Wanderscheck, Hermann/Zugschwert, Hans: Mord! Spionage!! Attentat!!! Die Blutspur des englischen Geheimdienstes bis zum Münchener Bombenanschlag. Mit zum Teil noch unveröffentlichtem Bildmaterial. Verlag Wehrfront Alfred Becker, Berlin W 35, 1940 (50'000 Stück Erstauflage, dennoch haben sich in den deutschen Bibliotheken nur elf Exemplare erhalten; ein weiteres Exemplar in der Elser-Gedenkstätte Königswaldbrunn, Kopie in der Privatbibliothek Haasis)
- Kombichler, Thomas: Adolf-Hitler-Psychogramme. Band 2. Frankfurt a.M. 1994
- Kupfer-Koberwitz, Edgar: Die Mächtigen und die Hilflosen.
Als Häftling in Dachau, 2 Bände. Stuttgart 1957
- Lang, Jochen von: Die Gestapo. München 1990
- Langbein, Hermann: Die Stärkeren. Ein Bericht aus Auschwitz und anderen Konzentrationslagern. Köln 2. Aufl. 1982 [S. 58-88 Dachau]
- Langemann, Hans: Das Attentat, Hamburg o. J. [1956]
- Langkau-Alex, Ursula: Deutsche Volksfront 1932-1939. Zwischen Berlin, Paris, Prag und Moskau. 3 Bd., S. 196ff
- Lau, Jörg: Eine Selbstschädigung. Wie ein Forscher den Hitler-Attentäter Elser verunglimpft und das Hannah-Arendt-Institut in Dresden in Misskredit bringt. In: Die Zeit, Nr. 3, 13. Januar 2000, S. 39
- Luik, Amo/Thomma, Norbert: «Ich sprengte die Regierung in die Luft».
In: die tageszeitung, Berlin, 31.3.1995, S. 12/13
- Mallmann, Klaus-Michael/Paul, Gerhard: Das zersplitterte Nein. Saarländer gegen Hitler. Bonn 1989
- Malzahn, Claus Christian: Hitler-Attentäter Elser – Dreizehn Minuten, die der Weltgeschichte fehlen. In: Rogoss, Achim/Hemmer, Elke/Zimmer, Edgar (Hg.): Georg Elser – Ein Attentäter als Vorbild. Bremen 2006, S. 47-52
- Mang, Thomas: Retter um sich selbst zu retten. Die Strategie Rückversicherung, Dr. Karl Ebner, Leiter-Stellvertreter der Staatspolizeistelle Wien 1942-45. Magisterarbeit Wien 1998 (darin über den Wiener Gestapochef F. J. Huber)
- Matt, Alphons: Zwischen allen Fronten. Der zweite Weltkrieg aus der Sicht des Büro Ha. Frauenfeld 1969 (S. 40, 49-50 über Strassers Ausweisung)

- May, Rudi: Georg Elser: «Ich habe den Krieg verhindern wollen». In: Saitenspiel. Zeitschrift des deutschen Zithermusik Bundes e.V., 39. Jg., September/Oktober 1999, S. 199/200
- Meienberg, Niklaus: Es ist kalt in Brandenburg. Ein Hitler-Attentat. Zürich 1980 (über Bavaux)
- Michelet, Edmond: Die Freiheitsstrasse. Dachau 1943-1945. Stuttgart 1960
- Moser, Arnulf: Der Zaun im Kopf. Zur Geschichte der deutsch-schweizerischen Grenze um Konstanz. Konstanz 1992
- Müller, Josef: Bis zur letzten Konsequenz. München 1975
- Münchens Mühen mit der Zeit. Verdrängte Rolle als «Hauptstadt der Bewegung». in: Neue Zürcher Zeitung, 8./9. Dezember 2001, Nr. 286, S. 7
- Münzenberg, Willi: Propaganda als Waffe. In: Ders.: Ausgewählte Schriften 1919-1940. Hg. von Til Schulz. Frankfurt/Main 1972
- Naujoks, Harry: Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936-1942. Berlin 1989
- Neher, Franz Ludwig (unter Pseudonym Peter Hilten): Einer gegen Hitler. In: Echo der Woche vom 10.12.1948 – 25.2.1949
- Neuhäusler, Johannes: Kreuz und Hakenkreuz. Der Kampf des Nationalsozialismus gegen die katholische Kirche. 2 Bände. München 1946
- Ders.: Wie war das in Dachau? Ein Versuch, der Wahrheit näherzukommen. München 3. Aufl. 1961
- Niemöller, Heinz Hermann: Leserbrief an das Publikum-Forum, Gauting, 1. April 2002 (Kopie im Privatarchiv Haasis)
- Odenwald, Gottfried: Georg Elser und Karl Kuch. In: Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz, Jg. 1995/96, S. 288-306 (einst Psychiater in Heidenheim, willkürliche Weiterentwicklung der von Vollmer ausgehenden Märchen)
- Opitz, Günther: Der Christlich-Soziale Volksdienst. Versuch einer protestantischen Partei in der Weimarer Republik (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien Bd. 37), Düsseldorf 1969.
- Ortner, Helmut: Der Einzelgänger, Rastatt 1989, 2. Aufl.: Der einsame Attentäter. Göttingen 1993 (inzwischen unter 4 verschiedenen Titeln, immer mit demselben Text)
- Peis, Günter: Zieh' dich aus, Georg Elser! In: Bild am Sonntag, ab 8.11.1959 (mehnteilige Serie)
- Petrak, Josef (Worte)/Profes, Anton (Musik): Ich trag' im Herzen drin ein Stückel altes Wien, ein Stückel Seligkeit aus dieser Zeit. Wiener Lied (Duett) und langsamer Walzer aus dem Wien-Film «Wir bitten zum Tanz», Wiener Arion-Verlag (Elsers Lieblingslied auf der Zither, dessen Noten ihm im Frühjahr 1945 sein Dachauer SS-Wachmann Franz Leitner kaufte)
- Petry, Ernst/Peis, Günter: Der Attentäter. In: Der Stern, Jg. 1964, Nr. 18-20
- Picker, Henry: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-42. Stuttgart 3. Aufl. 1976
- Politik und Unterricht. Zeitschrift zur Gestaltung des politischen Unterrichts.

20. Jg., 2. Quartal. Villingen/Schwenningen 1994 (darin Foto mit den vor Hitler Sitzenden während der Rede im Bürgerbräukeller)
- Polzer, Wilhelm: Der Sachbeweis in der Kriminalistik, München 1938
- Pretsch, Hermann: Wohin mit dem Schnaitheimer Schreiner? In: Stuttgarter Zeitung, 10.11.1979 (Heidenheimer kathol. Pfarrer, nahm Zahl bei seinem ersten Hafturlaub auf)
- Pünter, Otto: Der Anschluss fand nicht statt. Geheimagent Pakbo erzählt. Erlebnisse, Tatsachen und Dokumente aus den Jahren 1930 bis 1945. Bern/Stuttgart 1967
- Rathert, Ronald: Verbrechen und Verschwörung: Arthur Nebe. Der Kripochef des Dritten Reiches. Münster 2002
- Renz, Ulrich: Lauter pflichtbewusste Leute. Köln 1989
- Ders., Herausgeber: Die Akte Elser (Schriftenreihe der Georg Elser Gedenkstätte in Königsbronn Bd. 1), Königsbronn 2000 (26 S., das Elser-Dossier aus dem Schweizerischen Bundesarchiv Bern, leider ohne die nur dort liegenden Berliner Gestapo-Fotos)
- Ders.: Georg Elzers Heimat. Beiträge über den Königsbronner Widerstandskämpfer (Schriftenreihe der Georg Elser Gedenkstätte in Königsbronn Bd. 5), Königsbronn 2004
- Ders.: In der Sache Gisevius. Ein Augenzeuge des 20. Juli urteilt über Georg Elser (Schriftenreihe der Georg Elser Gedenkstätte in Königsbronn Bd. 4), Königsbronn 2003
- Ders.: Der Fall Niemöller. Ein Briefwechsel zwischen Georg Elzers Mutter und dem Kirchenpräsidenten (Schriftenreihe der Georg Elser Gedenkstätte in Königsbronn Bd. 3), Königsbronn 2002
- Ders.: Kampf um Gerechtigkeit. Das Schicksal der Familie Hirth. Mit Dokumenten zu ihrem Kampf um Entschädigung (Schriftenreihe der Georg Elser Gedenkstätte in Königsbronn Bd. 8), Königsbronn 2007
- Ders. (Hg.): Das Protokoll. Die Autobiographie des Georg Elser. (Schriftenreihe der Georg Elser Gedenkstätte in Königsbronn Bd. 7), Königsbronn 2006 (das Gestapo-Protokoll, von dem es 4 Editionen gibt, ich zitiere nach der 1. Edition von 1970, die Namen von mir aus dem Original nachgetragen)
- Richardi, Hans Günter: Bomber über München. Der Luftkrieg von 1939 bis 1945, dargestellt am Beispiel der «Hauptstadt der Bewegung». München 1992
- Ders.: SS-Geiseln in der Alpenfestung. Die Verschleppung prominenter KZ-Häftlinge aus Deutschland nach Südtirol. Bozen 2005
- Richardot, Jean-Pierre: Die andere Schweiz. Eidgenössischer Widerstand 1940-1944. Berlin 2004
- Ritter, Nikolaus: Deckname Dr. Rantzau. Die Aufzeichnungen des Nikolaus Ritter, Offizier im Geheimen Nachrichtendienst. Hamburg 1972 (schönfärberrisch, war und blieb Nazi; er spionierte vor allem in den USA, geführt von

- der Abwehrstelle Hamburg; ein deutscher Geheimagent wurde 1940 mit U-Boot vor Irland abgesetzt, aber gleich verhaftet)
- Röhm, Eberhard: Der württembergische Protestantismus und die «Judenfrage» im Zweiten Weltkrieg. In: Lächele, Rainer/Thierfelder, Jörg (Hg.): Das evangelische Württemberg zwischen Weltkrieg und Wiederaufbau. Stuttgart 1995 (hier S. 32/33)
- Rosenberg, Alfred: Das politische Tagebuch. München 1964
- Rost, Nico: Goethe in Dachau. Hamburg 1981
- Roth, Erwin: Der Geheimnisvolle von Zelle 13, in: Heidenheimer Zeitung, 10. und 11.4.1956
- Ders.: Georg Elser – die Hand am Rad der Geschichte, in: Heidenheimer Zeitung, 21.4.1956
- Ders.: «Gebt ihm seine Tat zurück». Erwin Roth findet die Wahrheit über Georg Elser (Schriftenreihe der Georg Elser Gedenkstätte in Königsbronn Bd. 2), Königsbronn (um 2006)
- Roth, Karl-Heinz: Leistungsmedizin: Das Beispiel Pervitin. In: Fridolf Kulin (Hg.): Ärzte im Nationalsozialismus, Köln 1985, S. 167-174
- Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Krefeld 1949
- Rovan, Joseph: Geschichten aus Dachau. München/Zürich 1992
- Rürup, Reinhard (Hg.): Topographie des Terrors. Berlin 7. Aufl. 1987
- Sauer, Paul: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus. Ulm 1975
- Schadt, Jörg (Hg.): Verfolgung und Widerstand unter dem Nationalsozialismus in Baden. Die Lageberichte der Gestapo und des Generalstaatsanwalts Karlsruhe 1933-1940, Stuttgart u.a. 1976
- Schätzle, Julius: Wir klagen an! Stuttgart o. J. [1946]
- Schellenberg, Walter: Hitlers letzter Geheimdienstchef. Rastatt 1986 (Erinnerungen)
- Schenk, Dieter: Auf dem rechten Auge blind. Die braunen Wurzeln des BKA. Köln 2001
- Scheytt, Stefan/Schröm, Oliver: Unerschrocken zugepackt – Von den Nazis belohnt – Ein Orden aus Bonn: Der Mann, der Georg Elser verhaftete. In: Die Zeit, Nr. 48, 24.11.1989 (über Waldemar Zipperer)
- Schiele, Siegfried (Hg.): Politischer Widerstand gegen die NS-Diktatur: Kurt Schumacher; Eugen Bolz; Georg Elser; Die «Weisse Rose» am Beispiel von Hans und Sophie Scholl; Claus Graf Schenk von Stauffenberg (Politik & Unterricht / hrsg. von der Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg, Band 20,2) Villingen-Schwenningen 1994
- Schillinger, Rolf: Gesundheitsgefährdende Belastungen bei der Sprengarbeit, in: Sprengmittel/Sprengtechnik, Jg. 1999, Nr. 2 (Dank an Sprengmeister Bartsch, Wismar)
- Schlumberger, Hella: Türkenstrasse. München 1998
- Schmädecke, Jürgen/Steinbach, Peter (Hg.): Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. München/Zürich 1985

- Schmidt, Fritz: Mord droht den Männern auf der andern Seite. Fallstudien zur Bedrohung und Ermordung jugendbewegter Menschen im Dritten Reich: Karl Lämmermann und Günther Wolff im Zusammenhang mit dem 30. Juni 1934, Helmut Hirsch und Gerhard Lascheit. Edermünde 2005 (2. Auflage)
- Schmitt, Eric-Emmanuel: Adolf H. Zwei Leben. Roman. Zürich 2007 (Paris 2001)
- Schnabel, Thomas (Hg.): Formen des Widerstandes im Südwesten 1933-1945. Ulm 1994
- Schoebe, Gerhard: Die Hitler-Rede vom 8. November 1939. Hamburg 1960
- Schröm, Oliver/Röpke, Andrea: Stille Hilfe für braune Kameraden. Das geheime Netzwerk der Alt- und Neonazis. Ein Inside-Report. Berlin 2. Aufl. 2002 (S. 128 ff über Elser und Kriminalkommissar Herbert Kappler)
- Schumann, Wolfgang/Hass, Gerhart (Leitung eines Autorenkollektivs): Deutschland im zweiten Weltkrieg, Berlin/DDR 1974, S. 216 (Dank an Hans W. Krause, Hamm)
- Schwäbische Tüftler. Stuttgart 1995, S. 28-33 (Ausstellungskatalog, darin Foto von Elsers vernichtetem Nachbau des explodierten Sprengapparats)
- Das Schwarze Corps, Jg. 1939, Nr. 48, 30.11.1939 (im KZ und sonst sehr stark gelesener SS-Artikel über Elser, wodurch dessen Bild bis lange nach dem Krieg geprägt wurde)
- Schwendner, Thomas: Georg Elser, in: Politik und Unterricht. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Nr. 2/1994, 20. Jg., S. 24-29
- Seeger, Andreas: Gestapo-Müller. Berlin 1966
- Setzen, Florian Henning: Der Hitler-Attentäter Georg Elser und die vermeintlichen «Hintermänner» in der Schweiz, in: Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz, Jg. 1997/98, S. 247-267 (Widerlegung von Odenwalds Erfindungen)
- Sheppard, Stephen: Georg Elser. Roman. München 1989
- Sigel, Robert: Im Interesse der Gerechtigkeit. Die Dachauer Kriegsverbrecherprozesse 1945-1948. Frankfurt a.M. 1992
- Sigl, Fritz: Todeslager Sachsenhausen. Berlin 1948, Nachdruck 1986
- Smith, Bradley F.: Die Überlieferung der Hossbach-Niederschrift im Lichte neuer Quellen, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 38 Jg., 1990, S. 329-336
- Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes: «Ich habe den Krieg verhindern wollen». Georg Elser und das Attentat vom 8. November 1939. Berlin 1987
- Steinbach, Peter: Johann Georg Elser: «... seinem Ziele denkbar nahe gekommen». In: Zeitgeschichte, Wien, Jg. 1990, S. 349-363
- Ders./Tuchel, Johannes: Georg Elser. Berlin-Brandenburg 2008
- Stern, Joseph Peter: Hitler. Der Führer und sein Volk. München 1978
- Strasser, Otto: Hitler und ich. Konstanz 1948
- Ders.: Mein Kampf, Frankfurt/Main 1969

- Strauss, Christof: Kriegsgefangenschaft und Internierung. Die Lager in Heilbronn-Böckingen 1945 bis 1947, Heilbronn 1998 (für das Ende von Elser's Mörder)
- Ströbinger, Rudolf: A-54. Spion mit drei Gesichtern. München 1966
- Tatort Dorotheenstrasse. Hrsg. von der Initiative für einen Gedenkort im ehemaligen Hotel Silber. Stuttgart 2009
- Thies, Jochen: Die Dohnanyis. Eine Familienbiographie. München 2004
- Tuchel, Johannes/Schattenfroh, Reinhold: Zentrale des Terrors. Prinz-Albrecht-Strasse 8. Das Hauptquartier der Gestapo. Berlin 1987
- Vermehren, Isa: Reise durch den letzten Akt (10.2.44 bis 29.5.45). Hamburg 1946 (S. 171-179 über Dachau und Elser)
- Wachtel, Joachim: Claude Dornier. Planegg 1989
- Wagner, Patrick: Hitlers Kriminalisten. Die deutsche Kriminalpolizei und der Nationalsozialismus zwischen 1920 und 1960. München 2002
- Wanderscheck, Hermann: Dunkelmänner um Churchill. Berlin 1941
- Ders.: Höllenmaschinen aus England. Hinter den Kulissen der Londoner Lügenhetze. Berlin 1940 (Elser fehlt, am Ende Teile von Hitlers Münchner Rede 8. Nov. 1939)
- Wehling, Hans-Georg/Wehling, Rosemarie (Hg.): Wegmarken südwestdeutscher Geschichte. Stuttgart 2004, S. 231ff (eine schräge lokale Interpretation: Elser aus dem Geist des evangelischen Altwürttemberg, des alten Herzogtums)
- Weichelt, F.: Handbuch der gewerblichen Sprengtechnik, Halle 3. Aufl. 1956, S. 42/43 (über die gesundheitlichen Schädigungen durch Sprengöl: Herzkranz- und Arteriengefäße, heftige Kopfschmerzen; Dank an Sprengmeister Bartsch, Wismar)
- Weisz, Franz: Die geheime Staatspolizei. Staatspolizeistelle Wien 1938-45. Diss. Wien 1991 (darin über F. J. Huber)
- Wildt, Michael: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2003
- Willmann, Heinz: Geschichte der Arbeiter-Illustrierten Zeitung. (AIZ) 1921- 1938. Berlin (DDR) 1974
- Wittmann, Max: Weltreise nach Dachau. Ein Tatsachenbericht nach den Erlebnissen des Weltreisenden und ehemaligen politischen Häftlings, Stuttgart-Botnang 1946
- Wollenberg, Jörg: Folgen einer Denunziation. In: Rogoss, Achim/Hemmer, Elke/Zimmer, Edgar (Hg.): Georg Elser – Ein Attentäter als Vorbild. Bremen 2006, S. 86-90
- Ders.: Georg Elser und «Hitlers Volksstaat». In: Rogoss, Achim/Hemmer, Elke/Zimmer, Edgar (Hg.): Georg Elser – Ein Attentäter als Vorbild. Bremen 2006, S. 111-117
- Wunderlich, Rudolf: Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg 1939-1944. Frankfurt a.M. 1997

- Zahl, Peter-Paul: Johann Georg Elser. Ein deutsches Drama, Berlin 1982, (die Heidenheimer Fassung) Grafenau 1996
- Ders.: Privatakte über sein Elser-Stück (jetzt im Privatarchiv Haasis)
- Zahn (Hauptmann): Pionier-Fibel. Mit 204 Bildern. 9. verbesserte Auflage. Verlag «Offene Worte», Berlin (nach 1935) (Dank für die Mitteilung an Sprengmeister Jürgen Bartsch, Wismar)
- Zepf, Joseph: Kriegstagebuch Konstanz 1940, Handschrift (Abschrift des Sohnes zum 6. April 1940 jetzt im Privatarchiv Haasis, publiziert in der 3. Auflage meiner Elser-Biografie, 2001, S. 272-274)
- Zittel, Bernhard: Die Volksstimmung im Dritten Reich im Spiegel der Geheimberichte des Regierungspräsidenten von Schwaben. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben, 66, 1972, S. 1-58
- Zoller, Albert: Hitler privat. Erlebnisbericht seiner Geheimsekretärin. Düsseldorf 1949

Internet-Publikationen

- Haasis – ständig Neues zu Elser findet sich über Google: haasis wortgeburten (darin zur Zeit über 35 umfangreiche Nachträge zur Elser-Biografie, in dieser Neuausgabe der 4. Auflage berücksichtigt)
- Haasis: Wortgeburten. Elser, Nachträge zur Biographie, Nr. 4 MINISTERIUM FÜR STAATSSICHERHEIT. In dieser ominösen Einrichtung wurde Elser 1964 «entdeckt»: in den Erinnerungen des Lagerharkers von Sachsenhausen, Paul Sakowski...
- (Haasis) Elser, Fragment eines Elser-Romans, aus dem 2. Buch «Dachau», Kapitel 11.
- In Venedig starb im Mai 2005 der slowenische Maler und Nazigegner Zoran Music, ein grosser Künstler aus Gorizia. 1943 von der... Haasis, Wortgeburten.
- Haasis: stauffenberg-gedenkstätte in Stuttgart – und wo bleibt georg elser? http://haasis-wortgeburten.anares.org/stauffenberg/eo_bleibt_elsler.php
- Haasis: «JUD SÜSS» – PROPAGANDAFILM IM NS-STAAT. Eine Ausstellung im Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart, 14. Dezember 2007 – 3. August 2007. <http://haasis-wortgeburten.anares.org/veitharlan/veitharlan02.php>
- Haasis: «Mein Negerdorf Zürich»: der Armenarzt Fritz Brupbacher als Antipode des bürgerlich-proletarischen Spiessertums; Soirée für den Süddeutschen Rundfunk S 2; Ursendung: 8. November 1997 / Manuskript – [Stuttgart 1997]. – 37 S. (Exemplar in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Signatur: 48Ca/80398)
- Der Heidenheimer Georg-Elser-Arbeitskreis publiziert unter: <http://www.georg-elsler-arbeitskreis.de/>
- Georg-Elser-Initiative Bremen unter: <http://www.georg-elsler-arbeitskreis.de/bremen/>

Georg-Elser-Initiative München unter:

<http://www.georg-elser-arbeitskreis.de/muenchen/>

Zugang zu allen Elser-Initiativen über: <http://www.georg-elser.net/>
Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Berlin),

hier zu Elser: <http://www.georg-elser.de/dok/index.html>

Brupbacher, Fritz: http://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Brupbacher

Münzenberg, Willi: http://de.wikipedia.org/wiki/Willi_Münzenberg

Pretsch, Hermann: Unbekannte Hintergründe von PETER-PAUL ZAHLS Theaterstück «JOHANN GEORG ELSER – EIN DEUTSCHES DRAMA» (1982) und Elsers kommunistischer Freund JOSEF SCHURR. Gespräch mit Hellmut G. Haasis, 14. Januar 2005 –

http://haasis-wortgeburten.anares.org/elser/bio_nachtrag_35.php

QUELENNACHWEISE / BEMERKUNGEN

Abkürzungen

D-LA: Düsseldorf, Landesarchiv

F-DRA: Frankfurt/Main, Deutsches Rundfunkarchiv

FR-SA: Freiburg/Breisgau – Staatsarchiv

LB-BA: Ludwigsburg, Bundesarchiv

LB-SA: Ludwigsburg, Staatsarchiv

M-IfZ: München, Institut für Zeitgeschichte

M-SA: München, Staatsarchiv

WÜ-SA: Würzburg, Staatsarchiv

I ER WAR JA NUR EIN EINFACHER SCHREINER

Leider griff auch Lothar Gruchmann, der Herausgeber des Gestapoprotokolls, daneben: Elser war für ihn «der schlichte Handwerksgeselle»: Elser, Autobiographie, Edition 1988, Vorwort Juni 1989 zur Neuauflage, S. 5 / «Mit seiner schmächtigen Figur...» bei Gisevius, Wo ist Nebe, S. 196 / «ein Meisterwerk der Kunstschlerei»: Gisevius S. 197 / «Das sind doch keine Charaktere»: Gisevius S. 205 / «Nimm diesen Elser»: Gisevius S. 206 / «das eines ausgestossenen Einzelgängers»: Gisevius S. 211 / «Und du wirst sehen»: Gisevius S. 212 / «Jawohl, der Mann wollte»: Gisevius S. 213.

2 JUGEND UND SCHREINEREI IN KÖNIGSBRONN

Sippschaftsbogen in M-IfZ, ZS/A-17/5. Steinbach-Tuchel (2008, S. 12 Anm. 3) trauen dem «Sippschaftsbogen» nicht. Ein Notariatsakt wie der, auf den sie sich stattdessen stützen, pflegt dagegen familiäre Konflikte zu verdecken und lässt das polizeiliche Ermittlungsverfahren nicht deutlich werden. Zum damaligen Kriboansatz siehe P. Wagner (2002) S. 87ff / zu Georgs Eltern die Zeugenvernehmung von Paul Bässler 1950 in LB-SA, EL 48/4, Bü 1, Bl. 19ff. / Zeugenvernehmung der Mutter 1950 ebenda, Bü 1 / «Mein Mann ist im Jahre 1942 verstorben» (LB-SA, EL 48/4 Bü 1, Verhör Maria Elser Bl. 2) / Verhör in Elser: Autobiographie, S. 28ff. / Gespräch Gisevius-Nebe über Elser um Weihnachten 1939: Gisevius, Nebe, S. 214 / Interview Elsa Härten 1959 liegt unter Votteler in M-IfZ, ZS/A-17/3. Zur weiteren Erforschung von Elsa, die bisher fast nicht beachtet wurde: als Elsa Stephan 1950 wohnhaft in Jebenhausen, Frühlingsstrasse 170, 1939 verheiratete Votteler / Die irrtümliche Behauptung, der Erste Weltkrieg habe keinen Einschnitt bedeutet, bei Steinbach/Tuchel (2008), S. 18. / Mehr zu Elser's Freund Josef Schurr von der KPD in Heidenheim-Schnaitheim in Kap. 6.

3 BEFREITEN LEBEN IN KONSTANZ AM BODENSEE

Die Schreinerei Wachter existiert noch heute in Neukirch-Bernried bei Tettwang, nun geführt von dem Enkel Nikolaus Wachter als eine moderne Möbelwerkstätte. <http://www.nikowachter.com/> Der Sohn Rudolf Wachter von Elser einstigem Chef wurde geboren 1923 in Bernried bei Tettwang nahe am Bodensee, ein betagter, bedeutender Bildhauer in München. Sein Werk ist zu sehen in: Museum Rudolf Wachter, im Neuen Schloss Kisslegg, 88353 Kisslegg. <http://www.rudolfwachter.de/index.htm> / In Konstanz befindet sich nicht weit von der Konstanzer Uhrenfabrik der Hus-Stein, in der Döbelestrasse, Erinnerungsstätte für die Verbrennung von Jan Hus im Jahr 1415. Hier legt jedes Jahr am Todestag 6. Juli nur eine tschechische Delegation der Prager Hus-Gesellschaft einen Kranz nieder, Deutsche kennen den Ort und das Datum der Schande nicht. / Altkartei des Einwohnermeldeamts Konstanz jetzt im Stadtarchiv Konstanz, Brief des Archivs an mich vom 10. März 2009 / zu Willi Münzenberg: http://de.wikipedia.org/wiki/Willi_Münzenberg / zu Fritz Brupbacher: http://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Brupbacher / Haasis: «Mein Negerdorf Zürich», 1997 / Elser: Autobiographie, S. 49ff., Sexualleben S. 73f. / Dornier Chronik, S. 16ff.; Dornier: Aus meiner Ingenieurlaufbahn; Wachtel: Claude Dornier / Fotos vom Bauablauf einer zweischichtigen, zweiflügeligen Holzluftschraube, in Friedrichshafen, Archiv des Zeppelin Museums / Konstanz, Stadtarchiv, gedruckte Einwohnerbücher / zur Arbeiter Illustrierten Zeitung: siehe den Artikel in Wikipedia http://de.wikipedia.org/wiki/Arbeiter_Illustrierte_Zeitung; Willmann (1974) / Freiburg/Breisgau, Staatsarchiv, B 715/1 Nr. 456 (Brand der Uhrenfabrik Schuckmann 1929, darin 8 Pläne von 1929/30) / Gespräch mit Mathilde Weizel geb. Niedermann, um 1959 (M-IfZ/ZS/A-17/3 / Bern, Schweizerisches Bundesarchiv, E. 4320 (B) 1970/25, Dossier Otto Strasser, Ermittlungsbericht Elser. Die Thurgauer Kantonspolizei ermittelte, wohl nach Angaben der Schreinerei, einen Lohn von 1,20 Schweizer Franken pro Stunde und einen Gesamtverdienst Elser bei Schönholzer von 773,95 Franken. (Renz: Die Akte Elser, S. 23) Den Stunden nach hätte Elser damit aber nur 3,35 Monate dort gearbeitet (3 Monate und 2 Tage), während er im Verhör angibt: «ungefähr ein halbes Jahr» (Elser S. 53) dort gewesen zu sein. Wenn wir ein halbes Jahr annehmen, ergäbe sich der sehr niedrige Stundenlohn von nur 0,52 Mark. Ein solcher Absturz wäre Elser erinnerlich gewesen: der halbe Stundenlohn im Vergleich zum bisherigen. – Folglich ist entweder die Gesamtlohnsumme von 773,95 Sfr nicht richtig oder die von Elser angegebene halbjährige Arbeitszeit oder er hat nicht täglich voll gearbeitet, unterlag also einer Kurzarbeit. / Mathilde sei im Frühjahr 1930 schwanger geworden, behaupten irrtümlich Steinbach/Tuchel (2008, S. 24).

4 ROTFRONTKÄMPFERBUND ODER SA

Das Manuskript für den Film «Georg Elser – den Krieg verhindern» wird bald erscheinen, samt der begleitenden Dokumentation, mit welcher Strategie der

erste Filmversuch nach Brandauer (1989) verhindert wurde. – Ein Fallbeispiel über die engen Verflechtungen sehr rechts stehender Seilschaften in einem Bundesland, das für seine grossen Geschichtsausstellungen Personen auffallend am rechten Rand sucht: Veit Harlan (Goebbels Lieblingsregisseur), Erwin Rommel (Hitlers Lieblingsgeneral), Stauffenberg-Gedenkstätte (mit einer Verherrlichung im Sinne des Dichters Stefan Georges). / Verhör über Elser's Verhältnis zur KPD (Elser S. 76ff) / Stellung zu KPD und RFB (Elser S. 77-78) / «Dagegen glaube ich, dass die deutsche Regierung» (Elser S. 79) / (Als Elser im Sommer 1932 nach Königsbronn zurückkehrte) Foto mit KPD-Mitgliedern seiner Schwester Anna gezeigt, nach Steinbach/Tuchel S. 32-33 / «Mir ist lediglich noch in Erinnerung» (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Vernehmung Maria Hirth, 4. August 1950, Bl. 5 / Bringolf, Mein Leben, 1966 / Bloch: Das verlorene Paradies, 1992. Eine Auswertung und Kommentierung dieser Memoiren siehe in: http://haasis-wortgeburten.anares.org/elser/bio_nachtrag_16.php / «Als er [Hitler] 1932 einmal in Radolfzell» (Bloch S. 83) / «Erst im Jahr 1932 hat» (Bloch S. 83-84) / Hitler hielt er «für einen Komiker» (Bloch S. 86) / Festschrift der SA-Standarte 114 (Konstanz 1934, einziges Exemplar in der Hegaubibliothek Singen/Hohentwiel) / «Diese fünf Männer waren es» (Festschrift S. 11) / «Bei der Reichstagswahl 1928» (Festschrift S. 15) / «gegen eine Übermacht von 700 Mann Marxisten» (Festschrift S. 15) / «Mit zerkratztem, zerschundenem und verbeultem Körper» (Festschrift S. 15) / zur Biografie des berüchtigten badischen Nazis Ludin: http://de.wikipedia.org/wiki/Hanns_Ludin / «Damit war der grösste Widerstand» (Festschrift S. 23) / «Im Räuberzivil» (Festschrift S. 27 + 31) / zwei Plakate der NSDAP Überlingen sind erhalten in FR-SA/W 113 Nr. 180, Überlingen, 14. Juni 1931; W 113 Nr. 181, Überlingen, 8. August 1931; beide sind im Netz anzusehen / neu entdeckte Unterlagen zu den damaligen Wahlaktivitäten der Parteien in: Freiburg, Staatsarchiv, B 715/2 Nr. 375 (Bekämpfung politischer Ausschreitungen, 1932); ab 1.611 interessante Akten (ab 1919) zu Kommunisten, Sicherheit und Ordnung, politische Lage, Aufruhr, Frühzeit der NSDAP, Emigranten usw.

5 SACKGASSE: ZURÜCK NACH KÖNIGSBRONN

Elser: Autobiographie, S. 58ff. / Interview Egetemaier in M-lfZ, ZS/A-17/1 / Pretsch, Hermann: Unbekannte Hintergründe von PETER-PAUL ZAHLS Theaterstück / ungedruckter Leserbrief von Josef Schurr vom 25.1.1947 an die Schwäbische Donau-Zeitung, Ulm, erstmals gedruckt, leider fehlerhaft, in Zahl: Johann Georg Elser, 1982, S. 146-148. Beim Erstdruck gibt es eine bedenkliche Weglassung. Das Original, vielleicht auch eine alte Abschrift, jetzt im Privatarchiv Haasis / Ulmer Donau-Zeitung, Antwort an Josef Schurr, in: Zahl: Johann Georg Elser, 1982, S. 148 / über Vollmers abwegige Ansichten mehr in Kap. 19 + 22, der letzte Anhänger war der Heidenheimer Psychiater Odenwald, Gottfried: Georg Elser und Karl Kuch / Stauffenbergs Schwur macht das Zentrum der Stauffenberg-Gedenkstätte im Alten Schloss Stuttgart aus; siehe die Kritik

daran von Ralf Jandl/Hellmut G. Haasis, siehe http://haasis-wortgeburten.anares.org/stauffenberg/eo_bleibt_elsler.php / und der 2. Beitrag: <http://haasis-wortgeburten.anares.org/stauffenberg/stauffenberg2.php> / Man vergleiche auch dazu das nicht bessere Theaterstück des Theater Lindenhof «Stauffenbergs Schwur» in Melchingen (Ortsteil von Burladingen, bei Tübingen): <http://haasis-wortgeburten.anares.org/stauffenberg/stauffenberg3.php> / Schurrs Biografie nach seiner Entschädigungsakte in LB-SA/EL 350 ES 7295 Josef Schurr / Giengener SA-Schläger in Kleinschmidt/Bohnert: Heidenheim, S. 125, Wahlergebnisse ebenda, S. 32 / Nichtgrüssen der Hakenkreuzfahne in Moers 1939, in D-LA/RW 58/D.48127 / Ausklopfen von Matratzen während einer Rundfunkrede, in D-LA/RW 58 ES 63392 / «Traueranzeige über das letzte 4-Pfund-Brot», D-LA/RW 58 D. 446130 / «Wir hungern für Hitler», in D-LA/RW 58 Du. 51309 / «Die Nazis sind zu Deutschlands Schande...» in D-LA/RW 58 D 33349 / Als 1937 in Essen ein 46-jähriger Büroangestellter während der Rundfunkübertragung ... in D-LA/RW 58 ES 43887 / Radioubertragung einer Rede oder der Nationalhymne ... in: D-LA/RW 58 DU 52391 / Ein in Leipzig Geborener verliess 1936-37 ... in D-LA/RW 58 D 34732 / Anarchosyndikalist Friedrich Nell, in D-LA/RW 58 D 67805 / Dorfklatz über Elser's Sohn (M-lfZ, ZS/A-17/1 Grupp, S. 2) / Interview Elsa Härten unter Votteler in M-lfZ, ZS/A-17/3 Nr. 43 / Zeugenvernehmung Elsa Votteler in LB-SA, EL 48/4 Bü 1 / «Von allen Menschen, die mit Elser in irgendeiner Form» (Bässler, in: LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 24) / Vollmers Ludwigsburger Akten genannt in Kapitel 11 / Erinnerung von Hans Elser in: Gegen Hitler – gegen den Krieg, S. 73 / Zeugenvernehmung Bässler in LB-SA, EL 48/4 Bü 1 / Gespräch Grupp in M-lfZ, ZS/A-17/1 / Zeugenvernehmung Maria Elser zur umstrittenen notariellen Regelung von 1936 in LB-SA, EL 48/4 Bü 1, Bl. 4; dazu noch deutlicher Leonhard Elser ebenda, Bl. 37 R, dem lebenslang die Erinnerung an seinen Bruder eine Last war. / (Grupps Erinnerungen nach M-lfZ/Grupp, S. 2).

6 DER ENTSCHLUSS ZUM ATTENTAT

Elser: Autobiographie, S. 65ff. / Nachprüfung des fehlenden Zünderrohrlings 1938 in M-lfZ, ZS/A-17/5 / Eine in Düsseldorf gefundene Gestapoakte zu Elser kann den Vorgang präzisieren (D-LA/RW 58 Nr. 65 209, Bl. 26ff). / über die Kriegsfurcht ab Anfang 1937 in Zittel: Volksstimmung Schwaben, S. 21ff. / «Krupp, Rheinmetall und Skoda» (Goebbels, Tagebuch, 4. Bd., S. 1538) / Der «Berner Bund» meldete schon am 13.3.1936 (Fink, Schweiz, 1985, S. 127) / Chef des schweizerischen Generalstabs Labhart (Fuhrer, Spionage, 1982, S. 80) / Augsburger Widerstandskreise 1934-1938: Haasis, Spuren der Besiegten, 3. Bd., S. 986-994. Dieser Vergleich mit Augsburg wurde in der Rowohlt-Fassung dieser Elser-Biografie leider gestrichen. / «Die Stimmung ist unverändert» (Haasis, Spuren, 3. Bd., S. 986) / «Was wollt Ihr denn, Ihr Arbeitverräter?» (Haasis S. 987) / «Hitler verreckel!» (Haasis S. 989) / zur Deutschen Freiheitspartei siehe Langkau-Alex, Ursula: Deutsche Volksfront 1932-1939. 3 Bd., S. 196ff Z «Hitler

am Galgen – Göring an die Wand» (Haasis S. 991) / «Nur der Sturz Hitlers» (Haasis S. 992) / die Gestapo in Baden seit 1935 (Schadt, Verfolgung, 1976, S. 13 If, 146, 199, 205-208, 294) / Brief von Pfarrer Kadelbach, 17. September 1934 (Kadelbach, Requiem, S. 38) / Nebes Opportunismus und Verbrechen (Wagner, Hitler, siehe Register).

7 DIE VORBEREITUNGEN

Gescheiterter Anschlag Juli 1932 zwischen Metzingen und Reutlingen durch eine Gruppe von fünf Kommunisten. Davon erzählte mir der Reutlinger Grafiker Fritz Krauss in den 1970er Jahren, aber schon damals lebten die Aktivisten nicht mehr, um sie zu befragen. – Im Heimatmuseum Reutlingen läuft im Untergeschoss, einst Luftschutzkeller, ein alter Hitlerfilm, der Hitler auf der Fahrt nach Reutlingen zeigt, wie er unterwegs anhalten lässt und die Route kontrolliert und abändert. / Elser: Autobiographie, S. 85ff. / Übernachtung Elser 11-13. September in Konstanz, Hotel «St. Johann», ist bezeugt in der Gestapoakte des D-LA/RW 58 Nr. 65209 / 556,02 Mark Lohn der Mutter (Steinbach/Tuchel, Georg Elser, 2008, S. 28) / Interview Michael Aigner um 1959 in M-lfZ, ZS/A-17/1 / «Achtung! Die Sprengkapsel detoniert» (Zahn, Pionier-Fibel, S. 82) / Über die beiden BKS-Schlösser an der Zimmertür, M-lfZ/ZS/A-17/1, Leonhard Elser, S. 3 / Bässler über die Unordnung im Steinbruch Vollmer (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 22, 26) / Die Unordnung in Itzelberg lag möglicherweise im Rahmen des Üblichen, siehe im Schönbuchmuseum Dettenhausen bei Tübingen. In den dortigen Sandsteinbrüchen stellte eine sicherheitstechnische Untersuchung der Dettenhäuser Steinbrüche verheerende Missstände fest: «Die Aufsichtsbeamten fanden Gerüste aus morschen Hopfenstangen, an Seilwinden fehlten die Bremsen, Sprengpulver lagerte in einer Hütte direkt neben dem Ofen.» Ein Besuch des Museums ist sehr zu empfehlen. Den Befund unter meinen Wortgeburten, Elser, Nachträge zur Biographie, Nr. 21 / «Donarit 3 ist ein nichtgelatinöser Ammonsalpetersprengstoff» (Brief von Jürgen Bartsch an mich, Wismar, 9. März 2000); Weichelt, 1956; Schillinger, 1999 / Rauswurf wegen Elsa erwähnt bei Leonhard Elser in LB-SA, EL 48/4 Bü 1, Bl. 37 R / «Eine Reihe von Versuchen des Elser führten zum vollen Erfolg.» (Bässler, in: LB-SA/EL 48/4 Bü 1 Bl. 22) / Zeugenvernehmung Karoline Schmauder 1950 ebenda, Bl. 35f. / Interview Bertha Schmauder in M-SA, ZS/A-17/3 Nr. 27 / Arbeit Elser bei Vollmer, Zeugenvernehmung Bässler 1950 in LB-SA, EL 48/4 Bü 1, Bl. 22 / Interview des Onkels Elser in M-lfZ, ZS/A-17/1 / Eugen Rau über den Abschied von Georg Elser in: Gegen Hitler – gegen den Krieg, S. 67ff. / Interview mit Elsa Härten unter Voteler in M-lfZ; ZS/A-17/3 Nr. 43, vgl. Zeugenvernehmung durch die Kripo 1950 in LB-SA/EL 48/4 Bü 1.

8 NACHTARBEIT IM BÜRGERBRÄUKELLER

Widerstand in München in: Verdunkeltes München, S. 67f. / (Artikel über) Karl Zimmet (14.04.1895 bis 20.03.1969): <http://www.gdw-berlin.de/bio/ausgabe>

mit.php?id=447 / «in der Nacht vom 5. auf 6. Sept. [19]39» (LB-SA/EL 903/1 Verfahrensakten Internierungslager 72 Ludwigsburg-Krabbenloch Kas. Nr. 314, Akte Wilhelm Rauschenberger, Stück 95, Erklärung von Joseph Uhl, 1. November 1947) / Rosa Lehmann gab drei verschiedene Schilderungen: 1.: Peis: Zieh' dich aus, Georg Elser!, in: Bild am Sonntag, 8. November 1959; 2.: Aktennotiz Lehmann 1969 in M-lfZ, ZS/A-17/2 Nr. 52; 3.: Hella Schlumberger: Türkenstrasse, S. 652, S. 657, S. 691-698 / «Als ich das Taferl rausgehängt hab» (Andresen, Mythos und Mensch, 2000) / Nacharbeiten nach Zeugenvernehmung Bässler 1950 in LB-SA, EL 48/4 Bü. 1 / nach Bässler war es eine «Sandsteinsäule» (ebenda, Bl. 23), aber Bässler war bei der Untersuchung nicht in München, sondern hatte seine Kenntnisse aus Akten und Gesprächen mit Kollegen. / «Um zu verhindern, dass Staub zu Boden falle» (Bässler, ebenda Bl. 23) / Kritik an der Stuttgartar Stauffenberg-Gedenkstätte:

http://haasis-wortgeburten.anares.org/stauffenberg/eo_bleibt_elsler.php

<http://haasis-wortgeburten.anares.org/stauffenberg/stauffenberg2.php/>

Kritik an der Ausstellung über Veit Harlan «Jud Süß»:

<http://haasis-wortgeburten.anares.org/veitharlan/veitharlan02.php/>

9 HITLER SCHREIT DEN WELTKRIEG HERBEI – UNTER ELSERS TICKENDER BOMBE

Goebbels, Teil 1, Bd. 3, S. 632-636 / Hitlers Rede, erhalten in F-DRA, zeigt über 200 Abweichungen gegenüber dem Erstdruck in der Zeitung. Die Rede findet sich nach dem Frankfurter Tonband gedruckt nur bei Schoebe (leider mit vielen Fehlern); der Erstdruck des Manuskriptes in: Völkischer Beobachter, 10.11.1939 / Hitler: Der Führer spricht, 1939 (Sonderdruck in 3 Millionen Stück); Ders.: Aufrufe, 1941, S. 54-65; Domarus, Teil I, 2. Bd., S. 1405-1414 / im F-DRA liegen die Platten mit der Erinnerungsfeier vom 8.11.1939 und dem Staatsakt vom 11.11.1939.

10 ELSER SCHEITERT AN DER SCHWEIZER GRENZE

Joseph Rován: Geschichten aus Dachau, S. 286 / Hochhuth: Panik, S. 147f. / Berichte von Rieger und Zipperer, 15.12.1939, in M-lfZ, ZS/A-17/5 / Vernehmungen Rieger und andere 1950 in M-SA, NSG 25/1 / zu Bavaud siehe Rolf Hochhuth: Panik; Ders.: Tell, S. 38; Meienberg: Es ist kalt; Hoffmann: Sicherheit des Diktators, S. 116-118 / Interview Otto Grethe 1964 in M-lfZ, ZS/A-17/1 / «6. April 1940. Bei einem Dämmerchoppen», Tagebuch von Joseph Zepf, geboren 1900, damals in Konstanz stationiert. Kopie dieses Elser betreffenden Teils im Privatarchiv Haasis.

11 DIE EXPLOSION

Interview Maria Strobl in M-lfZ, ZS/A-17/3 (in eigenmächtiger Abänderung verwendet von Günter Peis: Zieh' dich aus, Georg Elser, in: Bild am Sonntag, Hamburg, 8.11.1959 [die ganze Serie strotzt von Fehlern]) / Augenzeugin auf der

Galerie mit dem Schaukel-Empfinden im Berliner Lokalanzeiger, 11.11. 1939 / Hamburger Augenzeugenbericht in Schoebe, S. 33f. / Bericht aus dem Krankenhaus und Augenzeugen im Mittagsblatt (Hamburg), 11.11.1939 / Münchener Neueste Nachrichten, 9. (7)11.1939, zitiert bei Ortner, S. 47 / Berliner Lokalanzeiger, 11.11.1939 (hier auch der Ingenieur Wipfel des Reichsautozugs, sein Name in der Berliner Volkszeitung 11.11.) / Dr. Kaffl in: Völkischer Beobachter, 10.11.1939 / ein weiterer Augenzeuge in Neue Zürcher Zeitung, 10.11.1939, Abendausgabe / Streicher, in Bleiber: Die Rückseite des Hakenkreuzes, S. 319 / Todesanzeigen in Völkischer Beobachter, 12.11.1939 / Kurt Wiehle, Panzerlied – «Was gilt denn unser Leben für unsres Reiches Wehr? Für Deutschland zu sterben, ist unsre höchste Ehr'.» (Südwestpresse, Ulm, 4. April 2009): Frommann, Die Lieder der NS-Zeit, 1999 / Briefe des einstigen Kriminalrats Hans Lobbes befinden sich in Zürich, Archiv der ETH, Nachlass Bernhard Gisevius; Lobbes war im Reichskriminalpolizeiamt Leiter der Abteilung V B 1 / Foto vom 8. November 1939 während Hitlers Rede, am 23. November im «Völkischen Beobachter» (S. 3) publiziert, findet sich nachgedruckt in: Schwendner, Gerog Elser, 1994, S. 28.

12 DER SCHUTTBERG WIRD UNTERSUCHT

Albert Zoller: Hitler privat, S. 181 / Schmidt: Mord droht den Männern, 2003 / Wikipedia-Artikel zu Helle Hirsch, http://de.wikipedia.org/wiki/Helle_Hirsch/ Artikel zu Rudolf Formis, http://de.wikipedia.org/wiki/Rudolf_Formis/ Brissaud, SD-Story, 1975, S. 97-124 «Die Schiläufer des Todes» (über die Ermordung von Rudolf Formis) / Sprengstoff gutachten Vogl/Wittmann vom 9.11. 1939 in M-IfZ, ZS/A-17/5, gedruckt Steinbach/Tuchel: Ich habe den Krieg verhindern wollen, S. 58f. / spätere Darstellung von Dr. Albrecht Böhme 1949 in M-IfZ, ZS 1939 / «In München steht ein Hofbräuhaus» (Fall bei Steinbach/Tuchel, 2008, S. 60) / In Breslau nahm die Gestapo 100 Juden mit (Steinbach/Tuchel, 2008, S. 95) / Diensttagebuch Groscurth, Abschrift 15.11., in M-IfZ, ZS/A-17/5 / Privattagebuch Groscurth, S. 225 / Zitat Oster bei Hoffmann: Widerstand, S. 320 / Zum Eintreffen von Nebe um 11 Uhr ...: die chronologische Abfolge der Ermittlungen sind bei Steinbach/Tuchel (2008, S. 57) verwirrend und irreführend. Hitler liess nicht schon am Abend des 8. November 1939 über Heydrich Nebe mit den Kripo-Ermittlungen beauftragen, sondern frühestens 1 Uhr nachts am 9. November in Nürnberg. Hitlers Gefolge – mit Heydrich? – kam erst gegen 10.30 Uhr in Berlin an, während Nebe schon mit dem Flugzeug von Berlin aus nach München flog. Eventuell ist Heydrich in Nürnberg ausgestiegen und sofort nach München zurückgefahren.

13 DAS ECHO AUF DEN ANSCHLAG

Zu Veit Harlan im Stuttgarter «Haus der Geschichte» und die dortige Ausstellungspolitik siehe die Anmerkung in Kap. 4. / SD-Berichte ab 23.10.1939 in Boberach, 2. Bd., S. 382ff. / zum Heimtückegesetz vgl. Bernward Dörner:

Gestapo und ‚Heimtücke‘, in: Paul/Mallmann (Hg.): Die Gestapo – Mythos und Realität, S. 325-342 / Goebbels, Teil 1. Bd. 3, S. 637f. / Rommel, 15.11.1939, zitiert bei Hochhuth: Panik, S. 145 / Rosenberg: Tagebuch, S. 107f. / Berliner SD-Leitabschnitt, November 1939, in Berlin, Bundesarchiv, Bestand 56, aus Abt. IV, A, 1 / «wie geprügelte Hunde», «nirgends hebt sich eine Hand» (Andreas-Friedrich, 2000, S. 12) / «Mensch, wenn die [Höllmaschine] getroffen hätte» (Andreas-Friedrich, 2000, S. 66-68) / Barthel, Welt ohne Erbarmen, 1946, S. 59-63 / zu Karl Barthel s. http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Barthel / Zu Herbert Adam der Brief von Fritz Schmidt, Augsburg, an mich, 10. Dezember 1999 (Privatarchiv Haasis), siehe auch seine Monografie: Schmidt, Mord droht den Männern, 2003 / mein Brief vom 7.2.2000 an Franz Kirnbauer, leitend im Perplex-Verlag, Graz (Privatarchiv Haasis) / Predigten meines Vaters <http://haasis-wort-geburtens.anares.org/ErwinHaasis/predigten.php> / Goebbels und das «Wunder von Nordafrika» (Goebbels, Tagebuch, 4. Bd., S. 1553); Benghasi verloren (S. 1556) / Äusserungen in Oberbayern über das Attentat in M-SA, LRA 58 708, LRA 11 182, LRA 11 214, LRA 11 133 / Fall Wilhelm Jung in Mallmann/Paul: Das zersplitterte Nein, S. 108-111 / Düsseldorfer Gestapoakten: D-LA/RW 58/ES 5504 und D 59280 Lina H., geb. 1902 in Herne / Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei, 6. Jg. 1939, S. 1023ff. / Übereinstimmend mit Karl Barthel erzählte mir von der Ermordung der 21 Juden der ehemalige kommunistische Buchenwald-Häftling Albert Fischer aus Metzingen bei Reutlingen, am 21.3.1999 im Metzinger Naturfreundehaus / Wunderlich, S. 26 / Erklärung von Landesbischof Wurm in Stuttgart, Landeskirchliches Archiv; andere Materialien verstreut in vielen Pfarrämtern / Christlich-Sozialer Volksdienst, siehe Wikipedia; Opitz, Der Christlich-Soziale Volksdienst, 1969 / Gross, Gehorsame Kirche, 1970, S. 44 / ein beschönigender Artikel über Kardinal Faulhaber in Wikipedia, wo problematische Seiten zurückgestellt werden / zu Karl Leisner siehe Wikipedia / Gross, Gehorsame Kirche, S. 63 / zum Schweizer Gesandten Hans Frölicher, siehe Wikipedia, wo freilich seine vielen Schandtaten zugunsten Hitlers verschwiegen werden (ein Nachteil manches Wikipedia-Artikels, wo eher positive «Geschichts-Pflege» getrieben wird.) / Glückwünsche der Sowjetregierung in: Kaiser: Katyn, 2002 / Gross, Münzenberg, 1967; siehe auch Wikipedia / «Im deutschen Reisebüro in Schaffhausen» (Pünter, Anschluss, 1967, S. 219).

14 DIE SPUREN VERDICHTEN SICH

Nebes Vermutung und Arbeit nach Gisevius: Nebe, S. 174ff. / über die Saalsicherung E. Schmitt, Göppingen, in M-lfZ, ZS/A-17 Nr. 34 / über Josef Gerum siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Gerum / Stellungnahme von Freiherrn von Eberstein, 1964 ebenda, ZS 539 / Interventionen des Innenministers in M-SA, Gestapo 16 / Venlo-Entführung: Richardi, SS-Geiseln, 2005, S. 12-14; Schellenberg, S. 96ff.; Best: The Venlo Incident; Brissaud: Die SD-Story; Goebbels, Teil 1, Bd. 3, S. 646; Klemperer: Die verlassenen Verschwörer, S. 146ff. (in der Ein-

schätzung ziemlich unsinnig); Hoffmann: Widerstand, S. 156f.; Lang: Gestapo, S. 185ff. / zu Prof. Max de Crinis, siehe über Google: Haasis Wortgeburten, Elser Nachtrag 19 / Gutachten des Patentamts, Berlin, 17. 11.1939, in M-lfZ,ZS/A-17/5; dazu Dr. Böhme (um 1965) in ebenda, ZS 1939, S. 51ff. / Steinbach/Tuchel, 2008, S. 66 «Auch der Leiter der Kripo München» / Böhme nach dem Krieg (Wagner, Hitlers Kriminalisten, 2002, S. 159, 165; Altnazis im Bundeskriminalamt S. 154ff: Schenk, Auf dem rechten Auge blind, 2001, S. 41), siehe auch über Google: Haasis Wortgeburten, Elser Nachtrag 17 / zur Folterung bei der Gestapo allgemein: Heuer, Geheime Staatspolizei, 1995 / Deutsche Geheimagenten in England und in den USA, siehe: Fargo, 1972; Ritter, 1972 / Rupert Mayer in Gritschner: Ich predige weiter, S. 185 / Erinnerungen von Weiss-Rüthel in Potsdam, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep 35 H Sachsenhausen Nr. 25 / Interviews Huber 1964/66 in M-lfZ, ZS 735 / Steckbrief im Hamburger Tageblatt und Berliner Lokalanzeiger, 12.11.1939 / über die Stuttgarter Gestapoleute und ihre Zentrale Hotel Silber, siehe: Tatort Dorotheenstrasse, 2009; aus Zeugenvernehmung Rauschenberger 1950 in LB-SA, EL 48/4 Bü 1, Bl. 9-15 / «Es ist möglich, dass ich im Jahre 1942 aus Russland» (Rauschenberger, LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 14) / Kriminalkommissar Krüger (Rauschenberger, in: LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 14) / «Beispielsweise musste ich feststellen» (Kessler, in: LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 18) / Das ganze Haus «hätte in die Luft gehen können». (Karoline Schmauder, LB-SA/EL 48/4 Bü 1 Bl. 17, hier auch über Sprengversuch und den Spänesack auf dem Dachboden) / Zeugenvernehmung Rappold 1950, ebenda, Bl. 16 / Interview mit Holl um 1959 in M-lfZ, ZS/A-17/1 / Spruchkammerakten in LB-SA: Otto Rappold (EL 902/20 AZ.37/4/20031), Wilhelm Rauschenberger (EL 903/1 Bü 314), Paul Bässler (EL 903/4 Bü 158). / «Lieber sterben, als von diesen Hunden» (Akte Rappold, Bl. 107b) / «Bässler wird als sturer, eigensinniger» (Akte Bässler, Stück 15/1) / «Aus seiner marxistischen Einstellung heraus fasste Elser» (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 21) / Karriere von Kessler und seine Folterungen nach Spruchkammerakte LB-SA/ EL 903/1 Bü 486 / Krüger in Jugoslawien gefallen (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 18) / Jakob Bauer und ein Kriminalassistent aus Berlin mit Namen Lose (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 18).

15 DIE KÖNIGSBRONNER IN BERLIN

Am Morgen des 13. November 1939 fiel die Gestapo: Nach Steinbach/Tuchel (2008, S. 70) seien Elsers Eltern schon am 9. November 1939 verhaftet worden. Das ist um vier Tage zu früh, Elser befand sich frühestens gegen Abend des 9. November im Keller der Gestapozentrale München und war als illegaler Grenzgänger überhaupt noch nicht verdächtig. Der Steckbrief, übrigens noch ohne seinen Namen, kam erst am 11. November gegen Abend heraus. Die ersten beiden Gestapomänner von Stuttgart trafen erst am 12. November morgens in Königsbronn ein. / «Im gleichen Koffer befanden sich einige kleine Uhrwerke»

(LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 21) / «unter Bewachung von zwei Kriminalbeamten» (Maria Hirth, in LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 6) / Maria Schmauder wurde als Vorzugshäftling von Rauschenberger nach Berlin gebracht (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 13) / Zeugenvernehmung der Elser und anderer 1950, in LB-SA, EL 48/4 Bü 1 / Interview mit Leonhard Elser, in: M-IfZ/ZS/A-17/1, S. 3ff / Interview mit Elsa Härten, damals Votteler, um 1964, in M-IfZ, ZS/A-17/3; daraus machte ein Journalist eine fantasievoll ausgeschmückte Version, in: Der Stern Nr. 20, 17.5.1964 / «im obersten Stockwerk» (Anna Lober, in: LB-SA/EL 48/4 Bü 1 Bl. 10) / «mit einem Sonderzug nach Berlin», Elsa 1950 vor der Kripo (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, S. 3) / Maria Hirth: «Sonderzug» (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, S. 6) / «Von den Beamten in Berlin erfuhr ich damals» (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 8) / «E. lebt.» Rauschenberger im Stab der 9. Armee (ebenda, Bl. 14), ebenso Karoline Schmauder (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 17).

16 GESTÄNDNIS UND VERHÖR

Interview Huber 1966 in M-IfZ, ZS 735 (mit etlichen Fehlern) / Goebbels, Teil 1, Bd. 3, S. 642f. / «Personalbogen» in M-IfZ / Schweizer Rundspruchdienst, Radio-Abhörbericht No. 448, befindet sich in Bern, Schweizerisches Bundesarchiv, Akte Otto Strasser, E 4320 (B) 1970/25 Bd. 1-4, Dossier C.2.102 / das Verhörprotokoll nach Elser: Autobiographie, eine vergrösserte Fotokopie des einzigen Archivexemplars ist öffentlich einzusehen in der Georg-Elser-Gedenkstätte, Königsbronn / zu Kappler siehe Schröm/Röpke: Stilles Hilfe, S. 128ff / Nebes Faustregel in Gisevius: Nebe, S. 115 / Hitler über Elser in Picker: Hitlers Tischgespräche, S. 144 / Elser's «Denkmal» in der gesamten Presse am 22. November 1939 / Ursula Juknat, das Verhör fand der Augsburger Fritz Schmidt (nochmals herzlichen Dank für die Übermittlung) in der Berliner Zweigstelle Dahlwitz-Hoppegarten (DH) Signatur: ZC 14162, Akt. 5, das Zitat S. 4-5. Ursula Juknat, geb. Behnka, wohnte damals in Köpenick, Dregerhofstr. 5 / ein schwäbisches Theaterstück: Haasis, Georg Elser schwäbisch bei der Gestapo, 2008.

17 TOTENKULT; DER NEKROPHILE STAATSAKT VOM 11. NOVEMBER

Für den NS-Totenkult Behrenbeck und Ackermann / Totenfeier 9.11.1939 nachgedruckt bei Schoebe, S. 29-32 / detaillierter «Aufmarschbefehl» für die Totenfeier 10./11.11.1939 und «Regieprogramm» für den Staatsakt in M-SA, NSDAP 89 (darin Zeichnung mit der Aufstellung) / Artikel über die Totenfeier und Hess' Rede in Völkischer Beobachter, 12.11.1939 / Übertragung der Trauerfeier, 11.11.1939, in F-DRA / SD-Bericht vom 13.11.1939 über den Staatsakt in Boberach, 3. Bd., S. 449. Das Lied «Hakenkreuz am Stahlhelm» findet sich mit Text und hörbarer Melodie in: <http://ingeb.org/Lieder/kameradr.html>.

18 DIE SUCHE NACH DEN HINTERMÄNNERN

Das grosse antienglische Plakat gegen Chamberlain hängt zur Zeit in der ständigen Ausstellung im Haus der Geschichte, Stuttgart / Gisevius: sein Brief vom 2. Februar 1959 befindet sich in Zürich, Archiv der ETH, Nachlass Gisevius (für die Vermittlung danke ich herzlich Uli Renz, Karlsruhe) / Appenzeller Zeitung, ein Exemplar befindet sich gut zugänglich in der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden in Trogen, hoch oben über St. Gallen, mit dem Trogener Bähnli ab Bahnhofsvorplatz St. Gallen landschaftlich bezaubernd in einer Fahrtstunde zu erreichen. Die beiden Appenzeller Zeitungsartikel über Elser sind jetzt komplett nachgedruckt in: Haasis, Georg Elzers Attentat im Spiegel der NS-Presse und des Schweizer Journalismus, S. 109-114 / Appenzeller Zeitung 10. November 1939, nachgedruckt in: Haasis, siehe oben, S. 109-111 / über Hausamann siehe Wikipedia / Richardot, Die andere Schweiz, 2004, S. 76-77; Hauser, 1994; Matt, 1969, S. 49-50; Bucher, 1991 / angebliche Reise Elzers 5.11. nach Zürich in: Schweizerische Bodensee-Zeitung, 23.11.1939 / 19. November 1939 in Oberkochen ein Engländer festgenommen (Rauschenberger, in: LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 12) / Verbot der Schweizer Zeitungen in Boelcke: Kriegspropaganda, S. 222 / Elser-Akte in Bern, Schweizerisches Bundesarchiv, C.2.102, Dossier Otto Strasser, Bd. 1 und 2; das «Réquisitorial» publiziert in Uli Renz: Die Akte Elser / Röhm, Der württembergische Protestantismus, 1995 / Schweizerische Bundesanwaltschaft, Schreiben vom 2. Februar 1940 in der oben genannten Elser-Akte in Bern / Verhaftung von Norbert Jacques und Lilly Braumann-Honsell in: Bosch, Bohème, 1997, S. 472,568 / Akte Max Manasse, in: D-LA/ RW 58 Nr. 17881 / «jüdischer Geheimbund» zur Ermordung von Hitler und Göring, in D-LA/RW 58 D. 30718, MG. 33273 / Schauspielerin Ema Terramare, D-LA/RW 58 D 27245 / Max Simons, geb. 1873 in Jüchen, in D-LA/RW 58 20787 / Ströbinger, A-54, 1966 / «Die Nachrichtengruppe der Obrana národa» (Ströbinger, A-54, 1966, S. 157/158) / Akte in Sachen Elser im D-LA/Signatur: RW 58 Gestapo Nr. 65 209.

19 PROPAGANDA ALS ERSATZ FÜR KRIMINALISTIK

Koerber/Wanderscheck/Zugschwert: Mord! Spionage!! Attentat!!! 1940

20 ATTENTATSHAUSEN

Bericht des Journalisten Tollmein über seine Nachforschungen in Königsbronn in M-lfZ, ZS/A-17/3 / Zeugenvernehmungen der Elsers 1950 in LB-SA, EL 48/4 Bü 1 / «Im Frühjahr 1940 kam ein Herr aus Ellwangen» (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Verhör Maria Elser Bl. 6) / Schicksal Mathilde Niedermanns in Süddeutsche Zeitung, 22.6.1946 / Mathilde Niedermann im Jahr 1969 (M-lfZ, ZS/A 17/2 Nr. 51) / Gespräch Rau in: Gegen Hitler, 1989, S. 72 / Gespräch Niedermann liegt unter Wetzel in M-lfZ, ZS/A-17/3 / Gespräch Elsa Härten liegt unter Stephan ebenda / Entnazifizierungsakte Waldenmaier in LB-SA, EL902/10 AZ. 22/1 b/19784 /

Beratung mit der Abwehr in Ulm, Bl. 11, 13 / Elser für einen grossen Prozess gegen England nach dem Krieg aufbewahrt (Waldenmaier, Bl. 11) / «Der Chef der Gestapobeamten [Krüger] versicherte mir» (Waldenmaier, Bl. 11) / Entnazifizierungsakte Vollmer ebenda, EL 902/10 AZ. 22/28/1054/537 / Wiedergutmachungsakte Vollmer ebenda, EL 350 / Ein 21 jähriger Pole bei der Firma Waldenmaier, Entschädigung 15'000 DM (*Südwestpresse*, Ulm, 18. September 1999) / Gerstenmaiers Entschädigung (ebenda) / zu Vollmers Versuch, Elser aus der Lohnliste auszuradiieren, siehe Notizen über eine Fernsehsendung im NDR, 9.11.1965, in Sachsenhausen, Archiv der Gedenkstätte KZ Sachsenhausen, XVIII, 11.

21 VON DER GESTAPOZENTRALE NACH SACHSENHAUSEN

Schellenberg, S. Hof. / Dressen, Willi: NS-»Euthanasie«-Prozesse, 1996; Klee, «Euthanasie», 1983; Ders.: Auschwitz, 1997; Ders.: Was sie taten, 1998; Roth, Leistungsmedizin, 1985; im Netz findet sich eine wild wuchernde Debatte über Pervitin, man sollte sich davon nicht beeindruckt lassen, es ist ein grau in grau vor sich hinwabemder Sumpf aus der Drogen-Unterwelt. / Kriminalrat Geissler Frühjahr 1940 (Rauschenberger, LB-SA/EL48/4 Bü 1, Bl. 14) / Payne Best: Elser sei am 27. November 1940 ins KZ Sachsenhausen gebracht worden, bis 4. Februar 1945 dort (Renz: Gisevius, S. 19) / Brief Gisevius vom 6. Dezember 1948 aus New York an Payne Best (Zürich, Archiv der ETH, Nachlass Gisevius) / «Elser befand sich mindestens ein Jahr» (Bässler, in: LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 25) / Best über Elser im Dachstock in M-SA, NSG 25/2, Bl. 87 / über die geänderten Sinneswahrnehmungen im Zellenbau vgl. Buzengeiger, Tausend Tage Dachau / Erinnerungen von Ernst Eggert in Potsdam, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep 35 H Sachsenhausen Bd. 8/2, Bl. 125-129 / Artikel über Elser im «Schwarzen Korps», Jg. 1939, Folge 48, 30. November 1939, S. 8-9 / Emilio Büge: 1470 KZ-Geheimnisse, in Bonn, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Typoskript, S. 200 / Goebbels 4. Bd., S. 1512 über Niemöller / Naujoks, Mein Leben im KZ Sachsenhausen, 1989, S. 222/223 / Brief Niemöllers an Elzers Mutter, 23.3.1946, in M-SA, NSG 25/2 Bl. 21 / Wunderlich, S. 38, S. 21 / Erinnerungen von Arnold Weiss-Rüthel in Potsdam, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep 35 H Sachsenhausen Nr. 25 / Wunderlich über das Grauen vor dem Zellenbau, ebenda, Bd. 8/3, Bl. 411 / Bericht der Gestapo Prag nach Berlin, Reichssicherheitshauptamt, Amt IV, Meldungen wichtiger staatspolitischer Ereignisse, 1943, Nr. 3 vom 12. Januar 1943, zum Teil unzutreffend eingeordnet unter «Tschechische Widerstandsbewegung», befindet sich in Berlin, Bundesarchiv, R 58 Bd. 209, Bl. 33-34 / Erinnerungen von Paul Wauer in M-SA, NSG 25/2 Bl. 24 / Steinbach/Tuchel (2008, S. 86) bezweifeln Himmlers Besuch / Michael Wildt (2003, S. 674) über Himmlers Besuch am 29. September 1942 / Steinbach/Tuchel (2008, S. 84) über das Aktenzeichen 6 J 253/39g des Volksgerichtshofs / Wauer bei der Deportierung der Sonderhäftlinge April 1945 (Richardi, SS-Geiseln, 2005, S. 232) / «Wir erzählen über

Attentat Bürgerbräu.» (Goebbels, Tagebuch, 4. Bd., S. 1559) / zwei Darstellungen Usslepps in M-lfZ, ZS/A-17/4 / gründliche Widerlegung von Best und Usslepp durch Hoch / Im Gegensatz zu den ersten drei Auflagen dieser Elser-Biografie lasse ich in der neuen Fassung Franz Josef Fischer in Gruibingen weg, die kritische Argumentation von Steinbach/Tuchel (2008, S. 224) hat mich überzeugt. / Möbel und Ausstattung in Elser's Zelle, vgl. auch Steinbach/Tuchel (2008, S. 85) eine Zeichnung von Usslepp / 10'000 Häftlinge unterwegs nach Dachau in: Kupfer-Koberwitz, S. 234.

22 TOD IN DACHAU

Zeugenvernehmung Lechner 1951 in M-SA, NSG 25/2, Bl. 153-156; Interview Lechner 1959 in M-lfZ, ZS/A-17/2 (diese spätere Version ist stark verharmlost, noch mal völlig anders der Bittbrief 1965 an den Zentralrat der deutschen Juden) / Inhalt des Films siehe

http://de.wikipedia.org/wiki/Wir_bitten_zum_Tanz / Petrak, Josef (Worte)/Profes, Anton (Musik): Ich trag' im Herzen drin ein Stückerl altes Wien / Zeugenvernehmung Johann Neuhäusler 1951 in M-SA, NSG 25/2, Bl. 252 / Dr. Michael Höck ebenda, Bl. 59ff, Karl Kunkel Bl. 177, 213ff.; Dr. Corbinian Hofmeister im selben Band / allgemein wichtige Zeugenliteratur aus Dachau: Carls, Langbein, Goldschmitt, Neuhäusler, Schätzte, Hess, Kupfer-Koberwitz, Rost, Bakels, Joos, allgemein zur Einführung Kimmel / Hitlers politisches Testament, S. 120ff. / München, Staatsarchiv für Oberbayern, SpKA K 1023 Spruchkammerakte Franz Lechner (darin seine 3 Persilscheine, hier ist kein Schreiben von Elser erhalten) / Kopie des Mordbefehls, des Schnellbriefs vom 5.4.1945 in M-SA, NSG 25/2, Bl. 3ff., ebenso im Archiv des KZ Dachau / Gogallas Fahrt (Richardi, SS-Geiseln, 2006, S. 110-118) / Elser's letzte Lebensstunden, Karl Schmitt in M-SA, NSG 25/4, Paul Wauer ebenda, 25/2, Bl. 1 Iff., Dr. Lothar Rohde ebenda, Bl. 71f., die beiden Häftlinge im Krematorium August Ziegler ebenda, Bl. 195-198, und Franz Geiger ebenda, Bl. 269-272, der Kapo des Krematoriumskommandos Emil Mahl ebenda, 25/3, Bl. 3ff; Gesamtdarstellung von Dr. Naaff, ebenda, 25/4, Bl. 28ff., Best über seine Erlebnisse am 9.4.1945 abends ebenda, 25/2, Bl. 87f. / Dass August Ziegler am 6. März 1900 in Mannheim geboren wurde, ergibt sich aus LB-BA/B 162/25 470, Bl. 105). Am 30. Juli 1970 stellte die Justiz fest, dass er tot sei (ebenda) / Emil Mahl (1900-1967) ist gestorben am 1. April 1967 in Heidelberg (LB-BA/B 162/25 470, Bl. 103; B 162/20 592, Bl. 24) / Die erste Beschäftigung mit Bongartz und Elser's Tod bei Kimmel, S. 406f. / zum Krematorium Hess, S. 181-183; Carls S. 128f. / Antrag des Untersuchungsrichters Dr. Nikolaus Naaff M-SA, NSG 25/5, Bl. 31 / Personalien von Naaff nach seiner Personalakte im Bayerischen Staatsministerium der Justiz, München, Brief an mich vom 10. Februar 2000 / Akte Bongartz des SS-Rasse und Siedlungshauptamts in Berlin, Bundesarchiv / Personenbeschreibung Bongartz in M-SA, NSG 25/2, Bl. 170 / zum Grab von Bongartz siehe Heilbronn, Stadtarchiv, Böckingen Ord. 7 / Brief von Franz Lechner, Strafanstalt

Landsberg, 17. November 1965 (LB-BA, B 162/25 470, Bl. 1-11) / Wilhelm Visintainer 2. Dezember 1897 in Elberfeld geboren, nach LB-BA/A 162/25 470, Bl. 103 / Über die selbstlose Arbeit der beiden Zeugen Jehovas Visintainer und Wauer bei der Deportation nach Südtirol siehe Richardi, SS-Geiseln, S. 232 – zwei wohltuende Gegenbeispiele zu Niemöllers Gehässigkeiten gegen Elser / Bisher war nur bekannt, dass ein SS-Mann namens Fritz Georg Elser zur Hinrichtung hinausführte. Nach dem Verhör von Franz Lechner 1966 in München handelte es sich wohl um Fritz Mertens, SS-Unterscharführer aus Hamburg, ca. 30 Jahre alt (LB-BA, B 162 / 25 470, Bl. 18 und 21) / Bongartz sei im Gefangenenlager erschlagen worden, so Edgar Stiller beim Verhör 16. Juni 1967 in München (LB-BA, B 162/25 470, Bl. 39ff) / Verhör von Lechner am 21. April 1966, Bongartz als Mörder angegeben (ebenda, Bl. 19) / München, Staatsarchiv für Oberbayern, SpKA K 1023 Spruchkammerakte Franz Lechner (darin die 3 Persilscheine: Erklärung von Neuhäusler, München, 19. Nov. 1946; Erklärung von Martin Niemöller, Büdingen/Hessen, 1. Juli 1946; Erklärung von Walter Graf von Plettenberg, Bremen, 6. Juni 1946) / «Den können Sie im Buch streichen...» Aussage von Wauer (ebenda Bl. 33, Verhör Freyung, 14. März 1967) / «Ich habe nur gehört, möglicherweise von Mahl», Aussage von Stiller 1967 (LB-BA, B 162/25 470, Bl. 40) / über Eisele siehe Klee, Auschwitz, Register / Liste (1965) des Internationalen Suchdienstes des Roten Kreuzes in Arolsen mit Elsers Nennung (LB-BA/B 162/20 592, Schreiben aus Arolsen, 4. November 1965) / Leiche von Bongartz mit Namenszettel (LB-BA/B 162/20 592, Bl. 21); Auslieferung seiner Habseligkeiten 1947 (ebenda, Bl. 22) / über die Bekannte eines Heidenheimer SS-Mannes von Dachau (Anna Lober, in: LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Verhör der Anna Lober, Verhör in ihrer Wohnung, Königsbronn, Hauptstr. 369, Juni 1950, Bl. 12).

23 ABWEHR GEGEN DEN WIDERSTAND VON UNTEN

Niemöller in Nürnberger Nachrichten, 2.2.1946 / Briefwechsel Marie Elser (tatsächlich die Tochter Anna Lober) mit Niemöller in M-SA, NSG 25/2, Bl. 14a-22, gedruckt bei Uli Renz: Der Fall Niemöller / Zeugenvernehmung Niemöller 1951 ebenda, Bl. 190 / Notizen über die NDR-Sendung, 9.11.1965, in Sachsenhausen, Archiv der Gedenkstätte, XVIII, 11 / Renz, Der Fall Niemöller, 2002, darin Niemöllers Göttinger Rede vom 17. Januar 1946, S. 11-22 / Heinz Hermann Niemöller (Gauting), Leserbrief vom 1. April 2002 (Kopie im Privatarchiv Haasis) / Rudolf Augstein, Brief vom 11. Januar 1960 (Kopie im Privatarchiv Haasis) / Rothfels, S. 66f.; weitere Literatur zu dieser Linie siehe Hoch / Naujoks S. 167 / Wauer über Loritz in M-SA, NSG 25/2, Wauer ebenda seine Erinnerungen, S. 16 / Vollmer-Akten in LB-SA, EL 48/4 Bü 1 und hier im Kapitel 11 genannt / Ulmer Zeitungsartikel über Elser in: Schwäbische Donau-Zeitung 7.1.1947 / Akten Dr. Naaff in M-SA, NSG 25 / Augsburgsburger Phantasieanzeige in M-SA, NSG 25/1, Bl. 86-90 / Stern, S. 128, S. 135, S. 145 /

Die Texte zum umstrittenen neuen Münchner Elser-Denkmal findet man ausführlich im Netz beim Georg-Elser-Arbeitskreis Heidenheim. / Das Telefon-Interview mit Pretsch in Steinenkirch-Böhenkirch vom 14. Januar 2005 findet sich veröffentlicht in: Haasis, Wortgeburten, Elser Nachtrag 35 / «1969 sah ich in einer Berliner Kneipe zufällig», in:

<http://haasis-wortgeburten.anares.org/elser/ppzahl.php> / «die spur Josef schurr' findest» (Brief von Zahl an mich, Long Bay, Jamaica, 28. September 2000, im Privatarhiv Haasis) / Zahl's Theaterstück: Gespräche Schurr/Elser vom November 1938 und Sommer 1939 (Zahl: Erstausgabe 1982, S. 47-50) / Gespräche der Arbeiter bei Waldenmaier im Sommer 1938, in: Zahl, Erstausgabe, S. 20-25) / «es gab massenhaft kritiken» (Brief von Zahl 28. Sept. 2000) / Die Elser-Säule in Freiburg, zu sehen auf den Seiten des Elser-Arbeitskreises Heidenheim. / Die arrogante Stellungnahme eines Redakteurs des Focus, siehe: http://haasis-wortgeburten.anares.org/elser/bio_nachtrag_24.php

/ meine Kritik an der Veit-Harlan-Ausstellung, in:

<http://haasis-wortgeburten.anares.org/veitharlan/veitharlan02.php>

/ Das Hauptstaatsarchiv Stuttgart lag mit einer schlampig bis verfälscht gemachten Ausstellung auch nicht besser. Der tote Süß liegt dem Bildungsbetrieb noch immer unverdaut im Magen. Erst als meine Kritik in einer jüdischen Website erschien, reagierte die Archiv Verwaltung. Meine Kritik an der Jud-Süss-Ausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, in:

<http://haasis-wortgeburten.anares.org/veitharlan/veitharlan02.php/>

meine Kritik an der Stauffenberg-Erinnerungsstätte in:

http://haasis-wortgeburten.anares.org/stauffenberg/wo_bleibt_elsler.php

und <http://haasis-wortgeburten.anares.org/stauffenberg/stauffenberg2.php>

/ Jutta Roitsch (geb. 1942 in Königsberg). Ihre damalige Verantwortung für den Artikel recherchierte für mich Wulf Reimer, Korrespondent der Süddeutschen Zeitung in Stuttgart. Jutta Roitsch brachte mit voller Absicht Fritze ins Blatt und entsorgte meinen Elser-Beitrag im Papierkorb. Allgemein zu ihr:

http://www.bildungsforum21.de/start/referenten/cv_roitsch.html

/ Jörg Lau: Eine Selbstschädigung, in: Die Zeit, 13.1.2000.

24 ELSERS PERSÖNLICHKEIT – EIN RÄTSEL?

Sie lernte «einen Flüchtling vom 20. Juli» kennen (Andreas-Friedrich, Schattenmann, S. 208), über Heinz (ebenda S. 573) / «Mein Bruder hatte einen etwas eigenen Charakter...» (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, S. 9, Anna Lober) / «Mein Bruder hat diese Uhren dann...» (ebenda) / Als die Schwester Maria Hirth 1935 in Stuttgart heiratete... (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Bl. 6-7) / «In seinem Beruf war er [Georg Elser] ...» (ebenda) / «Die technischen Voraussetzungen zur Durchführung des Attentats...» (LB-SA/EL 48/4 Bü 1 Bl. 18) / «Dass mein Bruder die technischen Voraussetzungen für das Attentat...» (LB-SA/EL 48/4 Bü. 1, Friederike Kraft, Bl. 14) / «Das Diskutieren war nicht seine starke Seite...» (M-lfZ/ZS/A-17/1, Leonhard Elser S. 9) / Als einziger sei Georg damals «nicht nur überzeugt gewesen»

mutet E.-M. [Egetemaier]...» / (ebenda S. S.4-5) / «Was sich G[eorg] E[lser] in den Kopf setzte ...» (ebenda S. 5) / «dass Elser nie Wert darauf gelegt hat» (M-lfZ/ZS/A-17/1, Grupp S. 3) / «ob Elser immer ernst war oder...» (M-lfZ/ ZS/A-17/1, Egetemaier S. 6) / Elser sei «ein guter Mann» gewesen, «grundanständig und Überstunden» (M-lfZ/ZS/A-17/1, Grupp, S. 2) / Fromm, Arbeiter, S. 204 / «Elser habe viel gelesen, aber das sei ihr zu ‚hoch‘ gewesen...» (M-lfZ/ZS/A-17/3, Elsa Votteler S. 2) / Fromm, Arbeiter, S. 105, 108 / «Sie fühlte sich sehr zu Elser hingezogen...» (ebenda S. 1) / «Er erklärte mir schon damals, dass ...» (LB-SA/EL 48/4 Bü 1, Karl Hirth, Bl. 7) / «Trotz Folterungen war Elser dabeigeblichen...» (LB-SA/EL 902/10 AZ. 22/lb/19784, Bl. 11).

BILDNACHWEISE

Berlin, Bundesarchiv: 32, 33
Bern, Schweizerisches Bundesarchiv: 9, 11, 23-28
Königsbronn, Privatarhive: 1,6-8, 14
Ludwigsburg, Staatsarchiv: 4
München, Bayerische Staatsbibliothek, Fotoarchiv Hoffmann: 20
München, Institut für Zeitgeschichte: 17, 18, 21
Reutlingen, Privatarhiv Haasis: 2, 3, 5, 10, 12, 13, 15, 16, 19, 29-31
Völkischer Beobachter: 22

PERSONENREGISTER

Georg Elser, Adolf Hitler und Heinrich Himmler werden nicht aufgeführt, da sie ständig vorkommen.

- Adam, Herbert 166, 372
 Aigner, Michael 88,92
 Amann, Max 144
 Andreas-Friedrich Ruth 337
 Assisi 326
 Augstein, Rudolf 327
- Bässler, Paul 62, 91,94, 105, 190, 193ff., 279
 Balabán Josef 259f
 Barth, Henning 281f.
 Bartsch, Jürgen 96, 360, 362f.
 Bauer, Jakob 190
 Baumann, Joseph 99
 Baur, Hans 113
 Bavaud, Maurice 84f., 129
 Beck, Ludwig 73, 83
 Becker (Meersburg) 34
 Beer-Grunow, Friedrich 146
 Benzing (Villigen) 180
 Best, Sigismund Payne 179, 242, 265, 279f., 291,296, 307ff., 318
 Bloch, Erich 43f., 124, 352
 Bloch, Ernst 124
 Blum, Léon 309
 Boberach, Heinz 221, 328
 Böckheler 254
 Böhme, Albrecht, Dr. 148, 151, 183ff.
 Böttger, Franz 315
 Bongartz, Theodor Heinrich 310ff.
 Bonhoeffer, Dietrich 308
 Bormann, Martin 144, 209, 307
 Borsig (Düsseldorf) 69f., 258
 Brandauer, Klaus Maria 332
 Braumann-Honsell Lilly 255
 Bringolf, Walter 42, 76, 175
 Britsch, Otto 23
 Brockamer 281
 Brög, Johann 105, 107f., 123
- Brückner, Wilhelm 144, 157, 233
 Brupbacher, Fritz 26, 173
 Büge, Emilio 286
 Bühl, Manfred 30, 270, 33 If.
 Bullock, Allan 323
 Bunke, Heinrich 271
- Canaris, Wilhelm 6, 73, 308, 337
 Capek, Karel 72
 Chamberlain Neville 242
 Chaplin, Charlie 209
 Churavy Josef 259
 Churchill, Winston 263
 Crinis Max de 277
- Dannecker, Leo 25
 Dassler (Konstanz) 33
 Delestraint, Charles 311, 315f.
 Dippon (Abwehr, Ulm) 272
 Döpking Karl 266
 Dohnanyi, Christoph von 221
 Dohnányi, Hans von 21
 Dollfuss, Engelbert 166
 Dornier, Claude 24
 Dreher (Meersburg) 34f., 252
- Eberstein, Friedrich Karl Freiherr von 146, 150, 152,184
 Eccarius, Kurt 288
 Egetemaier, Anton 16,49, 57, 65f., 341f.
 Eggert, Ernst 283f.
 Eisele, Hans 315
 Elser, Eugen 48
 Elser, Hans 60, 332
 Elser, Leonhard 26, 29,48f., 64f., 90, 196, 199ff., 210, 269, 327, 332f., 340
 Elser, Ludwig 11
- Elser, Maria 65, 197, 268
 Endrueweit Klaus 277
 Epp, Franz Ritter von 143
 Erler, Rainer 330
 Esser, Hermann 113
- Faulhaber, Kardinal Michael 171f.
 Feuchtelhuber (Faistelhuber/ Konstanz) 117, 324f.
 Fiebig (Konstanz) 26, 38, 41
 Fischier, Karl 144
 Formis Rudolf 245
 Förschler, Arthur 333
 Frank (Augenzeuge, München) 140f.,149
 Frank, Hans 113
 Frick, Wilhelm Dr. 144
 Fritze, Lothar 8, 335ff.
 Frölicher, Hans 129, 173
 Fromm, Erich 347f.
 Friedrich Wilhelm II. 232
 Fuchs, Georg 27
- Garibaldi, Giuseppe 299
 Garibaldi, Sante 289
 Geiger, Franz 312, 315
 Geissler 279
 George, Stefan 335
 Gerstenmaier Eugen 274
 Gerum, Josef 175
 Gisevius, Hans Bernd 6, 17, 80f., 93, 243f., 279f., 326
 Goebbels, Joseph 58, 70, 79, 111ff., 119, 138, 144, 146f., 155f., 171, 174, 213,241, 261ff., 287, 292,335
 Goerdeler, Carl 336
 Göring, Hermann 76, 79, 113, 157f.
 Götsch, Werner 148
 Gogalla, Wilhelm 307f.
 Graf, Ulrich 144

- Grethe, Otto 130
 Grieg, Edvard 234
 Grimlinger Jakob 233
 Groscurth, Helmuth 152,
 154
 Gruchmann, Lothar 221,328
 Grünewald 196
 Grupp, Eugen 62f., 70, 74,
 342,347
 Grynspan, Herschel 240, 287
 Günther, Sofie 194

 Haasis, Erwin 170
 Häbich, Wilhelm 192
 Härten, Elsa 11, 16,29,49, 58,
 61f., 73, 96, 187, 200ff,
 270t, 275, 294, 320, 348t
 Härten, Hermann 64f., 92
 Halder, Franz 338
 Harlan, Veit 110, 112, 155,
 335
 Hartmann, Ernst 93
 Hasek, Jaroslav 259, 261
 Hausmann Hans 246
 Heinz, Friedrich Wilhelm
 (Oberst Hartmann) 338
 Henle, Maria 134, 143
 Hess, Rudolf 113, 138, 144,
 172,231,233t, 275
 Heyden, Werner 277
 Heydrich, Reinhard 18, 113,
 144, 148, 178, 181,214,
 230, 243, 253, 256, 276,
 278
 Hierl, Konstantin 144
 Hirsch Helmuth 266
 Hirth, Karl 197, 199, 202,
 204f., 340, 348
 Hirth, Maria 21,37f., 105,
 121, 197f., 202, 204, 268,
 285, 339
 Hoch, Anton 328, 348
 Hochhuth, Rolf 124
 Höck, Michael 306
 Hörbinger, Paul 300
 Hoffmann, Heinrich 144
 Holl, Georg 189
 Holzamer, Karl 331
 Hossbach, Friedrich 73
 Huber, Franz-Josef 37, 152t,
 181t
 Hummler, Anton 192
 Huppenkother, Walter 308

 Jacques Norbert 225
 Jagenberg (Düsseldorf) 256

 Jandl, Ralf 9
 Jukant Ursula 220
 Jung, Wilhelm 164

 Kadelbach (Königsbronn)
 42, 77, 269,279
 Kaffl, Wilhelm, Dr. 136
 Kaiser (Gestpo Stuttgart)
 196
 Kaltenbrunner, Ernst 307
 Kappler, Herbert 222
 Kaspar 195
 Kessler 190, 195t
 Kirnbauer, Franz 167
 Kirschbaumer, Willy 253
 Kluge, Günther von 338
 Koeber, Walter 262, 264
 Kokorin 308
 Kolb, Georg 87, 200, 324
 Konrad, Christian 60
 Kopp, Josef 35
 Kordt, Erich 154
 Kraft, Friederike 269
 Kranz (Frau) 212
 Kremin 266
 Krüger 190, 195, 272t, 349
 Kuch, Karl 251,275, 324t
 Kunkel, Karl 306t

 Labhart (Bern) 72
 Lang, Hilda 29ff.
 Lau, Jörg 337
 Lautz, Ernst 152
 Lechner, Franz Xaver 7,
 298ft, 316,318
 Legath (Gestapo Berlin) 159
 Lehmann, Alfons 102
 Lehmann, Johanna 252
 Lehmann, Rosa 83, 102, 107,
 252
 Leisner, Karl 173
 Lennon, John 330
 Letsche, Kurt 280ff.
 Ley, Robert 113, 144
 Likar Josef 259f.
 Lobbes, Hans 152, 212
 Lober, Anna 42t, 198t, 200,
 268, 320t, 339
 Loritz, Hans 283
 Lose (Kripo Berlin) 190
 Lubbe, Marinus van der 160
 Ludin, Hanns Elard 46
 Luitpold, Prinzregent von
 Bayern 35

 Mahl, Emil 31 Off.
 Majer, Gerhard 331

 Man F. (Prag), 260
 Masrn 259t
 Masson Roger, 246
 Matther 214
 Matthes, Wilhelm 33
 Maurer (Königsbronn) 63
 Mayer, Rupert 180
 McCloy 243
 Medal, M. (Prag) 260t
 Meichelbeck (Konstanz) 45
 Mertens, Fritz 195, 309
 Metzner, Rudolf 27
 Moeller van den Bruck,
 Arthur 148
 Morávek, Václav 259
 Morse, Theodor F. 239
 Moser (Zürich) 253
 Müller, Heinrich 127, 153,
 177,211,276ft, 307t
 Müller, Karolina 11
 Müller, Matthias 21t
 Münchhausen, Karl Freiherr
 von 295
 Münzenberg, Willi 26, 173f.
 Mussolini, Benito 71

 Naaf, Nikolaus, Dr. 310ft,
 321,325
 Naujocks, Alfred 179, 323
 Naujoks, Harry 279
 Nebe, Arthur 6, 17, 35, 37,
 80t, 93, 128, 147, 152ff.,
 175, 177t,181,184,189,
 211t, 219, 222, 279t,
 285,326,343
 Nell, Friedrich 58
 Neuhäusler, Johann 306
 Niederhofer, Max 271
 Niedermann, Mathilde 26,
 29ft, 251,268, 270
 Niemöller, Heinz Hermann
 321
 Niemöller, Martin 9, 287t,
 290.306.319ft. 326

 Oppenheimer, Joseph Süs
 335
 Orsenigo, Ceasare (Nuntius)
 172
 Ortner, Helmut 329
 Oster, Hans 154

 Paulus (Apostel) 231
 Petrak, Josef 300
 Peymann, Klaus 329t
 Pius XII, Papst 172
 Pretsch, Hermann 328ff.

- Profes, Anton 300
Pünter, Otto 174
- Rappold, Otto 187f., 190f.
Rascher, Sigmund 277 Rath,
Ernst vom 240f.
Rau, Eugen 19, 23, 98, 269,
332
Rauschenberger, Wilhelm
187ff., 190ff., 210
Reile (Gestapo Stuttgart) 187
Renz, Uli 326f.
Riederer (Aalen) 21
Rieger, Xaver 125, 127, 131f.
Ritter, Gerhard 323
Röhm, Eberhard 254
Rohde, Lothar, Dr. 309, 320
Roitsch, Jutta 336
Rommel, Erwin HO, 155, 331
Rosenberg, Alfred 113, 138,
144, 155
Roth, Erwin 326f.
Rothfels, Hans 302
Rothmund (Meersburg) 33,
247f.
Rothmund, Heinrich 248
Rottmaier, Ludwig 309
Rovan, Joseph 124
Royer, Jakob 135
Ruppert, Friedrich 313, 315
- Sakowski, Paul 287ff.
Sapper, Robert 19ff.
Sauter 200
Schaad (Schnaitheim) 90
Schacht, Hjalmar 76
Schachta, Eugen 136
Schaub, Julius 144
Scheerer, Hans 19
Schellenberg, Walter 179,
276ff., 340, 343
Schiffer (München) 84
Schiller, Edith 84, 258
Schlabrendorff, Fabian von
219
Schlie, Werner 192
Schlumberger, Hella 333
Schmauder 66, 71,90,93ff.,
109, 120, 183, 187f., 267
Schmauder, Berta 95, 344
Schmauder, Karoline 96,
187f., 340
- Schmauder, Maria 182,
187ff., 201,212, 222
Schmidt (Gestapo Berlin)
201,219
Schmundt (Oberst) 144
Schnabel, Thomas 335
Schönholzer (Vater) 28, 31,
252
Schönholzer, Karl (Sohn)
31L, 252
Schuckmann (Konstanz) 27
Schulenburg, Friedrich-Wer-
ner von 173
Schurr, Josef 19, 50, 52ff.,
70,76, 98, 271, 330t
Schwarz (Stuttgart) 188
Sell, Marta 195
Silcher, Friedrich 237
Singer, Michael 254
Solleder, M. 105
Sonnemeier, Erich 257
Spann-Rheinisch, Othmar 157
Spann-Rheinisch, Erika 157
Stalin, Josef 32t, 71, 101
Stauffenberg, Claus Graf
Schenk von 55,93, 110,
335, 349
Steinbach, Peter 291
Steiner (Stuttgart) 199
Stephan, Elsa 270
Stern, Joseph Peter 328
Stevens, Richard Henry 179,
216f., 242, 265, 307
Stilller, Edgar 297, 309, 317,
325
Stössel (Konstanz) 33
Strasser, Georg 147
Strasser, Otto 6, 127, 129,
147L, 166, 214f., 239,
244ff., 265, 276, 280f.,
292,297,319
Streicher, Julius 113, 138
Strobl, Maria 133t, 153, 181
Ströbinger, Rudolf 259f.
Strümpflen, Adolf 194
Stüss Oppenheimer, Joseph
335
- Terramare Erna 259
Thälmann, Ernst 301,304
Thümmel Paul 259
Traber (Konstanz) 126
Trapp (München) 239
Tuchel Johannes 291
Tuppy, Karl Dr. 166
- Uhland, Ludwig 237
Ullrich, Aquilin 277
Usslepp, Walter 293ff., 327
- Valentin, Karl 346
Visintainer, Wilhelm 315
Vogt (Berlin) 220
Voith (Heidenheim) 269
Vollmer, Ernst 52, 274
Vollmer, Georg 50, 52, 54,
56, 59, 87,91f., 200, 269,
272, 274, 323ff., 327
Votteler (Jebenhausen) 66, 98
Votteler, Elsa 66
- Wachter 23
Wagner, Adolf 146
Wagner, Max 192
Waldenmaier, Erhard 52, 55,
66, 68ff., 82f., 186, 271ff.,
276, 349
Wanderscheck 263
Wauer, Paul 290f., 314f.
Weber, Christian 113f., 144
Weber, Michael Wilhelm 143
Weiter, Eduard 309
Weiss-Rüthel, Arnold 289
Weizsäcker, Ernst von 72
Wenzl 239
West 217
Wiehle, Kurt 144
Wieler, Pius 30
Wildt, Michael 291
Winterhalder 27
Wipfel, Emil 135
Wolff, Karl 144
Wunderlich, Rolf 166, 287,
290
Wurm, Theophil 169, 172
- Zahl, Peter Paul 50, 271,
329ff.
Zahn (Hauptmann) 93
Zeller, Eberhard 323
Zeman 260
Zepf, Josef 131
Zerkaulen 263
Ziegler, August 310, 312f.,
315f.
Zimmet, Karl 100
Zipperer, Waldemar 125
Zöldner (Prag) 260f.
Zugschwert 262

INHALT

1	Er war ja nur ein einfacher Schreiner	5
2	Jugend und Schreinerei in Königsbronn	9
3	Befreites Leben in Konstanz am Bodensee	23
4	Rotfrontkämpferbund oder SA	36
5	Sackgasse: zurück nach Königsbronn	48
6	Der Entschluss zum Attentat	66
7	Die Vorbereitungen	81
8	Nachtarbeit im Bürgerbräukeller	99
9	Hitler schreit den Weltkrieg herbei – unter Elsers tickender Bombe	111
10	Elser scheitert an der Schweizer Grenze	120
11	Die Explosion	133
12	Der Schuttberg wird untersucht	145
13	Das Echo auf den Anschlag	155
14	Die Spuren verdichten sich	175
15	Die Königsbronner in Berlin	196
16	Geständnis und Verhör	211
17	Totenkult: der nekrophile Staatsakt vom 11. November	229
18	Die Suche nach den Hintermännern	239
19	Propaganda als Ersatz für Kriminalistik	261
20	Attentatshausen	266
21	Von der Gestapozentrale nach Sachsenhausen	275
22	Tod in Dachau	297
23	Abwehr gegen den Widerstand von unten	319
24	Elsers Persönlichkeit – ein Rätsel?	337
	Bibliographie	351
	Quellennachweise / Bemerkungen	365
	Bildnachweise	380
	Personenregister	381